Herder's Werke.

Nach den besten Quellen revidirte Ausgabe.

Funfzehnter Theil.

Zerstreute Blätter.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Heinrich Düntzer.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Inhalt.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Wie wir im vierzehnten Theile den Inhalt der Adrastea in der ursprünglichen Folge, mit Ausschluß des schon unter den Gedichten, den Dichtungen und Uebersetzungen und in den Bänden zur morgenländischen, griechischen und römischen Literatur Aufgenommenen, gegeben haben, so lassen wir hier in gleicher Weise die Zerstreuten Blätter folgen, in welchen Herder in bunter Ordnung dasjenige aus ältern und jüngern Papieren oder schon gedruckten Aufsätzen neu bearbeitet mittheilte, was ihm zu diesem Zwecke besonders geeignet schien; nur der geringste Theil der dort gedruckten Stücke ist ganz neu. Die Zerstreuten Blätter haben zu ihrer Zeit auf empfängliche Gemüther einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt, da alle einzelnen Stücke den Stempel von Herder's Geist trugen, der sinnig fremde Dichtungen wiedergab, auf die Vorstellungen der Völker von dem dies- und jenseitigen Leben liebevoll einging, den Räthseln der menschlichen Seele und ihrer Entwicklung mit Anknüpfung an die tiefsten Denker fein nachspürte. Freilich entbehren sie vielfach der vollendeten Ausführung, manche sind sogar Bruchstücke; aber der reiche, abwechselnde, immer jedoch lieblich in der Seele anklingende, weil aus voller Seele fließende Inhalt zog innig an, wie denn noch heute der größte Theil derselben als Enthüllungen eines in die Tiefe dringenden, manche lichte Blicke eröffnenden Geistes anregend wirkt. Johann von Müller hat diese Beiträge ganz vereinzelt, indem er sie den Bänden zutheilte, in welche sie ihrem Inhalte nach zu gehören schienen, meist unter der Abtheilung „Zur

Philosophie und Geschichte", da nur der geringere Theil, außer den bereits in den Gedichten, den Dichtungen und Uebersetzungen gegebenen Stücken, zur schönen Literatur und Kunst gezogen werden konnte. So erscheinen die Stücke der Zerstreuten Blätter in den Bänden, die er Die Vorwelt, Postscenien zur Geschichte der Menschheit, Seele und Gott, Nachlese historischer Schriften, Nachlese zur schönen Literatur und Kunst überschrieben hat, untermischt mit früheren und späteren Arbeiten. Diese willkürliche Unterbringung beeinträchtigt die Beurtheilung der einzelnen Stücke, denen nichts ferner lag als eine systematische Behandlung; die Aufsätze und sonstigen Mittheilungen sollten eben an ihrer Stelle und in ihrer Zusammenordnung als Beiträge zur allgemeinen Bildung und Belehrung wirken, wie sie dies zu ihrer Zeit auch redlich gethan. In Folge von Müller's Anordnung haben auch manche Stücke der Vorreden zu den einzelnen Bänden in den sämmtlichen Werken keine Aufnahme gefunden.

Zu der Herausgabe der Zerstreuten Blätter wurde Herder zunächst durch seine Gattin bestimmt, welcher dieses eine geeignete Gelegenheit schien, durch Mittheilung kürzerer Arbeiten, deren sich viele unter Herder's Papieren fanden, ohne großen Aufwand von Zeit ein bei seinem ungenügenden Einkommen nicht unbeträchtliches Honorar zu gewinnen, das zunächst zur Reise nach Karlsbad bestimmt war, und zugleich ihren Gatten in beständiger Verbindung mit einem weitern Leserkreise zu erhalten, wozu die langsam fortschreitenden Ideen, deren erster Band endlich im Frühjahr 1784 erschienen war, weniger passend schienen. Einen besondern Reiz zur Herausgabe bildete für Herder selbst die Mittheilung seiner Uebersetzung von Epigrammen der griechischen Anthologie, welche ihm um so erfreulicher war, als sie von Goethe mit warmem Beifall begrüßt wurde. Anfangs April 1785 war die erste Sammlung ausgedruckt. Herder's Gattin schickte sie bereits den 10. an Gleim. Auf die vier Bücher „Blumen, aus der griechischen Anthologie gesammelt" (Werke, VII. S. 51—91), folgte

zunächst der erste Theil der „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm" (daselbst, S. 157 —171), dann das Göttergespräch „Ob Malerei oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre" (Werke, II. S. 239—250), und die „Paramythien" (daselbst, S. 215—232). Den Schluß bildeten die in unserm Bande mitgetheilten Gespräche „Ueber die Seelenwandrung" und der Aufsatz „Liebe und Selbstheit", die, schon 1781 und 1782 im Merkur erschienen, zum neuen Abdruck vielfach verändert waren. Voran ging „Statt der Vorrede ein Gespräch" zwischen Theano und Demodor. Den Namen der Theano, die er auch in seinen Gesprächen über Gott auftreten läßt, nahm er von der Frau des Pythagoras; sich selbst nannte er Demodor, welcher Name Volksgeber (Veröffentlicher) heißen soll. Ob er bei der Theano eine ihm befreundete Dame, etwa Frau von Schardt, im Sinne hatte, wissen wir nicht. Den Anfang des Gesprächs bildet die in unserer Ausgabe der Werke, VII. S. 47—49, Z. 22, abgedruckte Stelle; daran schloß sich Werke, II. S. 237 f., daselbst, S. 213 f. und das unten bei den Gesprächen „Ueber die Seelenwandrung" (S. 3 f.) und bei „Liebe und Selbstheit" (S. 43) in der Anmerkung zur Ueberschrift Angeführte. Das Gespräch schließt dann in folgender Weise:

„Theano. Aber, Demodor, Sie werden plötzlich so nachdenkend.

Demodor. Nichts, Theano.

Theano. Hat mein Gespräch Sie auf einen dunkeln Weg gebracht?

Demodor. Nicht Ihr Gespräch, aber die Sache selbst, und die Einöde ist angenehm traurig. Ich dachte den verschiednen Zeiten, Gemüthsfassungen und Situationen nach, in denen ich diese einzelnen, viele Jahre hin von einander entfernten Stücke aufgesetzt habe. Wo sind sie? Sie sind wie ein Traum verschwunden. Wie Licht und Schatten streifen Phantasien über den Weg unsers Lebens, und wir —

Theano. Wir bleiben.

„Leid und Freude, sie gehn, oder wir gehn sie vorbei,“ sagt das griechische Epigramm.[1]) Ich will mir's merken und das, was in mir bleibt, immer mehr von dem Vorübergehenden zu unterscheiden suchen. So habe ich mir noch verschiedne ausgezeichnet, die mir hie und da gute Wegweiserinnen sein werden. Sehen Sie diese Arbeiten auch so an, als Denkmale und Erinnerungen aus frühern Zeiten, und überlassen Sie sie nun dem Shaftesbury'schen Amanuensis; *) sie werden Manchem wohlthun.

Demodor. Meinen Sie, Theano?“

Die zweite Sammlung bearbeitete Herder nach dem Abschlusse des zweiten Bandes der Ideen am Schlusse desselben Jahres. Schon am 9. Januar 1786 schreibt er an Heyne, der ihn durch eine Anzeige der ersten Sammlung in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ sehr erfreut hatte, es werde an der zweiten gedruckt; oft habe er an ihn gedacht, als er „die Stücke dazu gesammelt, gewaschen und zum Theil neu angezogen“; erreiche er damit nichts, so habe er genug, wenn er einige unreife Jugendarbeiten aus der Welt bringe oder sie in einem erträglichern Lichte zeige. Schon am 17. Februar sandte er die zehn ersten gedruckten Bogen an Gleim. Die Vollendung im Druck verzögerte sich. Erst Mitte Juni, als die Sammlung bereits längst im Buchhandel war, ließen „Krankheit und zehn verdrießliche Gemüthszustände“ ihn dazu kommen, daß er sie an Gleim und Heyne sandte. Dem Ersteren schrieb er dabei: „Lege et judica oder vielmehr lege et gaude, si quid gaudii libello inest“; dem Andern bemerkt er, daß er sein einziger Leser sei, wie er das liebe Publicum kenne; es seien zerstreute Blätter, und vielleicht nur hier und da Blüthen und Früchte. Die Sammlung begann mit dem fünften bis achten Buche der „Blumen, aus der griechischen Anthologie gesammelt“ (Herder's Werke, VII. S. 92—136), und dem zweiten Theil der „An-

---

*) His Amanuensis (for so he calls his bookseller or printer). *Characteristics*, Vol. II. Misc. 2. I. — H.

[1]) Das in der ersten Sammlung mitgetheilte Epigramm „Die Wünsche“ (Werke VII. S. 65), wo aber wir gehen vorbei steht.

merkungen über das griechische Epigramm" (daselbst, S. 172—198); darauf folgten „Hyle kleiner griechischer Gedichte, erste und zweite Sammlung (daselbst, S. 199—219), die Abhandlung „Nemesis. Ein lehrendes Sinnbild" (daselbst, S. 307—328) und die umgearbeiteten Briefe „Wie die Alten den Tod gebildet" (daselbst, S. 333—368). Den Schluß machte der gleichfalls neu durchgesehene Aufsatz über Lessing, den wir in diesem Bande unter Nr. 3 geben. Die Vorrede war diesmal in Form von drei, blos durch Nummern bezeichneten Briefen an einen Freund gekleidet, bei welchem Gleim vorschwebte. Der erste Brief beginnt: „Hier haben Sie, mein Freund, die ersten gedruckten Bogen eines zweiten Theils der Zerstreuten Blätter. Nehmen Sie ihn so gütig auf, wie Sie den ersten Theil aufnahmen, und seien im Namen des Publicums sein erster Richter",[1]) worauf die in den Werken, VII. S. 49 f. abgedruckte Stelle folgt: „Die Blumen ... angelegt zu haben". Den zweiten Brief bilden die in den Werken, VII. S. 199[2]) und 305 gegebenen Stellen mit dem Schlusse: „Es thut mir leid, daß ich meine Abhandlung nicht mit einem Bilde dieser Göttin geziert habe. Leben Sie wohl und erwarten nächstens eine noch ernstere Gestalt, der diese nur zur Vorläuferin dienen sollte." Den dritten Brief eröffnet die Ankündigung der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" (Werke, VII. S. 331 f.), an welche sich die Worte schließen, mit denen er das Denkmal auf Lessing einführte (vgl. unten S. 61 f.).

Die dritte Sammlung begann Herder schon vor der Vollendung des dritten Bandes der Ideen und der Gespräche über Gott, von denen er den erstern am 9., die letztern am 25. Mai

[1]) An Gleim hatte er geschrieben: „Zum Dank sende ich Ihnen die Bogen der Zerstreuten Blätter des zweiten Theils, so weit sie gedruckt sind. Sie sind der erste Sterbliche, der solche gedruckt liest, und ich wünsche, daß sie Ihnen so viel Freude machen mögen, als Ihnen der erste Theil machte. Sie nehmen Sich der Sache Ihrer Freunde so warm und groß an, daß man von Ihnen wohl sagen kann: Sie sind statt Hunderte der Leser."

[2]) Im Briefe an Gleim hieß es: „Wenn Sie artig sind und bald antworten [was Gleim am 25. Februar that], sollen Sie gleich die weitern Bogen erhalten. Es folgt eine Hyle darauf von kleinen griechischen Gedichten, wo Manches Ihnen neu sein wird. Dieser ganze Theil ist den Griechen gewidmet." Krankheit unterbrach darauf die Verbindung mit Gleim.

1787 an Gleim sandte. Im März theilte er Knebel seine Gedichte mit, die in dieser Sammlung „einen Winkel einnehmen“ sollten. Es seien nichts als Jugendträume, wie er sie auch nennen werde, wenn ihm kein besserer Name einfalle, und die meisten sehr alt. Dem übrigen Inhalte des Buchs zu gut habe er meist Allegorien gewählt, um ein Ganzes hineinzubringen und den Vorwurf abzulehnen, als ob er in der Gestalt eines Dichters auftreten wolle. Der Freund möge über Alles ihm sein Herz und Seele eröffnen, als ob er ein Fremder wäre; diese trifles of the youth seien alt genug, daß er selbst sie als Fremdlinge betrachte. Da die meisten Abdrücke seines Herzens, so sei die Hauptempfindung, die sie ihm erregten, Bedauern. Das erste Stück dieser Sammlung war „Das Kind der Sorge“. Erst nach einiger Zeit, am 3. April, sandte Knebel diese „liebenswürdigen Frühlingskinder“ zurück. Aus dessen eingehender Beurtheilung sehen wir, daß auch das später unterdrückte Gedicht „Das Staatschristenthum“ (Werke, I. S. 287f.) sich unter diesen befand. Der Druck verzögerte sich; erst im September ward er vollendet. Die Vorrede ist vom 28. August, Goethe's Geburtstag. Voran gehen die Gedichte „Bilder und Träume“ (Werke, I. S. 17—49). An sie schließt sich die in unserm Bande (Nr. 4) gedruckte Abhandlung „Ueber Bild, Dichtung und Fabel“; es folgen die „Blätter der Vorzeit“ (Werke, VI. S. 33—73); „Persepolis“ (unten Nr. 5), diese geistreiche, mit aller Wärme eben geschriebene Deutung, bildet den Schluß.

Die Vorrede beginnt Herder mit einer Stelle aus Plato's Phädrus (p. 276B—E):

„Sage mir,“ spricht Sokrates zu seinem geliebten Phädrus, „wird ein verständiger Landmann wol den Samen, der ihm werth ist, und von dem er Früchte wünscht, mitten im Sommer in die Gärten des Adonis [1]) streuen und sich durch die Freude belohnt achten, wenn er ihn nach acht Tagen in schönem Grün sieht? Oder

---

[1]) So nannte man Sämereien von Gerste und Weizen in Thongefäßen, zur Feier des Adonisfestes beim Beginn des Sommers.

wenn er dies thut, wird er es nicht blos des Spiels und Festes wegen thun? da hingegen er seine eigentliche Saat nach aller Kunst des Ackerbaues in den Boden bringen wird, der für sie gehört, zufrieden, wenn er nur in acht Monaten die Frucht seines Gesäten erntet.

Phädrus. Allerdings, Sokrates, wird es ihm im letzten Fall ein Ernst, im ersten ein Festgebrauch oder ein Spiel sein, wie Du sagst.

Sokrates. Sollte nun Der, der die Wissenschaft des Gerechten, Guten und Schönen hat, mit seinem Samen nicht so klug umzugehen wissen als der Landmann mit dem seinigen?

Phädrus. Nicht anders.

Sokrates. Er wird also nicht in vollem Ernst seinen besten Samen mit schwarzer Tinte durch die Feder in Worten aussäen, da er diesen weiterhin mit seinem lebendigen Wort nicht beistehen und die Wahrheit in ihnen Niemanden eindringend machen kann.

Phädrus. Wahrscheinlich nicht.

Sokrates. Gewiß nicht. Aber Gärten des Adonis wird er auch in Buchstaben, wie es anständig ist, der Uebung wegen pflanzen; und da er durch das, was er schreibt, sowol für sich als für Jeden, der einerlei Pfad mit ihm geht, einen Schatz der Erinnerung wider die Vergessenheit des künftigen Alters sammelt, so wird er sich freuen, wenn er seine Pflanzungen zart hervorsprossen sieht. Wenn Andre an andern Spielen sich ergetzen, wenn sie sich in Schmausereien und ähnliche Vergnügungen tauchen, so wird er statt dieser aller mit Spielen, die ich eben genannt habe, sein Leben hinbringen.

Phädrus. Ein schönes Spiel, o Sokrates, vor allen andern Spielen, wenn Jemand durch Worte sich die Zeit zu kürzen vermag, indem er über Gerechtigkeit, Güte und Schönheit Einkleidungen dichtet.

Sokrates. Gewiß, mein lieber Phädrus, dem ist also. Noch schöner aber, dünkt mich, wird dieser Fleiß, wenn Jemand

durch die Kunst der Rede den Samen der Worte mit Verstand in den guten Boden einer Seele sät und pflanzt, die ihm zur Hand ist. Da kann dann dieser Same sowol sich selbst als dem Säenden aufhelfen und ist nicht ohne Frucht; denn auch er hat Samen in sich. Aus Seelen in Seelen gepflanzt, sind Worte geschickt, unsterbliche Frucht zu tragen und Den, der sie besitzt, glücklich zu machen, sofern dies ein Sterblicher sein kann."

Herder fährt dann fort: „So dachte Plato, und ich wünschte diesen zerstreuten Blättern, daß sie nicht ganz als eine Saat am Feste des Adonis mit ihrem Sommer ersterben, sondern auch hie und da als die ernste Pflanzung eines armen Landmannes angesehen werden möchten. Der Verfasser derselben kann zwar seinen ausgesäten Worten nicht nachhelfen; er streut sie hin, wohin sie der Wind führte: indeß verläßt er sich darauf, daß sie, einmal in die weite Welt gesät, wenigstens hie und da den Boden finden werden, von welchem Sokrates redet, und so wünscht er jedem Körnchen seinen Platz.—Das erste Stück dieser Sammlung heißt Bilder und Träume, und ich hätte ihm gern einen noch bescheidnern Namen geben mögen, wenn ich einen solchen gewußt hätte. Es sind Jugendbilder ... träumen wir lebhafter und sanfter (Werke, I. S. 6 f.). Das zweite Stück ist eine Abhandlung über Bild, Dichtung und Fabel. Die Materialien derselben ... nur kurz gewesen. (Die Stelle steht unten S. 81 f.) Das dritte Stück enthält Dichtungen aus der morgenländischen Sage ... derselben Weltgegend (Werke, VI. S. 29 f.). Einige andre Stücke, die in eigentlicherem Verstande Fabeln oder Parabeln sind, erwarten eine leere Stelle in einem der folgenden Theile. (Vgl. daselbst S. 18.) Das vierte Stück ... erläutern (abgedruckt unten S. 121). Lebe also wohl, dritte Sammlung, und empfiehl Dich Deinen Lesern, so gut Du kannst!" Als er die Sammlung an den ihm befreundeten Orientalisten Eichhorn sandte, wünschte er besonders Dessen Ansicht über Persepolis zu vernehmen; er sei der Erste in Deutschland, der vielen Punkten Licht geben könne. „Einiges ist mir noch nach der Zeit eingefallen, das in der Abhandlung der

Gräber der Könige [bei Persepolis] kommen soll, wo ich auch jeden Ihrer Winke [in der von Eichhorn in Aussicht gestellten Recension in seiner „Allgemeinen Bibliothek der biblischen Literatur“] treulich nutzen werde. Ist die Erklärung wahr, so deutet sie auf Vieles, Vieles.“ Gleim schrieb an Herder: „Welch ein herrlicher dritter Theil, mein unerschöpflicher, göttlicher Herder! Herrlich, göttlich sind in meinen Augen Ihre Blätter der Vorzeit, herrlich, göttlich Ihre Bilder und Träume, die sich alle selber singen.“ Goethe las in Rom die Muthmaßung „Persepolis“ mit außerordentlicher Freude. „Es freut mich unendlich,“ schrieb er, „und ich kann nichts dazusetzen, indem jene Art und Kunst nicht herübergekommen ist. Ich will nun die angeführten Bücher auf einer Bibliothek sehn und Euch aufs Neue danken. Fahret fort, ich bitte Euch, oder fahret fort, weil Ihr müßt, beleuchtet Alles mit Eurem Licht!“ Der junge Fr. L. W. Meyer in Göttingen äußerte, er könne nichts von dem Buche sagen, weil er noch zu voll davon sei. „Die erste Sammlung der Blätter der Vorzeit hat mir besonders wohl gethan, und Sie werden mich nicht überreden, daß Sonne und Mond Jemanden sonst gehören sollte als Ihnen. Ich lerne aus Ihrem Buche von Persepolis' Ruinen zum ersten Mal etwas Anderes kennen als den Namen. Aber Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich dies, was gerade mir nicht zukommt, schon zum zweiten Mal gelesen habe und nicht umhin kann, die klare, ungekünstelte Darstellung zu bewundern, die, wenn sie nicht selbst die Wahrheit ist, doch Alles ist, was wir Menschen Wahrheit nennen, und den Lessingischen besten Schriften dieser Art an Unterhaltung nichts nachgiebt.“ Frau von Schardt fand diesen Band der Zerstreuten Blätter noch schöner als die beiden früheren; einige von den Gedichten seien über Alles schön, die kindlichen Erzählungen aus der Vorzeit setzten Einen wirklich in ein Jugendparadies zurück.

Ungeachtet des großen Beifalls, der den Zerstreuten Blättern zu Theil wurde, stockte die Fortsetzung mehrere Jahre. Nach der Vollendung des vierten Bandes der Ideen wollte Herder

die zweite Hälfte zu seinem „Persepolis" hinzufügen und sich deshalb Richardson's Persisches Wörterbuch von Eichhorn erbitten. Aber bald darauf entschied sich seine Reise nach Italien, von welcher er erst am 9. Juli 1789 zurückkehrte. Den nächsten Winter fühlte er sich schwach und verstimmt; um Ostern 1790 erkrankte er bedenklich; nach der Genesung fehlte ihm „Geist, Lust und Kraft" zur Arbeit. Erst im folgenden Jahre gelang ihm die Vollendung des vierten Theils der Ideen. In demselben Jahre gab er die erste Sammlung in einer zweiten, neu durchgesehenen Ausgabe. Die vom 31. März 1791 datirte Vorrede zur zweiten Ausgabe beginnt mit den Worten: „Die gute Aufnahme, die diese Sammlung Zerstreuter Blätter bei ihrer ersten Erscheinung genossen hat, überhebt mich vieler Worte bei dieser zweiten Ausgabe. Neu durchgesehen sind die Stücke derselben und in einzelnen Stellen hie und da verbessert, d. i. verändert. Ueber das Ganze der darin enthaltenen Stücke habe ich nur dieses zu sagen"; worauf dann die Aeußerungen über die Blumen (Werke, VII. S. 50), die Anmerkungen (daselbst, S. 157), die Gespräche sowol über Malerei und Tonkunst als über die Seelenwanderung (Werke, II. S. 237, in unserm Bande die Vorbemerkung S. 4) folgen. Weiter heißt es: „Die Paramythien sollen die alte Mythologie ebenso wenig verwirren als unzeitige Nachahmungen auffordern; sie sind ihrer Art nach mythologische Idyllen oder Fabeln, Dichtungen über Gegenstände der Natur, dergleichen wir ohne den Namen der Paramythien schon mehrere in unsrer Sprache haben. Von den Alten selbst ist die Mythologie oft zu Paramythien angewandt in Epopöen und Epigrammen, in Elegien, Oden, Idyllen und Chören; wie könnte sie auch sonst der Dichtkunst brauchbar werden? Auch im Vortrage selbst muß sie, dünkt mich, nur als eine leichte, vieler Wendungen fähige Allegorie behandelt werden; ihr Gewand ist ätherisch." Die den Schluß bildende Bemerkung über Liebe und Selbstheit haben wir vor dieser Abhandlung (unten S. 43 f.) mitgetheilt.

Im nächsten Winter wurde der vierte Theil der Zer-

streuten Blätter bearbeitet. Schon am 6. November verspricht Herder diesen seinem Gleim auf Ostern, aber mit dem Seufzer: „Wenn er nur schon geschrieben und gesammelt wäre!" Die Vorrede dieses Bandes ist vom 7. April 1792. Voran gehen die Blumen, aus morgenländischen Dichtern gesammelt und die rhapsodischen Gedanken Spruch und Bild, insonderheit bei den Morgenländern (Werke, VI. S. 91—129, 147—164); daran schließen sich die unten S. 155—198 gegebene Vorlesung Ueber die menschliche Unsterblichkeit und die beiden Stücke Ueber Denkmale der Vorwelt, die Briefe Ueber ein morgenländisches Drama (Werke, VI. S. 203—222), die Gedanken einiger Bramanen (daselbst, S. 185—202) und die durch die traurige Zeitlage ihm abgedrängte scharfe Betrachtung Tithon und Aurora (unten S. 199—216). „Nach einem langen Aufschube", beginnt die Vorrede, „kann ich Ihnen endlich, mein Freund, eine vierte Sammlung zerstreuter Blätter senden, die sich Ihnen, wie sie sind, selbst empfehlen mögen. Zuerst ... war auch ein Deutscher (Werke, VI. S. 89 f.). Verzeihen Sie, wenn Sie ... von ihm fordert (das., S. 149). Die Unsterblichkeit des dritten Stücks ... in cespite vernas (unten S. 155 f.). Aus dem Gebiet einer unsichtbaren Unsterblichkeit ... von einer indischen Pflanze (vgl. unten die Vorbemerkung S. 171 f.). Ueber das letzte Stück, Tithon und Aurora .... Erholung finden" (unten S. 199 gedruckt). Auch diese Arbeiten gehören großentheils früherer Zeit an. Der zweite Theil über Persepolis (Die Gräber der Könige) kam nicht zu Stande. Herder hatte schon damals die Absicht, mit der sechsten Sammlung die Zerstreuten Blätter zu schließen, wovon ihm Gleim in seiner Begeisterung für diese wunderbaren Offenbarungen seines herrlichen Geistes dringend abrieth. Der alte Grenadier kannte keine Grenzen im Lobe; nicht hie und da, wie Herder im Vorwort gehofft hatte, finde er Stärkung, Erholung, Freude, überall, hinter jedem Gesträuch, bei jedem Grassprossen. Knebel meinte, beinahe der ganze Band sei ein süßer Klang des

Herzens und der Seele. „Es spielen und bewegen sich darin meine liebsten Vorstellungen, voll menschlicher Weisheitsregeln und Erfahrungen. Hätte ich gewünscht, daß von dem Schicksal von außen Einiges mehr gedacht wäre, so hat Herder in andern Schriften solches schon berührt.“ Eichhorn sagte Herder seinen innigsten Dank für das Seelenvergnügen, das er bei dem Buche genossen habe; der Sonntag, an dem es angekommen, sei ihm ein Tag des geistreichsten Genusses geworden. „Ich fing mit Tithon und Aurora an; sie erneuerten mir viele Züge meines eigenen Lebens mit mancher traurig-süßen Erinnerung. Ihre Betrachtungen über menschliche Unsterblichkeit ließ ich folgen, weil bisher unsere Zeiten so sterblich sind. Sie werden gewiß manchen sinkenden Muth wieder aufrichten, und ich werde sie noch oft lesen, wenn meine Kraft bei dem ewigen Einerlei meines Lebens nicht mehr fort will. Die Denkmale der Vorwelt sind ein herrliches Thema zu lang fortgehenden Betrachtungen über Völkergeist und dessen mannichfaltige Bildung, nach einer Manier, die noch ganz unbekannt und ungewöhnlich ist. Eigentlich ist bisher, etwa Griechenland und Rom ausgenommen, über Völkerdenkmale noch gar wenig gedacht worden. Ihre Briefe über Sakontala werde ich zunächst lesen und dann die poetischen Blumen einzeln genießen, die mit den rhapsodischen Gedanken darüber den Anfang Ihrer reichen Sammlung machen. Bis jetzt habe ich nur hineingeblickt. Das Zarte des indischen Drama hat mich ehedem hingerissen, doch fehlten mir zum Ganzen einige Aufschlüsse, die ich mir nicht sogleich geben konnte. Ich werde sie bei Ihnen gewiß finden. Sie leisten der asiatischen Literatur einen Dienst, den ihr noch Niemand geleistet hat, daß Sie mit unnachahmlicher Kunst unserer Zeit und Welt Alles näher bringen, ohne den asiatischen Geist zu mindern, und dadurch Liebe zu ihm erwecken.“

Schon ehe er im Sommer desselben Jahres zur Genesung von seinem ihn jeder freien Bewegung beraubenden Rheumatismus nach Aachen ging, hatte er den Gedanken an die Briefe zu Beförderung der Humanität gefaßt, deren Vorläufer der

Aufsatz Tithon und Aurora gewesen war, in welchem er den Glauben an eine Verjüngung der Menschheit, trotz aller Gräuel und Niederträchtigkeit der Zeit, lebendig aussprach. Nach der Rückkehr schrieb er an Gleim: „Was sagen Sie zu den Zeiten, die da sind, die kommen und kommen werden?“ Und nachdem er der bedenklichen Erscheinungen gedacht, fährt er fort: „Leben wir nicht in besonderen Zeiten und müssen fast an die Apokalypse glauben? Wohin wird die höhere Haushaltung der Dinge dies Alles entwickeln? quo tendimus? quo ruimus, fratres?“ Die Fortsetzung der Zerstreuten Blätter mußte den beiden ersten Sammlungen der Briefe nachstehen, zu denen Herder größtentheils ältere Papiere benutzte; er konnte darin nur die erste Grundlage zu seinem Gebäude legen. Erst nach Beendigung derselben ging er an die Fortsetzung des ältern Werkes. Als Gleim am 23. April bei ihm anfragte: „Wie steht's mit den Briefen über Hamann? wie mit Adrastea? mit der Abhandlung über die Gräber der Könige?“ erwiderte er am 1. Mai: „Die Musen sind geflohen; Adrastea ist hinter Wolken; ich hoffe, sie soll einmal hervortreten. Die Könige mögen in ihren Gräbern vor der Hand liegen, balsamirt oder modern. Von den Zerstreuten Blättern ist der fünfte Theil zur Messe nicht fertig geworden; Sie bekommen ihn also später.“ Erst am 27. Juli konnte er die fünfte Sammlung an Gleim schicken; es seien keine Rosen und Myrten, bemerkte er dabei, aber Lilien, Cypressen, Lorbeeren und Ehrenpreis, und was ihm sonst die deutsche Muse Gutes gebracht habe. Seine unsäglichen Geschäfte, meldet er am 5. August an Jacobi, hätten ihn gehindert, eher die Fortsetzung zu schreiben; der Freund möge sie mit gutem Herzen lesen; Andreä u. A. werde ihm gewiß wohlthun. Gegen Heyne äußerte er bei der Uebersendung am 7ten: „Ich wählte aus meinen Papieren, was ich dem gegenwärtigen Moment der Dinge gemäß hielt, und spreche, so viel möglich, durch fremde Zungen und Organe. Lieber halb passend als gar nicht passend, was man doch sonst beinahe thun müßte. Ihnen, Bester, wird diese deutsche Absicht gewiß nicht entgehen.“ Den Anfang machen

die Parabeln und Vaterländischen Gespräche seines geliebten Joh. Val. Andreä mit seinen zwischen diese tretenden Bemerkungen über beide (unten S. 217—280). Schon vor sieben Jahren hatte er eine Sammlung von Andreä's Dichtungen empfehlend eingeleitet. Daran schließt sich das Andenken an einige ältere deutsche Dichter, in neun Briefen, zu denen nur zwei vor vierzehn Jahren unter demselben Namen geschriebene zum Theil benutzt sind (unten S. 281—336). Es folgt der Aufsatz Cäcilia (S. 337—357), in welchem er nach kurzer Besprechung der sonderbaren Art, wie man aus völligem Mißverstand ihrer Legende die Heilige zur Beschützerin der Musik gemacht habe, sich über die Pflege der gottesdienstlichen Musik ausspricht. Den Schluß macht eine neue Bearbeitung des vor siebzehn Jahren geschriebenen Denkmals Ulrich's von Hutten (unten S. 355—377). Die vom 14. Juni datirte Vorrede beginnt: „Andre Zeiten, andre Gedanken. Als ich die Sammlung der Zerstreuten Blätter dieses Theils unternahm, glaubte ich bei dem, was jetzt die Seelen so vieler Menschen beschäftigt, eben nicht nach Ergetzlichkeiten des Witzes und der Einbildungskraft suchen zu müssen, sondern nach etwas, das dem Gemüth Belehrung und Stärke ertheilt. Also kam mir mein alter geliebter Johann Valentin Andreä wohl zu Statten." Daran schließen sich die unten vor den Parabeln, dem Andenken an einige ältere deutsche Dichter, Cäcilia und dem Denkmal Ulrich's von Hutten abgedruckten Stellen (S. 217 f., 281 f., 337, 356). Die Freunde nahmen auch diese Sammlung mit großer Anerkennung auf, wogegen sie Schiller, der nicht rückwärts, sondern vorwärts schaute, nicht sehr erheblich schien.

In den folgenden drei Jahren zogen die Briefe zu Beförderung der Humanität und die Christlichen Schriften Herder von der Vollendung der Zerstreuten Blätter ganz ab. 1796 gab er eine zweite, neu durchgesehene Ausgabe der zweiten Sammlung, in welcher dem fünften bis achten Buch der Blumen aus der griechischen Anthologie einige Ver-

änderungen zu Gute kamen. Jetzt dachte er endlich auch an den Abschluß der Zerstreuten Blätter durch eine sechste Sammlung. Doch erst im Spätherbst konnte er an die Zusammenstellung der zu diesem Bande bestimmten Stücke gehen. Schon am 18. November sandte Herder's Gattin die drei ersten Bogen an Gleim, der darüber entzückt war; die drei nächsten folgten am 26. December. Diese sechs Bogen enthielten zwei Bücher Gedichte und Reime, deren erstes die Uebersetzungen aus den Gedichten der Faustina Maratti-Zappi (Werke, III. S. 342—352), das zweite Gedichte von Herder enthält, wie Herder's Gattin sagt, „aus den alten Papieren hervorgesuchte Stücke, mit einigen neuen durchwebt". [1]) Am 10. Februar 1797 konnte Herder's Gattin Bogen 10 bis 20 Gleim übersenden, so daß nur noch 60 Seiten an der Vollendung des Ganzen nebst der Vorrede fehlten. Im März erschien endlich diese sechste und letzte Sammlung. Auf die oben erwähnten beiden Bücher Gedichte und Reime folgten das Fragment Das Land der Seelen und die Aufsätze Palingenesie (Vom Wiederkommen menschlicher Seelen), Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft und Ueber Wissen, Ahnen, Wünschen, Hoffen und Glauben (unten S. 379—446), die an Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts anknüpften. Den Schluß machten die Abhandlung Ueber die Legende und 21 Legenden (Werke, II. S. 29—72, 75—83, 91—93). Die Vorrede beginnt mit der Stelle: „Den Anfang dieser Sammlung machen Gedichte einer Römerin . . . Crescimbeni sagen" (Werke, III. S. 342 f.). Daran schließen sich die vor dem Aufsatze Das Land der Seelen (unten S. 379) angeführten Worte. Die Schlußbemerkung über die Legenden und die diese Dichtart betreffende Abhandlung steht in unserer Ausgabe Th. II. S. 25 ff. Auch diese Sammlung fand bei den Freunden begeisterte Aufnahme. „Ich kann Ihnen nicht sagen," schreibt Knebel, „wie sehr mir das Meiste [in den Gedichten

[1]) Sie stehen in bunter Folge. Vgl. unten S. XXXI. — D.

und Reimen] zu meinem Vergnügen ausgefallen ist, zumalen die mir noch unbekannten Gedichte am Ende des zweiten Buchs. Das Fragment Ich ist das erhabenste philosophische Seelenbekenntniß, und sein Gefühl hat mich mit einer Art heiligem Schauer durchdrungen. Der Schluß ist in der That göttlich, weil er so groß menschlich ist. Ich will nicht mehr sagen. Einige Stellen in diesem und vorzüglich dem nächsten schönen Gedichte haben Sie wahrscheinlich gesetzt, um von dem großen Haufen nicht verleumderisch ausgelegt zu werden, und das kann ich nun auch nicht tadeln; denn sehr Wenige können die Größe jener Gesinnungen nur fassen. Haben Sie Dank, Lieber! Einziger! Bester! mein Herz segnet Sie dafür. Wie sehr mir die Lehre der Braminen [in dem Aufsatze Palingenesie] noch wohlthut, kann ich nicht sagen. Es ist mir, als wenn man mir mit diesen Wahrheiten mein Innerstes aufschlösse. Wollen wir ihnen gemäß denken und handeln! Wer sie faßt, weiß, daß es nur einen, aber sichern Weg des Glückes giebt."

Herder fühlte keine Veranlassung, über die früher bestimmte Zahl von sechs Sammlungen hinauszugehen. Im folgenden Jahre gab er eine zweite Ausgabe der dritten Sammlung. Der Vorrede fügte er eine vom 12. April 1798 datirte Nachschrift hinzu, die mit den Worten beginnt: „So schrieb ich im Jahr 1787. Da die Veränderungen und Verbesserungen, die ich insonderheit der ersten und dritten Abtheilung dieser Blättersammlung [den Bildern und Träumen und den Blättern der Vorzeit] dienlich erachtet, sich selbst empfehlen müssen und mögen, so bleibt mir zum letzten, dem vierten Stück, Persepolis, nur eine Anzeige zu thun nöthig." Diese Anzeige geben wir unten vor der betreffenden Abhandlung (S. 121 f.).

Zur Uebersicht lassen wir nachstehend ein vollständiges genaues Inhaltsverzeichniß aller sechs Sammlungen folgen, dem zugleich der Nachweis beigefügt ist, in welchem Theil unserer Ausgabe sich ein jedes einzelne Stück abgedruckt findet.

Erste Sammlung. 1785; 2. Ausg. 1791.

Zweite Sammlung. 1786; 2. Ausg. 1796.

	Herder's Werke Band	Seite

I. Blumen aus der griechischen Anthologie. 2.

Dritte Sammlung. 1787; 2. Ausg. 1798.

Vierte Sammlung. 1792.

In dem zu Wien seit 1801 erschienenen, mit Kupfern wunderlich ausgestatteten Nachdrucke von Herder's Werken erschienen auch die Zerstreuten Blätter, und zwar alle Bände mit der nur für die drei ersten passenden Bezeichnung „Zweite, neu durchgesehene Ausgabe“. Die gelehrten Zeitschriften, wie die „Allgemeine Literaturzeitung“, die „Gothaer gelehrte Zeitung“, die „Göttinger gelehrten Anzeigen“, die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften“, hatten zu ihrer Zeit anerkennende Beurtheilungen der Zerstreuten Blätter gebracht, die in Deutschland einer weiten, freilich mehr vorübergehenden Wirkung sich erfreuten. Auch für uns enthalten sie noch manches geistreiche Wort, manche erhebende Anschauung, und Herder's eindringender Forschungsgeist und die edle Anschauung des „Priesters der Humanität“ strahlen uns aus ihnen oft anmuthig entgegen.

Zerstreute Blätter.

1.

Ueber die Seelenwandrung.[1]

Drei Gespräche.

---

[1] Goethe hatte diese Gespräche schon im December 1781 gelesen. Den 28. schreibt er an Frau von Stein: „Herder's Gespräche über die Seelenwandrung sind sehr schön und werden Dich freuen; denn es sind Deine Hoffnungen und Gesinnungen. Einige Stellen sind ganz allerliebst." Sie erschienen im Januar- und Februarhefte 1782 von Wieland's „Teutschem Merkur". Herder hatte sie mit Bezug auf J. G. Schlosser's zwei Gespräche „Ueber die Seelenwandrung" geschrieben. Vgl. „Aus Herder's Nachlaß", I. S. 429. In der in ein Gespräch zwischen Theano und Demodor eingekleideten Vorrede zur ersten Sammlung der Zerstreuten Blätter heißt es:

„Theano. Hier sind Gespräche über die Seelenwandrung, die ich im Teutschen Merkur schon gelesen habe.

„Demodor. Sie sind hier sehr verändert. Ich habe weggethan, was auch nur von fern dem Widerspruch einer neuern Meinung gleich sähe; Theages und Charikles

sprechen für sich, unbekümmert, ob Jemand der Jetztlebenden oder Todten mit ihnen gleich denke. Auch erinnere ich mich nicht, die Gründe, die Charikles anführt, in irgend einer Schrift beisammen angetroffen zu haben. Auf wessen Seite sind Sie, Theano?

„Theano. Sie wissen, daß ich mich gern der Unterdrückten annehme. So gern ich also mit Theages schwärme und einigen seiner Gründe Gerechtigkeit widerfahren lasse, so, dünkt mich, läßt der warme Mann seinen Gegner doch viel zu wenig ausreden. Ich will mich also an ihm rächen und Charikles' Partei verstärken.

„Demodor. Durch ein viertes Gespräch, Theano? Das wäre recht in meinem Plan. Bemerken Sie, daß bis zu Ende hin Charikles mehr übertäubt als überzeugt ist, und daß er nur so zu guter Letzt, d. i. zum freundschaftlichen Abschiede einen Ausweg findet. Setzen Sie also das Gespräch fort, Theano!

„Theano. Kein Gespräch! Sie sollen aber von meiner Rache nichts wissen, bis Sie sie sehen."

In der Vorrede zur zweiten Ausgabe der ersten Sammlung gedenkt Herder unserer Gespräche mit den Worten: „Die Gespräche, sowol über Malerei und Tonkunst (vgl. Werke, II. S. 237—250) als über die Seelenwandrung sollen nichts als Gespräche, d. i. exoterische Uebungen sein, in welchen akroamatisch eben nichts ausgemacht werden darf. Insonderheit sind die letzten, des Theages Schwärmereien, eben keine philosophische Dogmen, wie schon der Zusammenhang des Gespräches zeigt. Was eigne Gedanken weckt, ist ebenso viel, ja oft mehr werth als das, was fremde Gedanken gebieterisch vorschreibt." — D.

Erstes Gespräch.

ChariklES.[1] Sie kommen mir recht erwünscht, Theages, und werden Sich wundern, daß Sie mich in einer so gelehrten Werkstätte antreffen.

Theages. Welche Bücher! Griechisch, latein, englisch, gar ebräisch; und wovon handeln sie alle? . . . Von der Seelenwandrung. Darüber läßt sich nun freilich viel sprechen und schreiben.

Ch. Lassen Sie uns also sprechen!

Th. Ich bin's zufrieden; denn ich bin müssig. Eine Hypothese, die so reich ist, die so fern von uns liegt, für die und wider die sich also so viel, viel sagen läßt, verdient ja wol einige Worte für und gegen. Aber wir müssen uns erst erklären, was die Seelenwandrung sei. Es giebt eine von unten herauf, eine andre von oben hinab rückwärts; eine dritte geht in die Runde umher. Verstehen wir uns?

Ch. Vollkommen. Die von unten hinauf ist, wenn etwa niedrigere Keime von Leben zu höhern verfeinert werden, wenn z. B. die Seele der Pflanze Thier, die Seele des Thiers Mensch würde u. s. w. Von oben hinab rückwärts, ist die Braminen-Hypothese: daß gute Menschen zur Belohnung Kühe, Schafe und weiße Elephanten, die Bösen zur Strafe Tiger und Schweine werden. Die dritte, in die Runde umher, ist — die in die Runde. Von welcher wollen wir zuerst reden?

Th. Von welcher es Ihnen gefällt. Die erste hinaufwärts ist sehr wahrscheinlich, und wenn sie's ist, so zerstört sie die zweite und dritte. Ist der Weg hinaufwärts bei allem Lebenden Gesetz

---

[1] Charikles (anmuthberühmt) ist ein häufiger griechischer Name. Von Theages (gottgeweiht), einem Schüler des Sokrates, führt ein Dialog Plato's seinen Namen. — D.

der Natur, nun, so kann nichts zurück- oder ewig im Kreise umhergehn, so muß auch der Mensch vorwärts. Bei ihm, als dem obersten Gliede der Kette, die wir kennen, kann die Schnur nicht abreißen; er ist ein Wesen wie alle Wesen und muß, wenn Alles fortgeht, nach dem allgemeinen Gesetz der Natur mit fortgehen.

Ch. Da nehmen wir aber schon dies Gesetz der Natur als bewiesen an?

Th. So wollen wir's nicht annehmen und von der ersten Art der Seelenwandrung, ob z. B. der Mensch erst Thier, vorher Pflanze gewesen und auf seinen jetzigen Platz fortgerückt sei, noch gar nichts wissen. Wir reden also nur von der zweiten und dritten Reise, rückwärts oder in die Runde, und fragen: ob dazu Data in der Natur, Erfahrungen aus dem Menschengeschlecht, Ahnungen in unsrer Seele, Begriffe in Gott, sofern wir ihn kennen, oder im gesammten Weltlauf liegen. Getrauen Sie Sich, zu antworten?

Ch. Beinahe. Und ich fange vom Klärsten, von den Erfahrungen aus dem Menschengeschlecht, an. Kennen Sie keine großen, seltnen Leute, die, was sie sind, ohnmöglich auf einmal in einer Menschenexistenz geworden sein können? die schon oft da gewesen sein müssen, um zu der Reinheit von Gefühl, zu dem instinctmäßigen Triebe für alles Wahre, Gute und Schöne, kurz, zu der Eminenz und natürlichen Oberherrschaft über Alles, was um sie ist, gelangt zu sein? Kennen Sie solche Menschen nicht?

Th. Ich wüßte keinen.

Ch. Haben sie also auch von keinen solchen seltnen, großen, eminenten Menschen gelesen?

Th. O Freund, was soll das Spiel, große Männer nach Uniformen zu rangiren? Ich kenne große Männer im Leben und in der Geschichte, aber keinen, der, um der Mann zu sein, der er ist, nothwendig etlichemal im Menschen-Mutterleibe gewesen sein müßte. Die größten Männer, fand ich immer, waren die bescheidensten und aufrichtigsten. Sie verschwiegen nie, was sie in ihren Augen sind, was sie waren, was und wie sie's wurden. Sie stürzten sich nicht in den Aetna, um Götter zu werden,*) weil die Eisenpantoffeln doch immer zu rechter Zeit ans Tageslicht kommen. Vielmehr gaben sie Confessionen für Welt und Nachwelt heraus und beichteten —

---

*) Deus immortalis haberi
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam
Insiluit.
Horat. — H. [A. P. 464—466. — D.]

Ch. Und was beichteten sie? Erinnern Sie Sich nicht des Pythagoras, der Euphorbus gewesen war, des Apollonius von Tyana?

Th. Lassen wir die fabelhaften Schatten und kommen lieber auf Personen, die uns im Licht stehn. Petrarch's, Cardan's, Montaigne's, Luther's, Rousseau's Confessionen, sagen sie wol eine Silbe davon, daß diese gewiß großen, wenigstens sonderbaren Männer sonst schon in der Welt waren? daß sie fühlten, sie hätten ohne das nicht Die werden können, die sie sich zu sein bestrebten? Bekennen sie nicht gegentheils aufrichtig, wie sie sich emporgearbeitet, mit Mühe aus dem Nichts gezogen, alle Fehler und Schwachheiten noch in sich gefühlt, ja, von solchen hingerissen, unzweifelhaft auch schlechte Menschen hätten werden können, wenn sie ihnen den Zügel schießen ließen? Erinnern Sie Sich des Sokrates vor jenem Gesichtsdeuter;[1] und Sokrates war doch auch Pythagoreischer Träume[2] sehr fähig.

Ch. Vielleicht auch dieses Pythagoreischen Traums; überhaupt aber wissen wir von Sokrates aus seinem eignen Munde zu wenig; er spricht nur durch den Mund Andrer.[3] Lassen sie also die Exempel und sagen: glauben Sie nicht, daß der recht großen Leute nur wenig in der Welt gewesen?

Th. Sie hießen nicht groß, wenn ihrer nicht wenige wären.

Ch. Meinen Sie, daß diese in allen Jahrhunderten seltnen großen Leute durch Fleiß, durch eine Mühe, zu der jeder Handwerksgeist fähig ist, oder durch Natur, durch eine Art angebornen Sinnes, durch eine Inspiration, die sie sich nicht gegeben hatten, die sie nie verließ, die Niemand ihnen nachmachen konnte und Jedermann unglücklich nachahmte, allein dadurch das waren, was sie waren und in aller Zeit sein werden? Sie erschienen wie Genien, sie verschwanden wie Genien, und man konnte nur sagen: „Da war er, da stand er und ist nicht mehr; wo ist wie er ein Andrer?" Meinen Sie das nicht?

Th. Ich darf's nicht meinen; denn es bestätigt's die ganze Geschichte; aber was thut dies zur Seelenwandrung?

Ch. Hören Sie weiter. Erschienen nicht meistens diese großen Leute auf einmal? Wie eine Wolke himmlischer Geister ließen sie sich nieder, wie Auferstandne und Wiedergeborne, die nach einer langen Nacht des Schlafs eine alte Zeit wiederbrachten und als

---

[1] Vgl. Xenophon's „Gastmahl", 5. — D.
[2] „Somnia Pythagorea" bei Horaz, Epist. II. 1. 52. — D.
[3] Des Xenophon und Plato. — D.

Jünglinge da standen in neuer Himmelsschönheit. Ist's nicht, als ob das Rad der Zeiten umlaufen müßte, um das menschliche Geschlecht wiederzugebären, den Verstand aufzuwecken und die Tugend zu erneuern? Wie, wenn solche Revolutionen in der sichtbaren Welt gerade das wären, was der Name sagt, Revolutionen auch in der unsichtbaren, der Geisterwelt, ein Wiederkommen alter edler Geister- und Menschengeschlechter?

Th. Das klingt artig. Lassen sie uns sehen, was an dem glänzenden Traum sei. Daß große Geister selten sind, leugne ich nicht; auch das gebe ich zu, daß sie das, was sie waren, durch Natur und nicht durch den improbus labor[1]) allein sein konnten. Aber zur Seelenwandrung thut dies nichts. Auch unter den Thieren giebt's in jedem Geschlecht große Stufen und Unterschiede von Fähigkeiten, die nur Diejenigen näher bemerken, die mit einem solchen Geschlecht gleichsam vertraulich leben; sind deshalb diese Thiere auch gewandert? Hat der gescheitere Hund oftmals Hund sein müssen, um, was er ist, zu werden? Oder kommt nicht offenbar Alles auf glücklichere Organisation, fröhlichere Erzeugung, edlern Stamm, gute Umstände des Landes, des Klima, der Geburt, Erziehung und des hundertarmigen Zufalls an, der sich so schlimm in allen seinen Gelenken herzählen und modeln läßt? Nun vergleichen Sie Thiere und Menschen, ein Hackbrett von zwei Saiten mit der Laute, der Orgel! Welche unendliche Verschiedenheit muß im Menschengeschlecht herrschen, eben weil der Umfang seiner Kräfte so groß, seine Bildung so zart, seine Fähigkeiten so vielfach, das Klima, in dem er lebt, die Welt von Umständen, die auf ihn wirken, so ungeheuer mancherlei, kurz, die Glieder seiner Kette so commensurabel und so incommensurabel sind, wie Sie Sich's nur denken wollen. Was kann aus einem Menschen werden! Wer hat noch je das Ziel gesetzt, wie viel und nicht mehr aus einem derselben werden könnte? Und aus so vielen? im Strome der immer fortfließenden Welt- und Menschenbildung? Wäre es da nicht ein größeres Wunder, wenn lauter Plattköpfe geboren würden, als jetzt, da sich noch manchmal gescheite Leute zeigen? Wollten Sie denn, daß der elektrische Funke nie rein und hell schlage? daß die reine Menschenform nicht unter einem Heer von Larven wenigstens hie und da zum Vorschein komme? Was brauchen wir Poltergeister und Revenants, da ja diese edlere Form wahre eigenthüm-

[1]) Virgil's Georg., I. 144. 145: Labor omnia vincit improbus. — D.

liche Menschenform ist, von der wir eben nur durch Abartungen, die sich leider so natürlich erklären lassen, unglücklicherweise abgekommen sind und uns vielleicht immer mehr entfernen? Mit ebenso vielem Recht könnten Sie sagen, daß Engel sich in solche höhere Menschen verkörpern, oder daß, wenn ihr Genie instinctmäßig wirkt, Thiere mit Kunsttrieben in ihnen wiedergeboren würden. Ich sehe nicht, warum wir eben die Todten stören und den Propheten Samuel im Schlafrock hervorbringen müßten, nur damit wir ausrufen könnten: „Ich sehe Götter aufsteigen aus der Erde!"[1]) Sehen Sie die Menschheit menschlich an, und sie wird Ihnen menschlich erscheinen. Betrachten Sie die einzelnen großen Leute in ihrer Organisation, nach ihrer Geburt, Erziehung, Ort und Stelle: sie werden nicht übers Meer fahren dürfen, um Schatten herbeizuholen.

Ch. Aber daß diese seltnen Leute meistens zu einer Zeit leben?

Th. Ist das Ihr Beweis, guter Seelenwandrer? Als ob der Haufe Seelen, wie in Dante's „Hölle",[2]) durch einen Windstoß herbeigetrieben, oder ein Trupp Riesen, wie in Bodmer's „Noah",[3]) auf einem Luftschiff herangesegelt käme und nun hier abzusteigen beliebte? Schlagen Sie in der Geschichte nach, Sie werden immer finden, daß äußere Ursachen die Leute weckten; daß Umstände, Erfordernisse, Noth, Belohnung sie aufforderten, Nacheifrung sie anreizte; daß eine Reihe Fehler sich erschöpft hatte, daß eine Nacht von Zeiten vorbei war und endlich doch wieder einmal Morgen anbrechen mußte. Meistens hatte man so viel vorgearbeitet, daß diese glücklichern Leute nur die Fehler und Bemühungen ihrer Vorfahren nutzen durften, um Ruhm zu erlangen. Nach Dissonanzen trafen sie auf consone Punkte der Saite — und das ist Alles, was durch Vergleichung der Zeiträume und Menschen unser Auge erreicht. Weiterhin ins Unsichtbare dem Finger der Gottheit nachtappen wollen, wann und wie er Menschen geboren werden läßt, halte ich über unsrer Sphäre. Ich kann, wenn es aufs Dichten ankommt, sie sodann ebensowol aus dem Monde, bei gewissen glücklichen Vierteln, als aus der Vorwelt durch eine Palingenesie herleiten, die nicht ebenso regelmäßig wie der Mond wechselt.

Ch. Das Letzte thut nichts. Wir sind noch viel zu jung in der Geschichte; wir haben noch viel zu wenig dergleichen periodische

---

[1]) 1. Sam. 28, 7–13. — D.
[2]) Canto V. 28—33. — D.
[3]) 5. Gesang, V. 600 ff. — D.

Revolutionen erlebt, als daß wir sie wie den Mondswechsel berechnen könnten.

Th. So sind wir auch viel zu jung, Fictionen zu hegen, die wir nicht beweisen können, zu denen wir aus aller Geschichte keine festen Data haben. Jung oder alt — das Wiederkommen des menschlichen Geschlechts müßte merklich geworden, die Ebbe und Fluth der Geister müßte, wenn auch nur muthmaßend, bemerkt sein. Ja, wenn mit dem Wiederkommen der menschliche Verstand und der moralisch-feine Sinn, die innere Thätigkeit und Elasticität des Menschen gar wüchse: Himmel, wie vortreffliche Menschen müßten wir haben an denen, die schon zehnmal da gewesen wären! Und wo sind diese? Wo, mein Freund, sind sie? Die weisern, bessern, stärkern Menschen, haben sie in der neuen Zeit oder im Alterthum gelebt? und wie oft sind denn die Homere, Sokrates, Pythagoras, Epaminondas, Scipionen wieder erschienen? geschweige, daß sie von Jahr- zu Jahrhunderten gewachsen wären! Immer waren die menschlichen Phönixe selten und werden's bleiben. Wir dürfen nicht besorgen, daß mit dem Jahr 1800 plötzlich Götter auf der Erde statt der Menschen wandeln werden, weil das Kreisrad nun den nassen Leim getrocknet und die Figuren zur Form gebracht habe. Lassen wir also diese Wahrsagungen an Ort und Stelle und begnügen uns, Menschen zu sein, wie unsre Vorfahren gewesen, einmal gebackne Menschen, noch nicht zum zweiten Mal in Jupiter's Hüfte genäht. [1]) Oder wissen Sie etwa, lieber Wandrer, ein Geschichtchen aus Ihrer Urwelt, dessen ich mich auch erinnere, so bringen Sie es vor!

Ch. Sie sollen es haben; nur bitte ich Sie, aufrichtig zu sein und die Gedanken und Zurückerinnerungen Ihrer Jugend, insonderheit Ihrer ersten unbefangenen Kindheit nicht zu verleugnen. Haben Sie nicht oft Erinnerungen eines vorigen Zustandes gehabt, den Sie in dieses Leben nirgend hinzusetzen wußten? In den schönen Zeiten, da unsre Seele noch eine halbgeschlossene Knospe ist, haben Sie nicht Personen gesehen, sind an Oerter gekommen, wo Sie hätten schwören mögen, Sie seien schon da gewesen, Sie haben die Personen schon gesehen? Und doch war's in diesem Leben nie, wie Sie Sich beim Ueberdenken völlig vergewissern können; woher sind also diese Erinnerungen? Woher können sie sein, als aus einem vorigen Zustande? Daher sind sie auch so süß, so erhebend! Die seligsten Augenblicke, die größten Gedanken eines Menschen rühren daher; in gemeinern Stunden staunen wir uns

[1]) Wie Bacchus, der Semele Sohn. — D.

selbst an und begreifen uns nicht. Und das sind **wir**! wir, die aus hundert Ursachen so tief hinabgesunken und in die Materie verkleibt sind, daß uns wenige Erinnerungen so reiner Art übrig bleiben. Die höhern Menschen, die, von Wein und Blut gesondert, ganz in Einfalt, in Mäßigkeit, in der Ordnung der Natur lebten, brachten's ohne Zweifel höher; wie das Beispiel **Pythagoras'**, **Jarchas'**,[1] **Apollonius'** und Anderer lehrt, die sich **deutlich** erinnerten, was und wie vielmal sie in der Welt gewesen waren. Wenn **wir** blind sind oder kaum zwei Schritte vor uns sehen, dürfen wir deshalb leugnen, daß Andre hundert und tausend weiter, ja bis auf den Boden der Zeit hinab, in den tiefen, dunkeln Brunnen der Vorwelt sehen können und daselbst Alles rein, deutlich, hell und klar gewahr werden?

Th. Sie sind ein wahrer Pythagoreer, mein Freund, und würdig, daß Sie bis zum tiefsten Brunnen der Vorzeit, ja bis zum Urquell der Wahrheit kämen, wenn Menschen dahin kommen können. Ich gestehe Ihnen frei, auch mir sind dergleichen süße Träume der Rückerinnerung aus meiner Kindheit und Jugend bekannt. Ich kam in Oerter und Umstände, wo ich hätte schwören mögen, schon gewesen zu sein; ich sah Personen, wo es mich dünkte, mit ihnen gelebt zu haben, gegen die ich gleichsam auf alte Bekanntschaft fußte. Sollte es aber davon keine andern Ursachen geben?

Ch. Ich wüßte keine als die Rückerinnerung eines vorigen Zustandes.

Th. Allerdings eines vorigen Zustandes, nur nicht außer unsrer Lebenszeit und in einem andern Körper. Wäre die Erfahrung in diesem geschehen, so wäre die Erinnerung körperlicher Gegenstände auch wahrlich in einer Welle des Stroms Lethe geblieben und käme uns jetzt nicht in einem andern Körper wieder. Haben Sie aber nicht auf Sich Acht gegeben, wie sich die Seele immer ingeheim beschäftigt? wie sie insonderheit in der Kindheit und Jugend Plane macht, Gedanken vereinigt, Brücken baut, Romane aussinnt und im Traum Alles mit Zauberfarben des Traums wiederholt? Sehen Sie jenes Kind stille spielen und sich mit sich unterhalten! Es spricht mit sich selbst; es ist in einem Traum lebhafter Bilder. Diese Bilder und Gedanken werden ihm einst **wiederkommen**, zu einer Zeit, wenn es sie nicht vermuthet und nicht mehr weiß, woher sie sind; sie werden ihm mit der Decoration der ganzen Scene erscheinen, in der es sie dachte, oder die ihm gar ein jugendlicher Traum anschuf. Die Situation wird

[1] Des Bramanen, bei **Philostratus**. — D.

die Seele angenehm **täuschen**, wie jede leichte und Ideen bringende Zurückerinnerung täuscht; man wird sie für eine **Eingebung** ansehen, weil sie wirklich wie Eingebung aus einer andern Welt, d. i. reich an Bildern und ohne Mühe, kommt. Ein **einziger Zug** des jetzigen Gemäldes bringt sie; ein einziger Klang, der jetzt die Seele berührt, erweckt alle schlafenden Töne aus ältern Zeiten. Das sind also Augenblicke der süßesten Schwärmerei, insonderheit bei schönen, wilden Lustörtern, bei angenehmen Augenblicken des Umgangs mit Personen, die wir unvermuthet und sanft getäuscht **in uns** oder **uns in ihnen** gleichsam aus einer frühern Bekanntschaft fühlen: Erinnerungen aus dem Paradiese, aber nicht eines schon einmal genossenen Menschenlebens, sondern aus dem Paradiese der **Jugend**, der **Kindheit**, angenehmer **Träume**, die wir schlafend oder wachend träumten, und die ja eigentlich das wahre Paradies sind. Die Palingenesie ist also richtig, nur nicht so wunderbar, wie Sie meinten, sondern sehr natürlich.

Ch. Ihre Erklärung ist reizend, aber —

Th. Ich meine, sie könne auch überzeugend werden, wenn wir auf uns selbst merken. Glauben Sie nicht, daß ein Mensch die höchste Freude, ja eine Art von Entzücken spüre, wenn er einen Traum, den sich die Seele aus ihren liebsten Bildern schuf, nun unerwartet und plötzlich, wenn auch nur stückweise, realisirt sieht? Muß sie einem solchen Traum nicht zujauchzen und ihn umarmen, wie Adam die Eva umarmte, da sie in ihm das Gebilde **ihrer selbst**, das Geschöpf ihrer süßesten Augenblicke, die Frucht ihrer geheimen Liebe gewahr wird? Sehen Sie, mein Freund, daher kommen die **Anstaunungen**, die plötzlichen und oft so angenehmen, so tief ahnenden, so gewaltigen **Sympathien**, daher kommt das weissagende Göttliche des **ersten Eindrucks**. Kein zweiter Eindruck kann es uns geben; er schwächt nur die Wollust des ersten und decomponirt das Gemälde. So lange die Seele sich den ersten Traum wahr macht, schwebt sie gleichsam im Elysium der Kindheit: ist der Traum aufgelöst, so sind leider die Götter Menschen worden; sie baut den Acker und nährt sich mit Kummer und Schweiß des Angesichts. Merken Sie insonderheit, daß bei wohlorganisirten Menschen dergleichen Erinnerungen meistens schön, aber wild, romantisch, oft überspannt sind — gerade wie die Eindrücke und Gefühle der Jugend. Kranke Leute behalten Ideen des Schmerzes, schwache Leute Gefühle der Mühe und der Lästigkeit aus frühen Gefühlen der Art, die sich ihnen eindrückten. Vielleicht wurden manche begeisterte Helden und Schwärmer durch ein hitziges Fieber dazu in der Kindheit gebildet, davon ihnen

Ideen blieben. Diese kommen zu gewissen Zeiten in Stunden der Schwachheit, des plötzlichen Ueberfalls, wenn die Seele nicht auf ihrer Hut ist und ihre Gedanken gleichviel womit combinirt, wieder; sie kommen oft wieder und werden herrschende Gefühle. Ich könnte Ihnen frappante Exempel davon erzählen, mit denen wir aber zu weit abkämen. Bemerken Sie Verliebte und Wahnsinnige, insonderheit Traurig-Verliebte und Sanft-Wahnsinnige: Sie werden die Macht erster Eindrücke, die ganze Jugend ihrer Seele in allen Zügen ihrer Gemälde sehn, in allen Klagen ihrer Verirrung hören. Ja, bemerken Sie nur ihre eigne Seele in Träumen! Da sind wir Alle dergleichen Verirrte. Nach gewissen Jahren decoriren wir alle unsre Träume nur mit Scenen aus der Jugend; selbst die Personen, die in ihnen spielen, wenn es uns die nächsten und liebsten wären, nehmen andre, gleichsam süßere romantische Gestalten an. Bei allen Phantasien der Liebe ist der erste Eindruck der süßeste und unauslöschlich: kurz, wir buchstabiren, wo wir können, ein Alphabet aus der Jugend wieder, dessen Züge uns die angenehmsten, eindrücklichsten, geläufigsten sind. Habe ich Ihnen mit meiner Auflösung ein Gnüge geleistet?

Ch. Noch nicht völlig. Einige Erinnerungen sind doch so sonderbar, so fremde und gleichsam (um in Ihrer Sprache zu reden) so gar nicht zu buchstabiren mit den Eindrücken der Kindheit und Jugend dieses Lebens, daß —

Th. Daß man zu Ihnen nothwendig eine andre Welt, ein früheres Leben brauchte? Nun denn, warum bleiben Sie nicht Ihrer Hypothese ganz treu und nehmen wirklich eine andre Welt, ein früheres Zusammensein im Reiche der Geister und Seelen an, wie es Plato dichtete, wie die alten Rabbinen und viele Völker der Welt es sich dachten? Mich dünkt, wenn geträumt sein muß, so träumt man lieber den freiesten der Träume. Denken Sie Sich z. B., wie Sie einst mit Ihren Geliebten im Lande der Geister so

„Klein wie Theilchen des Lichts ungesehn schwärmeten,
Wie sie auf ein Orangeblatt
Sich zum Scherzen versammelten,
„Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten.“[1]

---

[1]) Aus J. A. Schlegel's „choriambischer Ode“ an Klopstock, in den Bremer „Beiträgen“, IV. 6. 413 ff., in den „Vermischten Gedichten“, I. 281 ff. Unsere Stelle bespottet Lessing im 127. Literaturbrief (vgl. uns. Ausg. seiner Werke, Th. IX. S. 334). — D.

Warum müssen Sie Sich die Scene so eng machen und die Seele in unserer dürftigen Menschheit geistige Almosen oft und mühsam betteln lassen, da sie sie doch wohlfeiler und alle auf einmal haben kann, wenn Sie sie ins Reich der Geister senden und ihrer körperlichen Clausur ganz entladen. Haben Sie keine Briefe der Verstorbnen an die Lebendigen[1]) gelesen?

Ch. Viele.

Th. Nun, so wissen Sie, wie frei und zwanglos es im Reiche der Geister zugeht. Darum liebt auch die Kindheit Träume der Art sehr, weil sie sich mit ihren Träumen mischen und dieselben wie durch Urkunden aus einer andern Welt zu bekräftigen scheinen. Für mich, der ich in Gedichten so was gelten lasse und es früher gerne las, in den Jahren, wo ich jetzt bin, begnüge ich mich, die Träume der Vorexistenz aufzugeben und meine Seele in ihren jetzigen Banden, in ihrer armen Wirklichkeit zu studiren.

Ch. Und was studiren Sie an ihr aus?

Th. Aus? Das weiß ich nicht. Aber an ihr zu studiren, dünkt mich, nutzt viel; und ich wollte, daß wir's auch zu diesem Zweck an unsern Kindern thäten.

Ch. Zu diesem? zu welchem Zweck?

Th. Dazu, daß wir auf ihre ersten Eindrücke, auf die Art und Wirkung derselben in ihren Seelen, auf die geheimen Ideen und Bilder merken, mit denen sie sich in der Stille tragen, die sie wie ein feines unsichtbares Gewebe spinnen und fortspinnen nach eigner Lust und Liebe. Haben Sie's bemerkt, Charikles, daß Kinder plötzlich Ideen äußern, über die man sich wundert, wie sie zu ihnen gekommen seien? die eine lange Reihe andrer Ideen und geheimer Unterhaltungen voraussetzen, die wie ein voller Strom aus der Erde brechen, zum untrüglichen Wahrzeichen, daß er nicht erst den Augenblick aus ein paar Regentropfen zusammengeflossen, sondern lange, lange schon als Strom verdeckt unter der Erde geflossen sei, vielleicht manche Höhlen durchbrochen, manche Klippen mit sich gerissen, manchen Unrath an sich gesetzt habe?

Ch. Und wenn wir das bemerken, wer kann wider die Natur? Können wir den Lauf dieser Ströme hemmen oder ans Licht graben, oder gar den Bau der Erde und der Menschenseelen nach unserm Gefallen ändern?

Th. Wir können's und können's auch nicht. Wir können's nämlich, so weit wir's sollen, und sollen's, so weit wir's können. Wenn wir die Seelen unsrer Kinder lieb haben und von der Macht

[1]) Wie von Wieland (1753). — D.

erster Eindrücke so überzeugt sind, wie ich davon überzeugt bin, sollten wir nicht diese ersten Eindrücke, sofern sie in unsrer Gewalt sind, unvermerkt lenken und wählen? Unvermerkt, sage ich; denn sonst ist Alles vergebens. Die Seele will bei ihren geheimsten Operationen keinen Zwang, keine mechanische Vorschrift; sie wirkt frei aus sich heraus, und in diesen ersten Arbeiten liegt das Emblem der Wirkungen ihres ganzen Lebens. Sie also belauschen, sie, wenn sie in holden Wüsten, in anmuthigen Labyrinthen irrt und sich zu weit verirrt, in der Gestalt eines hellen Sterns oder, wie Minerva bei Homer, in der Gestalt eines fremden Wandrers[1]) (nicht Lehrers, nicht Zuchtmeisters) zurechtweisen, kurz, wie jener Philosoph sich täglich wünschte, ihnen fröhliche Morgen- und Jugendbilder gewähren, damit sie einst am Abend und im Alter fröhliche Zurückerinnerungen aus dem Platonischen Reiche der Geister haben mögen und keiner erniedrigenden, entsetzlichen Ideen der Seelenwandrung bedürfen: das, meine ich, können und sollen wir, doch freilich unter den Händen des Schicksals.

Ch. Ja wohl, unter den Händen des Schicksals!

Th. Denn da wir über alle Ideen und Eindrücke unsrer selbst nicht Herren sind, viel weniger sind wir's über die Eindrücke unsrer Freunde und Kinder. Wir haben unsre Seelen nicht selbst hieher gesetzt; noch weniger sind wir's, die ihre Kräfte gegen das von allen Seiten auf sie zuströmende Weltall ausgerüstet haben. Es giebt also wirklich Personen, die zu Leiden, zum Unglück gesetzt sind, denen frühe Eindrücke und Ideen, Bekümmernisse und Krankheiten die Lust am Leben ziemlich gemindert und geraubt haben. Der Trank, den sie trinken sollen, ist ihnen bitter oder trübe und unschmackhaft gemacht; denn es giebt Uebel, die für dieses Leben nicht mehr ganz ausgethan werden können. Auch diese Personen müssen sich indessen begnügen, die Bürde, die ihnen aufgelegt ist, eine von ihnen unabtrennliche Lebensbürde, mit Fröhlichkeit, wenigstens mit gelassenem Muthe zu tragen und auf ein andres, freieres, besseres Dasein zu hoffen.

Ch. Sehen Sie, wie Sie auf meine Seelenwandrung kommen! Wer weiß, was diese Leute in ihrem vorigen Zustande verübten, daß sie jetzt durch die Hand des Schicksals und nicht durch eigne Schuld so elend sind? Aber Sie bereiten Sich zum Weggehn.

Th. Es ist spät, und ein andermal wollen wir anfangen, wo wir's ließen, eben wie es bei der Seelenwandrung zu gehen pflegt. Schlafen Sie wohl, Charikles, und träumen vom ur-

[1]) Odyssee, XIII. 221 ff. — D.

sprünglichen Reich der Liebe, nicht, daß Sie voraus einmal Sejan oder Ravaillac gewesen!

Ch. Gut, daß ich's sodann nicht mehr bin und mein böses Schicksal schon weg habe. Schlafen Sie wohl!

Zweites Gespräch.

Charikles. Ich hoffe, mein Freund, Sie heut billiger über unsern Gegenstand sprechen zu hören; gestern waren Sie ziemlich warm.

Theages. Nach dem Sie das Wort Wärme und Billigkeit nehmen. Ist's Gleichmuth, zu prüfen, so hatte ich sie, dünkt mich, auch gestern; soll's aber jene schlaffe Kälte sein, der Alles gleichgiltig ist —

Ch. Nicht eben gleichgiltig. Wer könnte gleichgiltig darüber sein, wenn das arme geplagte Menschengeschlecht wenigstens durch einen schönen Traum der Hoffnung Ersatz für seine gegenwärtigen, drückenden Uebel fände? wenn es einige Aufschlüsse über Gott, die Welt, den Lauf des Schicksals bekäme? Wo Seneca's Gründe[1]) aufhören, selbst wo die Religion nicht auflöst, sondern neue Knoten schlägt, da —

Th. Charikles, lassen Sie uns die Religion, dazu auf eine so zurücksetzende Art, hier nicht ins Spiel mischen! Die weiß wahrlich von der Seelenwandrung nichts und ist mit allen Verheißungen, Drohungen, Befehlen, Beispielen, die sie giebt, auf einem andern Wege. Das Rad Ixion's, der Stein des Sisyphus, das Schöpfen der Danaiden — so etwas mag der ewige Kreisgang des Menschenschicksals sein, nicht eine tröstende, himmlische Belohnung. In Dante's „Hölle"[2]) gehen die Heuchler in bleiernen Mänteln mit verkehrtem, zurückgebognem Gesicht im Kreise einher; sie gehn ewig und kommen nicht von der Stelle und sehn immer rückwärts mit ihrem verrenkten Halse.

Ch. Aber, mein Freund, sehen doch auch Sie nur einige Augenblicke mit Gelassenheit rückwärts! Wie viel Unglückliche sind hinter Ihnen, die es nicht verschuldet haben, so tief zu sein,

---

[1]) Besonders in der Schrift „De providentia". — D.
[2]) Canto XXIII. 58 ff. — D.

die also in diesem Leben erst höher hinan müssen, um uns nur einigermaßen mit der Gerechtigkeit und Milde Gottes zu versöhnen.

Th. Zu versöhnen? Sie wären also ein Feind Gottes, wenn keine Seelenwandrung im Kreislauf der Menschheit wäre? Sie müßten seine Gerechtigkeit und Vatermilde leugnen, wenn er Sie nicht auf dieser Erde einigemal wiedergeboren werden ließe? Für mich gestehe ich, ich habe herzlich gnug, einmal auf der Erde als Mensch gewesen zu sein und mein Leben durchlebt zu haben; denn wenn's köstlich gewesen ist, sagt einer der ältesten Weisen, war's Mühe und Arbeit,[1]) und das ist sein ewiger Zirkel. Der Mensch vom Weibe geboren lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe: geht auf wie eine Blume und fället ab, fleucht wie ein Schatten und bleibet nicht.[2]) Das ist sein Schicksal.

Ch. Trauriges Schicksal!

Th. Traurig und tröstlich, gnug, es ist sein Schicksal. Sehen Sie das menschliche Leben in seiner ganzen Zusammenordnung an; ist's nicht, als ob Ihnen Alles in ihm zuriefe: „Gottlob! ich muß nur einmal gelebt werden"? Der Morgen unsrer Tage, die Knospe unsers Erdedaseins, wie bald verwelkt die Knospe, wie bald ist der Morgen vorüber! Nun wird der Tag schwül, es folgt die Zeit der Mühe des Lebens; allmählich naht der Abend, und die Sonne neigt sich. Der Mensch blüht ab, wie er aufblühte: er vergißt seine eignen Gedanken, er verzagt an seinen eignen Kräften, er stirbt, eh er stirbt, und freut sich, daß er sein Grab findet. Dies ist der unwandelbare Kreis der Tages-, der Jahreszeiten, der Lebens- und Menschenalter auf unsrer Erde. Und Sie wollten den Unglücklichen tausendmal den Kreisgang gehen lassen, wenn er sich freut, ihn nur einmal durchgekommen zu sein? Sie wollten die Natur ewig, wie Penelope, ihr Gewebe weben und neu weben lassen, damit sie's nur wieder zerstöre?[3]) Unglückliche Menschheit mit allen ihren Anlagen, Hoffnungen und Kräften! Schwachsinnige Penelope, um deren Verstand ich wenigstens nicht buhlen möchte!

Ch. Aber, mein Freund, der Baum, die Blume, der Tag, hat nicht Alles einerlei, und zwar ein wiederkommendes Schicksal? Es scheint Gesetz der Natur zu sein; warum wollte ihm allein der schwache und stolze Mensch widerstreben?

Th. Freilich wäre er schwach und stolz, wenn er ihm als Baum, als Blume, als Tag widerstrebte; aber er ist Keins von

[1]) Psalm 90, 10. — D.
[2]) Hiob 14, 1 f. — D.
[3]) Odyssee, II. 93 ff. — D.

Dreien, und auch diese Drei kommen nicht wieder. Der Baum steht eingewurzelt in der Erde, und hat er, wie ich nicht zweifle, ein Leben, so ist's doch immer nur der erste Keim eines niedrigen Lebens. Dies muß er lange auswirken und lange auf seinem Ort stehn. Jedes Jahr ist ihm nur ein Tag, der Frühling sein Morgen, sein Schlaf der Winter. Er muß ausdauern, viele Blätter, Blüthen und Früchte zeugen, die der Luft, den Thieren, dem Menschen, der ganzen höhern Schöpfung dienen. Nun wird er allmählich alt und stirbt; was jetzt um ihn hervorgrünt, ist nicht er selbst, sondern seine Kinder. Wo seine Lebenskraft und sein Lebenshauch in Duft, Blüthen, Blättern, Früchten hin sei, wissen wir, oder wir wissen es nicht; ins Reich verarbeitender Kräfte kann und soll unser Blick nicht reichen. Der Baum gehört also nicht in Ihre Palingenesie; er wandert nicht, sondern verlebt sich, als eine Welt wandelbarer, nie wiederkommender Blätter, Blüthen und Früchte. Die Blume eben also und das Gleichniß des Tages, der ja nie wiederkehrt, war Ihnen ohne Zweifel nur Gleichniß. Sie sind also im Lauf der Natur ganz ohne Exempel; und denken Sie, der Mensch, der Mensch allein sollte dies Exempel eines Ixionisch-Tantalischen Danaidenschicksals sein? Ein Exempel ohne Exempel, ja beinah ohne Absicht.

Ch. Ohne Absicht doch eben nicht. Er lernte die Wissenschaft des Lebens, wie sie sich allein lernen läßt, durch die vielseitigste Ansicht und lebendigste Erfahrung. Er würde also immer geprüft, geläutert, verfeint, befestigt: der Faden seines Ich ginge fort, und er rückte weiter, so sehr er im Kreise zu gehen schiene.

Th. Ein langsames Fortrücken, auf dem uns das Schicksal als Phrygier behandelte, die immer nur hintennach klug werden[1]) und nicht eher wissen, wie es dem Knaben zu Muth sei, der die Schläge empfängt, bis sie sie selbst empfangen haben. Und solche Schläge zeitlebens!

Ch. Ohne Noth wird sie uns das Schicksal nicht geben, und da es doch einmal gewiß ist und bleibt, daß wir nur das recht und wahr und einzig wissen, was wir selbst versucht und erfahren haben —

Th. Mich dünkt, Lieber, Sie mißbrauchen den wahrsten Satz, wenn Sie ihn also anwenden. Alles in der Welt brauche ich nicht zu erfahren, oder wehe der armen Menschheit! Welcher Kluge wird sich die Pest wollen einimpfen lassen, damit er doch

---

[1]) Nach dem Sprichwort: „Sero sapiunt Phryges". Vgl. Herder's Werke, II. S. 251. — D.

auch wisse, wie es mit ihr stehe? Welcher Mensch wird Vater- und Muttermörder sein wollen, um zu fühlen, wie es dem Nero oder einem andern Ungeheuer gewesen? Und was für ein Schicksal wäre es, das eine Freude daran hätte, mich alle abscheulichen Rollen spielen zu lassen, um mir nur das Gefühl zu geben, daß ich sie gespielt habe! Sie sehen, was es für ein System sei, das zu allen Frechheiten Anlaß geben kann, indem es die Lüste, die der Bösewicht in sich fühlt, zu seiner jetzigen Bestimmung macht und ihm, wenn er zuletzt am Galgen stirbt, den süßen Trost giebt: „er habe nun eine seiner Schulden gebüßt, es sei seine Bestimmung gewesen, jetzt solchen Weg zu gehen; was er noch nicht gelernt und erfahren habe, das habe er Zeit auf andern Stationen zu lernen."

Ch. Von solchen Mißbräuchen wollen wir nicht reden; das Beste kann vom dummen Bösewicht aufs Aergste gemißbraucht werden. Ich komme zu meiner Frage zurück: wie wollen Sie Sich mit dem Gott versöhnen, der das Schicksal der Menschen so ungleich machte? Entweder müssen ihm die Ideen von Böse und Gut, Vollkommen oder Unvollkommen, Glücklich oder Unglücklich sehr gleichgiltig sein oder —

Th. Oder wir sollen ihn nur nicht nach unserm kleinen, engen, armseligen Maßstabe messen. Wer ist glücklich, wer ist unglücklich? Ist's der Policirte mehr als der Wilde? der Sclav' in goldnen minder als der in eisernen Ketten? Wo wohnt die Vollkommenheit auf unsrer Erde? und wo hat sie sich ein Haus erbaut? Hat sie uns über sich zu Richtern gesetzt? uns, die wir selbst nur von den Almosen ihrer Milde und Huld leben? Gott schuf uns nicht, das menschliche Geschlecht zu richten, sondern in ihm zu leben, uns unsrer Stelle zu freun und es selig zu machen, wo und wie weit wir können. Er selbst that nicht mehr, als er nach seiner Weisheit thun konnte und nach seiner Güte thun mußte. Mit beiden ging er zu Rath, und so schuf er unser Geschlecht. Wer kann fragen, warum nicht höher, warum nicht tiefer? Gnug, es ist da, und Jeder mag sich freun, daß auch er da sei, seines Lebens genießen und Dem, der ihn hieher gebracht hat, zutrauen, daß er ihn auch hinaus und weiter zu führen wissen werde.

Ch. Die Ungleichheiten der Menschen auf unsrer Erde finden also bei Ihnen keine Erläuterung?

Th. Keine als die: „sie lagen im Plan der Schöpfung." Unser Planet, wie er jetzt einmal ist, sollte tragen, was er tragen, hervorbringen, was er hervorbringen konnte. Dazu ist er eine Kugel mit allen Abwechslungen des Klima, der Länder, der Pflanzen-, Thier-

und Menschenarten: die Leiter steht auf seinen beiden Hemisphären, ihre Sprossen sind unzählbar; und wo reichen sie hin? Durch hundert Thore dringt Alles ins Reich Gottes und durch hunderttausend auf allen Stufen wieder hinaus, aufwärts, vorwärts. Wo nun Gott die armen verkauften Neger beseligen wolle, ob in einem Paradiese zwischen den Bergen*) oder unter einer faulen Bischofsmütze, weil sie sich einmal müde geraspelt haben — das entscheide, wer's entscheiden kann. So verschieden diese Welt ist, so verschieden wird auch die zukünftige sein; und wenn sie's nicht wäre, wenn Alles an einfachere Ende und bestimmtere Größen, wie es sehr wahrscheinlich ist, zusammen ginge, desto besser! Gnug, ich finde hier Glückseligkeit, wo ich sie oft nicht gesucht, Schönheit unter einer Hülle, die zu ihr die fremdeste schien, Weisheit und Tugend meistens in rauhen, verachteten und unkenntlichen Gestalten. Gerade wo Schminke und Putz anfängt, hört Wahrheit, Rechtschaffenheit, Glückseligkeit auf; und nach diesen vergoldeten Pagoden wollten wir unsre armen Reisenden wandern lassen, um das Wahre zu verlieren, das sie haben, und für innern Werth und Reichthum schlechten äußern Tand zu erbeuten? Je mehr ich die Menschheit anders als nach dem Mantel kennen lerne, desto mehr finde ich Ursache, die Vorsehung auch auf diesem Schauplatz knieend zu verehren. Wo wir das meiste Unglück vermuthen, wohnt oft das größte Glück. Einfalt ist nicht Dummheit, und Schlauigkeit weder Glückseligkeit noch Weisheit. Ich halte es also immer mit dem Dichter:[1])

„Das Schicksal theilt die Gaben weislich aus:
Für Jeden giebt es Brod und Deck' und Haus,
Den Armen Kraft, den Schwachen Ehrenplätze."

Ch. Aber, mein Lieber, Sie wissen doch das Gesetz der Sparsamkeit sowol in Ansehung der Kraft als des Raumes? Es herrscht in der ganzen Natur: ist's denn nicht sehr wahrscheinlich, daß die Gottheit auch bei Verpflanzung und Fortrückung menschlicher Seelen darnach handle? Wer in einer Form der Menschheit noch nicht reif geworden ist, wird noch einmal in den Ofen gethan und muß endlich ausgebrannt werden.

---

*) Yet simple nature to his hope has given
Behind the cloud-topp'd hill, an humbler heaven;
Some safer world, in depth of woods embraced,
Some happier island in the watery waste etc.
Pope. — H. [Aus dessen „An essay on man", I. 103—107. — D.

[1]) Withof. Vgl. Herder's Werke, XIV. S. 74, wo statt „Für Jeden" richtig Dem Fleiße steht. — D.

Th. Und wenn er darüber verbrannt würde? Die Form der Menschheit ist so enge, der Platz, ob man hie oder da, in Purpur oder in Lumpen stehe, thut so wenig zur Sache, und wer in der einen Tracht nicht rechtschaffen werden will, wird's in der andern schwerlich werden. Wenigstens muß er's nicht werden dürfen, sonst ist alle Moralität freier Handlungen hin, und der Mensch wird geworfen wie ein Stein, gestoßen wie ein Erdkloß. Sehen Sie, wohin abermals die Hypothese führe? Zu einer fatalen Nothwendigkeit, die alles Streben und Ringen nach Glückseligkeit, Schönheit, Tugend in jeder Gestalt, unter jeglicher Larve ermattet und uns in Ketten des blinden Gehorsams an den Wandelgang des Schicksals bindet. — Aber wir haben im engen Zimmer gnug geschwatzt, und deswegen hat unser Gespräch auch so enge und metaphysisch werden müssen. Sehen Sie die schönbestirnte Nacht! und dort geht der Mond auf. Mich dünkt, wir wandern mit Seel' und Körper aus der metaphysischen Luft in die freie Natur hinaus. —

Sie gingen hinaus, und in Kurzem veränderte sich der Ton des Gespräches. Die heilige Stille, die die Nacht um sie verbreitete, die hellen Himmelslichter, die als Lampen über ihnen aufgehängt schienen, auf der einen Seite einige zurückgebliebne Schimmer der Abendröthe und auf der andern der hinter den Schatten des Waldes sich sanft erhebende Mond — wie erhebt dieser prächtige Tempel, wie erweitert und vergrößert er die Seele! Man fühlt in diesen Augenblicken so ganz die Schönheit und das Nichts der Erde. Welche Erholung uns Gott auf einem Stern bereitet hat, auf dem uns Mond und Sonne, die beiden schönen Himmelslichter, abwechselnd durchs Leben leiten! und wie niedrig, klein und verschwindend der Punkt unsers Erdenthals sei, gegen die unermeßliche Pracht und Herrlichkeit aller Sterne, Sonnen und Welten!

„Was denken Sie", sagte Theages, „anjetzo von Ihrem principio minimi, nach welchem Sie Sich immer auf der Erde umhertummeln wollen und an dies Staubkorn geheftet sind? Sehen Sie gen Himmel, Gottes Sternenschrift, die Urkunde unsrer Unsterblichkeit, die glänzende Karte unsrer weitern Wallfahrt! Wo endet das Weltall? Und warum kommen von dorther, vom fernsten Stern zu uns Strahlen hinunter? Warum sind dem Menschen die Blicke und der flammende Flug unsterblicher Hoffnungen gegeben? Warum deckt uns Gott, wenn wir Tag über vom Strahl der Sonne ermattet und an unsern Staubklump gefesselt waren, Nachts dieses hohe Gefilde unendlicher ewigen Aussichten auf? Verloren stehen wir im Heer der Welten Gottes, im Abgrund seiner Unendlichkeit ringsum verloren!

„Und was sollte meinen Geist an dies träge Staubkorn fesseln, sobald mein Leib, diese Hülle, herabsinkt? Alle Gesetze, die mich hier festhalten, gehen offenbar nur meinen Leib an; er ist aus dieser Erde gebildet, und er muß wieder zu dieser Erde werden. Gesetze der Bewegung, Druck der Atmosphäre, Alles fesselt ihn, nur ihn hienieden. Der Geist, einmal entronnen, einmal der zarten und so festen Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen, Pflicht und Gewohnheit an diesen kleinen Kreis der Sichtbarkeit knüpfen: welche irdische Macht könnte ihn festhalten? welch ein Naturgesetz ist entdeckt, das Seelen, in dieser engen Rennbahn sich umherzudrehen, zwänge? Sogar über die Schranken der Zeit ist unser Geist weg: er verachtet Raum und die träge Erdenbewegung; entkörpert, ist er sogleich an seinem Ort, in seinem Kreise, in dem neuen Staat, dazu er gehört. Vielleicht ist dieser um uns, und wir kennen ihn nicht, vielleicht ist er uns nahe, und wir wissen nichts von ihm, außer etwa in einigen Augenblicken seliger Ahnung, da ihn die Seele oder er die Seele gleichsam herbeizieht. Vielleicht sind uns auch Ruheörter, Gegenden der Zubereitung, andre Welten bestimmt, auf denen wir wie auf einer goldenen Himmelsleiter immer leichter, thätiger, glückseliger zum Quell alles Lichts emporklimmen und den Mittelpunkt der Wallfahrt, den Schooß der Gottheit, immer suchen und nie erreichen; denn wir sind und bleiben eingeschränkte, unvollkommene, endliche Wesen. Wo ich indessen sei, und durch welche Welten ich geführt werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters, der mich hieher brachte und weiter ruft, immer also in Gottes unendlichem Schooße."

„Es thut mir leid," sprach Charikles, „daß ich Sie in Betrachtungen unterbrechen muß, die Sie so weit von unsrer Erde entfernen; aber lassen Sie mich nicht zurück! Ueberall, wo Sie frei, weise und thätig leben, ist Himmel, und warum scheuen und fliehen Sie denn die Erde? Wenn Sie in einer andern Menschengestalt freier, weiser, glücklicher leben können und so immer weiter im innern Zustande hinaufgehn: was kümmert Sie Ort und Scene? Sei's dort oder hier, Welt Gottes ist Gottes Welt, Schauplatz ist Schauplatz. Auch unsre Erde ist ja ein Stern unter Sternen."[1])

Th. Wohl, mein Freund! aber wie weit läßt sich denn in unsrer Menschheit hinaufklimmen? Ist nicht ihre Sphäre so enge begrenzt, so kothig und staubig, wie dieser Stern selbst ist? Auch

---

[1]) Vgl. Herder's „Ideen", I, 1. — D.

das beste Herz ist und bleibt immer ein Menschenherz, Körper bleibt Körper und Erdeleben ein Erdeleben. Die Armseligkeiten der Geschäfte, der so unnützen und doch so nöthigen Lebensmühe, kommen wieder. Die Lebensalter mit ihren wechselnden Unvollkommenheiten kommen wieder. Auch in guten Eigenschaften bleibt der Menschenstamm hienieden immer in seine beiden Geschlechter vertheilt, die einander gegenüber auf einer Wurzel stehn, sich einander umschlingen und kränzen, nie aber ein und dieselbe Vollkommenheit werden können im Menschenleben. Was das eine hat, fehlt dem andern, was ein Mensch hat, fehlt dem andern. Geburt, Stand, Klima, Erziehung, Amt, Lebensweise hindern und schränken unaufhörlich ein. Nur wenige Jahre wächst ein Mensch, dann steht er still oder nimmt ab und geht rückwärts; will er im Alter Jüngling sein und Andre nachahmen, so wird er lächerlich, so wird er kindisch. Kurz, es ist eine enge Sphäre, dies Erdeleben, und wir mögen's machen, wie wir wollen: so lange wir hier sind, ist ohne größern Schaden und den völligen Verlust unsrer selbst der Enge nicht zu entweichen. Aber einst, wenn der Tod den Kerker bricht, wenn uns Gott wie Blumen in ganz andere Gefilde pflanzt, mit ganz neuen Situationen umgiebt — haben Sie nie, mein Freund, erfahren, was eine neue Situation der Seele für neue Schwungkraft giebt, die sie oft in ihrem alten Winkel, im erstickenden Dampf ihrer Gegenstände und Geschäfte sich nie zugetraut, sich nie derselben fähig gehalten hätte?

Ch. Wer wollte das nicht erfahren haben? Eben daher schöpfte ich ja den erquickenden Trank des Stroms Lethe, mit dem mich auch schon auf dieser Erde meine Palingenesie wieder verjüngte. Ich fühle, wie Sie, daß trotz alles Strebens und Bemühens der Kreis der Menschheit unübersteiglich und ihre Natur in feste Grenzen geschlossen bleibe. Hier auf der Erde wächst kein Baum in den Himmel; gewisse Flecken, die man einmal angenommen, lassen sich mit allen Strömen der Welt nicht mehr abwaschen, manche Schwächen und Unvollkommenheiten in gewissen Jahren kaum mehr kennen, geschweige denn ablegen. Oft verwechselt man nur die gröbern mit den gefährlichen feinern; das ist Alles wahr. Auch sehe ich's sehr wohl ein, daß in dem engen, sich immer wiederholenden Rundlauf des Erdelebens so gar viel eben nicht herauskommt; es ist so viel unnütze Mühe und aus der erneuerten Mühe so wenig neue Beute. Die Schranken, die Sie eröffnen, sind allerdings größer, das Feld, zu dem Sie einladen, ist unendlich — die Schaar aller Welten, die auf meinem ewigen Wege zur Gottheit liegen. Aber, mein Freund, wer giebt

mir dahin Flügel? Es ist immer, als wenn mich etwas zurückwürfe auf meine Erde. Mir ist, als ob ich sie noch nicht ausgebraucht, mich noch nicht leicht genug gemacht hätte, höher hinaufzustreben; wer giebt mir Flügel?

Th. Wollen Sie sie nicht aus heiliger Hand annehmen, die ganz und gar dahin verweist, so nehmen Sie wenigstens einige Fittige dazu aus freundschaftlichen, aus — Ihres Freunds Newton's Händen.

Ch. Aus Newton's Händen?

Th. Nicht anders. Das System, das er aus Sternen und Sonnen baute, sei Ihnen ein Gebäude Ihrer Unsterblichkeit, eines immerwährenden Fortganges und Aufflugs. Nicht wahr? alle Planeten unsers Sonnensystems sind durch Kräfte der Anziehung mit einander und mit ihrem Mittelpunkt oder Brennpunkt, der Sonne, verbunden?

Ch. Allerdings.

Th. Sie machen also ein so festes, unzerstörliches Ganze aus, daß nichts verrückt, nichts geändert werden kann, oder das Ganze litte und ginge mit seiner großen Harmonie unter?

Ch. Nicht anders. Alles bezieht sich auf die Sonne und die Sonne mit ihren Kräften, ihrer Masse, ihrem Licht, ihrer Wärme und Entfernung auf die Planeten.

Th. Und doch sind die Planeten nur Gerüst des Schauspiels, Wohnplätze der Geschöpfe, die auf ihnen sich um die unendlich schönere Sonne der ewigen Güte und Wahrheit in mancherlei Entfernungen, mit manchen Ellipsen, Perihelien und Aphelien bewegen. Wären die Scenen so genau, so unzertrennlich verbunden, und der Inhalt der Scenen, das Spiel selbst, sollte es nicht sein? Die Planeten wären so genau auf sich und auf die Sonne geordnet, und das Schicksal Derer, die darauf leben, auf die sie eigentlich nur zubereitet sind, sollte nicht ebenso genau und um so genauer zusammenhangen, als ja das Wesen mehr als die Einkleidung, Sache mehr als Ort, Leben und Inhalt mehr als Theater und Schaubühne ist? In der Natur ist Alles verbunden, Moral und Physik, wie Geist und Körper. Moral ist nur eine höhere Physik des Geistes sowie unsere künftige Bestimmung ein neues Glied der Kette unsers Daseins, das sich aufs Genaueste, in der subtilsten Progression an das jetzige Glied unsers Daseins anschließt, wie etwa unsre Erde an die Sonne, wie der Mond an unsre Erde.

Ch. Ich ahne Sie, Bester, aber —

Th. Hier, mein Freund, läßt sich auch nur muthmaßen, nur

ahnen. Unterm stillen Blick der Sterne, vorm Angesicht des vertraulichen Mondes sind auch Ahnungen in jene für uns unübersehbare Ferne so groß, so erhebend! Denken Sie einen Augenblick, daß unser Sternengebäude dem moralischen Zustande seiner Bewohner nach so zusammen verbunden wäre, wie es seinem physischen Zustande nach unstreitig zusammen verbunden und nur ein schwesterlicher Chor ist, der in verschiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie einer Kraft seinen Schöpfer lobt; denken Sie, daß vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geschöpfe wie des Lichts, der Entfernung, der Massen, der Kräfte gebe (und nichts ist wahrscheinlicher als dieses); setzen Sie die Sonne nun als den großen Versammlungsort aller Wesen des Systems, das sie beherrscht, sowie sie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit ist, die sie überall den Geschöpfen gradweise mittheilt: sehen Sie die große Leiter, die Alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande dessen kommen, was wir nur in unserm Sternensystem Wahrheit, Licht, Liebe nennen!

Ch. Also, je entfernter von unsrer Sonne, desto dunkler, desto gröber; je näher, desto heller, leichter, wärmer, geschwinder? Die Geschöpfe des Mercur, der immer in den Strahlen der Sonne verborgen ist, müssen freilich von andrer Art sein als jene trägen Saturnusbewohner, die dunkeln patagonischen Riesen, die in 30 Jahren kaum einmal um die Sonne kommen, und denen 5 Monde kaum noch ihre Nacht erhellen. Unsre Erde stünde denn so in der Mitte —

Th. Und vielleicht sind wir eben deswegen auch solche Mittelgeschöpfe[1]) zwischen der dunkeln Saturnusart und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unsre Vernunft ist hier wirklich nur noch im ersten Anbruch, und mit unsrer Willensfreiheit und moralischen Energie ist's auch nicht weit her; gut also, daß wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zu weilen haben, wo wahrscheinlich nicht viel aus uns würde.

Ch. Also meinen Sie, wir müßten durch alle Planeten reisen?

Th. Das weiß ich nicht. Jeder Planet kann seine Einwohner, die alle in verschiednen Graden zu einer Sonne streben, auf dem Wege, der ihm der kürzeste ist, auf den Stufen und Gradationen, die ihm der Schöpfer nothwendig erkennt, dahin senden.

---

[1]) Vgl. Herder's „Ideen", II. 4; V. 6. — D.

Wie, wenn unser Mond z. B. (mich dünkt, auch Milton schildert ihn so,*) und mehrere morgenländische Secten haben ihn dafür gehalten) das Paradies der Erholung wäre, wo die matten Wandrer, dem Nebel dieses Erdethals entkommen, in einer reineren Atmosphäre, auf Auen des Friedens und der Geselligkeit lebten und sich zu dem Anschaun des höhern Lichts bereiteten, zu dem auch die Einwohner andrer Planeten hinaufwallen? Mich dünkt, das Angesicht des Mondes spräche uns dieses mit seinem ruhigen, tröstenden Licht zu. Es ist, als ob es auch dazu schiene, um uns den Glanz einer andern Welt zu zeigen und uns von amarantnen Lauben der Ruhe und einer unauflöslichen seligen Freundschaft Träume voll sanften Thaues einflößen zu wollen.

Ch. Sie träumen angenehm, mein Freund, vorm Angesicht des Mondes, und ich träume gern mit Ihnen. Mir war's oft so, daß, insonderheit wenn Trauer, sanfte Schwermuth oder das Andenken an verstorbne inniggeliebte Todten mich erfüllte, mir beinahe der Mondesstrahl ihre Sprache zu sein schien, und es mich dünkte, es fehle nicht viel, ihren glänzenden Schatten vor mir zu sehn oder den Kuß ihrer reinen Lippe auf meine Seele in einem Strahl hinabfließend zu fühlen. Aber gnug davon, wir werden ja hier Beide beinah Schwärmer! Erzählen Sie weiter!

Th. Ich mag nicht; denn auch mir fehlen die blauen smaragdenen Goldschwingen, Sie von Stern zu Stern zu tragen, Ihnen zu zeigen, wie auch unsre Sonne um eine größere Sonne eilt, wie in der Schöpfung Alles in einer Harmonie jauchzt, zu welcher Sonnen und Erden wie ein Klang gemessen, gezählt, gewogen sind, und es also gewiß auch das Schicksal, das Leben ihrer Bewohner in weit höherm Grad sein muß. O wie groß ist das Haus, in dem mich mein Schöpfer erschuf, und o wie schön ist's! schön zu Nacht und zu Tage, dort und hier Sonne-, Mond-, Sternenaussicht! Mein Gang ist die Bahn des Weltalls; dazu leuchtet mir auch jener letzte Stern, dazu klingt mir, in geistigen Begriffen und Verhältnissen, die Harmonie aller Sterne. Aber ach, mein Freund, Alles ist nur Dämmerung, Wahn und Vermuthung gegen das ungleich reinere und höhere Licht der Religion unsers Geistes und Herzens. Auf dieser Erde ist Alles mit Bedürfniß umringt, und wir sehnen uns mit aller Creatur, davon frei zu werden. Wir haben Begriffe der Freundschaft,

*) Those argent fields more likely habitants,
Translated saints or middle spirits hold,
Betwixt th' angelical and human kind. — H.
[Paradise lost, III. 460—462. — D.]

der Liebe, der Wahrheit, der Schönheit in uns, die wir hier auf der Erde in lauter Schatten und Traumgestalten, so unvollkommen, so oft gestört, getäuscht, betrogen und immer unvollendet erblicken. Wir dürsten nach einem Strom reinerer Freuden, und mich dünkt, die Hoffnung, das Verlangen selbst sei eine sichere Vorahnung des Genusses. Nehmen Sie die reinsten Verhältnisse auf dieser Welt, die Vater-, die Mutterfreuden, mit welchen Sorgen sind sie vermischt, von welchen Schmerzen und Unbequemlichkeiten werden sie unterbrochen, und wie dienen sie doch im Ganzen nur immer dem Bedürfniß, einem fremden höheren Verhältniß! In jener Welt, sagt die Schrift,[1] wird man weder freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel Gottes im Himmel. Da ist Liebe befreit von gröbern Trieben, reinere Freundschaft ohne die Abtrennungen und Bürden dieser Erde, wirksamere Thätigkeit mit glücklicher, schöner Eintracht und einem wahrern und ewigen Endzweck, kurz überall mehr Wahrheit, Güte, Schönheit, als uns diese Erde auch bei hundertmaligem Wiederkommen geben könnte.

„Den, Parmeno, den nenne ich
Den Glücklichsten, der, wenn er ohne Leid
Die hohen Dinge sah, die wir nun sehn,
Die Sonne, diese Sterne, Wolken, Mond
Und Feuer, wieder geht, woher er kam.
Denn lebtest Du auch hundert, oder lebst
Du wenig Jahre nur, Du siehest sie;
Und Schöneres als sie sah Keiner je.
Halt diese Lebenszeit, von der ich rede,
Für einen Marktort, eine Wanderschaft,
Wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh'
Die Menge giebt! Je früher Du weggehst,
Je früher findest Du die bessre Herberg',
Wenn Du den Reisepfennig Wahrheit hast
Und lässest keinen Feind. Wer lange weilt,
Geht matt von dannen, und ereilet ihn
Das böse Alter, ach, da hat er Mangel
Und Plage, findet Feinde hie und da!
Der stirbt nicht glücklich, der zu lange lebt.“ *)

---

*) Worte aus einem Fragment Menander's. — H. [Aus der Komödie „Der Untergeschobene“, bei Stobäus, Floreleg. XXI. 7. — D.]

1) Matth. 22, 30. — D.

Und wie denn Der, der ewig hier weilen und immer wiederkommen wollte auf diesen Marktplatz? —

War's, daß die Stille der Nacht und die hohe Harmonie der Sterne das System beider Freunde versöhnt hatte, oder hatte Charikles zu viel zu antworten: sie umarmten sich und gingen schweigend aus einander. Theages schien verloren im unendlichen Blau des Himmels, auf der glänzenden Sternenleiter, die so manche Völker, wilde und weise, den Weg der Seelen nannten: freilich eine höhere Laufbahn, eine reichere und schönere Palingenesie, als uns hier auch in den glücklichsten Gestalten die dürftige, enge Erde gewähren könnte!

O pater, anne aliquas ad coelum hinc ire putandum est
Sublimes animas? iterumque ad tarda reverti
Corpora? quae lucis miseris tam dira cupido?

Virgil [1])

Drittes Gespräch.

Als ob sie einander das Wort gegeben hätten, trafen Theages und Charikles des Morgens auf einem Spaziergange zusammen, den Beide liebten, und auf welchem sie oft in den Strahlen der aufgehenden Sonne ihre Seele rein zu waschen sich bestrebten. Noch waren Beide in die Stille verhüllt, die die Dämmerung und das Erwachen vom Schlaf mit sich führt, eine heilige Stille, aus der die Morgenröthe nur sanft und allmählich weckt. Sie störten sich einander nicht. Die Morgenröthe vor ihnen und um sie her das fröhliche Chor aller erwachenden Wesen, saßen sie eine Zeit lang stumm da, bis endlich nach Aufgang der Sonne, da die Scene gewühlvoller wurde, Charikles einen Spaziergang in den nahen Wald vorschlug, auf dem sie sich durch einen kleinen Umweg nach Hause finden könnten; und nun bog er im Gange sein Gespräch auf den gestrigen Gegenstand unvermerkt über.

Charikles. Wovon haben Sie diese Nacht geträumt, Theages? Sie müssen angenehm geträumt haben; denn Sie waren gestern im Raum der Sterne und Welten wie verloren.

Theages. Wenn die Sonne am Himmel steht, muß man keine Träume erzählen, Charikles; sie haben ihre Scene und De-

[1]) Aen., VI. 719—721. — D.

coration verloren; Alles hat seine Zeit und Stunde. Sehen Sie nicht, wie die Sonne mit ihrem Glanz das ganze Heer unsrer gestrigen Welten uns verdeckt hat, und wie traurig steht dort der Mond am Himmel — ein blasses Wölkchen! Wahrscheinlich würde unser Gespräch auch ein solches werden, wenn es unsre gestrigen Ahnungen wiederholte. Also, Charikles, löschen Sie die Nachtlampe aus und bringen etwas Jugendlicheres vor, wodurch wir uns zur Munterkeit auf den Tag hin stärken!

Ch. Mich dünkt, wir können in unserm gestrigen Gespräch fortgehn und doch diesen Zweck erreichen. Denn, mein Freund, ich fühle es jetzt augenscheinlich, nicht die Nacht, sondern der Morgen ist zu Gesprächen gut, die uns in die Kindheit des Menschengeschlechts, in den frühen Morgen menschlicher Begriffe und Bilder zurückführen. Unsre studirte Nachtweisheit hat uns verblendet: wo wir muthmaßen sollten, behaupten wir; wo wir menschlich denken sollen, wollen wir göttlich denken.

Th. Gilt das mir?

Ch. Nicht so ganz ohne; denn auch Sie, fürchte ich, hat Philosophie und Theologie, Newton und Christenthum zu hoch gespannt. Sie wollen zu den Sternen empor, und unser Weg ist vor der Hand doch auf Erden. Sie schämen Sich Ihrer Stiefbrüder, der Thiere, und klimmen zu Geschöpfen hinauf, die Sie nicht gesehen haben und vielleicht auch nicht sehen werden, zu Einwohnern Mercur's, der Sonne und des Mondes.

Th. Ich, mein Freund, schäme mich meiner Halbbrüder, der Thiere, nicht, vielmehr bin ich in Absicht ihrer ein großer Seelenwandrer. Ich glaube gewiß, daß sie zur Stufe höherer Wesen hinaufklimmen, und kann gar nicht begreifen, wie man dieser Hypothese, die den Zusammenhang der ganzen Schöpfung für sich zu haben scheint, noch etwas in den Weg legt.

Ch. Nun sind Sie auf rechtem Wege.

Th. Ich bin, was diesen Punkt betrifft, immer darauf gewesen; erinnern Sie Sich, daß Sie gestern selbst davon ablenkten. Können Sie die Aesopische Fabel leiden, Charikles?

Ch. Sehr, aber wie kommt die hieher?

Th. Weil ich sie wie den Compaß ansehe, der uns zeigt, wie wir zu den Thieren stehen. Sämmtlich und sonders spielen die Thiere noch ihre Fabel, und Aesop, der größte Philosoph und Sittendichter, hat uns ihr Spiel nur vernehmlich, ihre Charaktere nur sprechend für uns gemacht; denn für sich sprechen und handeln sie unaufhörlich. Und wissen Sie, was der Mensch bei dieser fortgehenden Thierfabel ist? Nichts als der allgemeine Satz,

die Moral der Fabel, die Zunge in der Wage. Er nutzt die Schöpfung und also auch alle Charaktere der Thiere. Sie handeln vor ihm; er läßt sie handeln und — denkt. Sein „die Fabel lehrt“ muß er alle Augenblicke wiederholen.

Ch. Und dies thäte etwas zur Seelenwandrung der Thiere?

Th. Mich dünkt, viel. Der Thierfabel fehlt zur Menschenfabel nichts als die Sentenz, der allgemeine Satz, die Lehre. Der so bestimmte, sichere, lehr- und kunstreiche Thiercharakter bekommt das Fünklein Licht, das wir Vernunft nennen, und der Mensch ist da. Er ist da, um aus seinem vorigen Thiercharakter sich nun Lehre, Unterricht, Kunst zu sammeln, sich seine vorige Lebensweise mehr oder minder zur Anschauung zu bringen und, wenn er will, daraus klug zu werden. Er soll als Mensch das weise und gut ordnen lernen, was er als Thier kann, mag und will. Mich dünkt, das ist die Anthropogenesie und Palingenesie der Thiere zu Menschen.

Ch. Das Bild ist artig, aber die Sache? Sollte es so gewiß sein, Theages, daß jeder Mensch einen Thiercharakter habe?

Th. Zweifeln Sie daran, so sehen Sie Menschen, zumal Menschen in Leidenschaft oder mit starker Leidenschaft, ins Antlitz; betrachten Sie, wenn diese nicht bemerkt werden, ihre Lebensweise und die scharf unterscheidenden Striche ihres Charakters: es wäre sonderbar, wenn Sie nicht schon der Bildung, der Miene, den Geberden nach, noch mehr in der fortgehenden Handlung ihres Lebens den Fuchs, den Wolf, die Katze, den Tiger, den Hund, den Hamster, den Geier, den Papagei, und wie das ehrliche Gefolg aus der Arche Noah weiter heißt, bemerkten.

Ch. Sie scherzen. Bisher habe ich die ganze Hypothese nur als ein Spiel beim Nachtisch angesehen, da man sich mit der Serviette bis exclusive zur Nase den Mund verhüllt und frägt: „Wer war ich? was für ein Thier bin ich gewesen?“

Th. Wie das Spiel getrieben wird, ist's Spiel und muß es bleiben. Wer kennt sich selbst bis auf den Grund seines Charakters? Und wie sollte uns ein Andrer auf einen Blick kennen, sobald wir den Mund unter die Serviette hüllen? Was käme auch heraus, wenn der Mensch sich seinen Lebensalmanach mit den Bildern der Thiere schmückte, mit denen er jeden Tag umzugehen hat, und sich gegen sie wieder in seinem Thiercharakter betrüge? Menschen sollen wir sein, nicht Thiere. Die Zunge an der Wage soll uns leiten, nicht ein blindes Gewicht von Charakter und Thierinstincten, das auf die Wagschale gelegt ist. Das thierische Menschengesicht ist menschlich und aufgeklärt, die Züge sind auseinandergesetzt, in-

sonderheit die am Meisten charakteristischen Züge, Stirn, Nase, Augen und Wange, sind beim Menschen gegen die Thiere unendlich erhoben, veredelt und verschönt.

Ch. Also wäre die Thierbildung nur eine Grundlage des menschlichen Charakters, der vom Lichte der Vernunft erhellt und von der sittlichen Empfindung des Menschenherzens geordnet, verschönt und erhoben werden soll. Der Grund unsrer sinnlichen Kräfte und Charakterzüge, unsre etwanigen Reste von blos sinnlichen Geschicklichkeiten, Neigungen und Trieben wären thierisch, die nachher von unsrer Vernunft nur überglänzt, nur geregelt werden müßten.

Th. Studiren Sie die Menschen, und Sie werden häufige Proben davon finden; denn in Urtheilen über Züge und Charaktere, sobald wir nur das stolze Moralische absondern, sind wir Alle ziemlich einig. In der Natur und der Aesopischen Fabel nennen wir einen Fuchs Fuchs und nicht Löwen. Im menschlichen Leben verwirrt sich das Urtheil, wie aus hundert Ursachen, so auch daher, weil es wirklich Absicht der Menschenbildung und Menschenbestimmung ist, den Thiercharakter und die Thiersitten bis zu einem gewissen Grad auszulöschen und Menschen oder, wenn Sie wollen, Engel in der Menschheit aus uns zu bilden. Das will nun Jeder schon geworden sein. Der Neid und die hämische Schadenfreude wollen am Andern so gern noch das ganze rohe Thier und keine Spur vom Menschen oder Engel finden. Daher kommt's denn, daß man diese Hypothese so mißbraucht und sie zuletzt verachtet, entweder weil man sie mißversteht, oder weil man sie fürchtet. Ohne sie aber wüßte ich nicht, was aus dem zahlreichen Heer der Geschöpfe unter uns, unsern so charakteristischen und fein empfindenden Halbbrüdern im Feld und Walde, werden sollte.

Ch. Werden sollte? Nichts Anderes, als was sie sind. Sie wandern in neue Formen ihrer Gattung, sie werden feinere Rehe, feinere Vögel.

Th. Feinere Tiger, feinere Affen und Wölfe, und am jüngsten Tage stehen diese mit auf, uns zu begleiten? Es ist doch nicht Ihr Ernst, mein Freund, sich die innerste Schöpfung, die immer fortgehende neue Schöpfung, nach des seligen Ritter Linné Classenbüchern zu denken?

Ch. Mein Ernst nicht, aber unser Freund Harmodius ließe sich für diese Meinung tödten.

Th. Nun, da stürbe er sehr unschuldig; denn mit unsern Classificationen reicht es so gar weit nicht. Sie sind für unsre Sinne, für unsre Kräfte, nicht aber Musterrollen, nach denen die

Natur ordnet, Clausuren, die sie sich selbst gesetzt hätte, um jedes Geschöpf fein in ebner Bahn zu erhalten. Ei, wie verlieren sich die Classen aller Geschöpfe in einander! Wie steigen und erhöhen sich die Organisationen aus allen Punkten, auf allen Seiten! Und wie sind sie sich einander wiederum so ähnlich! Gerade, als ob auf unsrer ganzen Erde die formenreiche Mutter nur einen Typus, ein Protoplasma vor sich gehabt hätte, nach dem und zu dem sie Alles bildete. Wissen Sie, was dies für eine Form ist? Die nämliche, die auch der Mensch an sich trägt.

Ch. Es ist wahr, auch in dem unvollkommensten Thier ist noch einige Aehnlichkeit mit dieser Hauptform der Organisationen unverkennbar.

Th. Im Innern ist sie es noch mehr als von außen. Selbst bei Insecten hat man ein Analogon des menschlichen Gliederbaues gefunden, nur freilich, gegen uns betrachtet, eingehüllt und in scheinbarem Mißverhältniß. Die Glieder, mithin auch die ihnen einwirkenden Kräfte, sind noch unentwickelt, noch nicht organisirt zu unserer Menge von Leben. Mich dünkt, in der ganzen Schöpfung sei dieser Fingerzeig der Natur ein Faden der Ariadne durchs Labyrinth der Thiergestalten hinauf und hinunter. — Aber, mein Freund, wir haben uns müde gegangen und müde geschwatzt; wie, wenn wir uns unter diese angenehmen Bäume niederließen und dem Schwan zusähen, der sich dort in der hellen Fläche bespiegelt und auf ihr rudert? —

Sie setzten sich und ruhten eine Weile (das Rauschen der Wellen und das Lispeln der Bäume betäubte angenehm die Gedanken), bis endlich Charikles den Faden des Gesprächs aufnahm.

Ch. Sie kamen, Theages, durch die Hypothese, daß das Thier ewig Thier bleibe, um die Schranken der Natur nicht zu durchbrechen, von der freieren, seelerhebenden Meinung ab, daß in ihr Alles ein Zusammenhang sei und in der größten Vielfachheit, in einer unzählbaren Veränderung von Formen das Reich der Seelen und Kräfte unaufhaltsam weiter strebe: sagen Sie mir, Geliebter, etwas von Ihren Tagesträumen hierüber, wie Sie mir gestern von Ihren Nachtträumen sagten! Im Anblick dieses schönen Stroms, in der erhabnen Stille dieses Haines lassen sich, dünkt mich, Phantasien denken wie unter dem bestirnten Dache des Himmels; hier sind wir wenigstens selbst mit im Chor.

Th. Und waren wir's dort nicht auch? oder sind wir hier nicht auch mitten im Strom eines Himmels, in einem Chor irdischer Sterne? Alles Leben der Natur, alle Arten und Gattungen der beseelten Schöpfung, was sind sie als Funken der Gottheit, eine

Aussaat von verkörperten Sternen, unter denen die beiden Menschengeschlechter wie Sonne und Mond da stehn! Wir überglänzen, wir verdunkeln die andern Gestalten, führen sie aber in einem für uns selbst unübersehbaren Chor gewiß weiter. O Freund, würde uns ein Auge gegeben, den glänzenden Gang dieser Gottesfunken zu sehen, wie Leben zu Leben fließt und, immer geläutert, in allen Adern der Schöpfung umher getrieben, zu höherem, reinerem Leben hinaufquillt — welch eine neue Stadt Gottes, welche Schöpfung in der Schöpfung würden wir gewahr werden! Von dem ersten Atom, dem unfruchtbarsten Staube, der kaum noch dem Nichts entrann, durch alle Arten der Organisation hinauf bis zum kleinen Universum von allerlei Leben, dem Menschen, welch ein glänzendes Labyrinth! Aber der menschliche Verstand erblickt's nicht, er sieht nur die Dinge von außen: er sieht Gestalten, nicht wandernde, sich emporarbeitende Seelen. Das innere Triebwerk der Natur, ihre lebendigen Räder und athmenden Kräfte — für zu großem Glanze ist es ihm ᾅδης,[1] das Reich der Nacht, die verschleierte Hülle ungeborner, ewig sich fortgebärender Leben.

Alas! our sight's so ill,
That things which swiftest move, seem to stand still.[2]

Ich darf mich also nicht verhüllen vor Dir, großer Pan, ewige Quelle des Lebens; Du hast mich in mich selbst verhüllt. Kenne ich doch die Welt von Leben nicht, die ich meinen Körper nenne. Ohne Zweifel würde meine zu schwache Seele, wenn sie das unzählbare Heer sähe, das ihr in allen Graden und Classen der Belebung dient, — sie würde ihren Herrscherstab fallen lassen und ihrem Thron entsinken. In meinen Adern, in den feinsten mir zugetheilten Gefäßen wallen diese zu höherm Leben hinauf, wie sie, durch so mancherlei Gänge und Zubereitungen getrieben, aus der ganzen Schöpfung in mich wallten; ich bereite sie weiter, wie Alles sie zu mir bereitete. Keine Zerstörung, kein Tod ist in der Schöpfung, sondern Auflösung, Entbindung, Läuterung. So arbeitet der Baum mit seinen Aesten und Gliedern den Saft der Erde und der Luft, das Feuer des Bodens und des Himmels zu seiner Natur, zum edlern Safte sein selbst und seiner Kinder. Seine Blätter saugen und machen fruchtbar. Jedes Blatt ist ein Baum, formirt

[1]) Wörtlich: der Unsichtbare, wie die Griechen den Gott der Unterwelt und diese selbst nennen. — D.

[2]) Von Cowley. Vgl. Herder's Werke, XIV. S. 553. — D.

auf einer grünen Fläche, in einem dünnen Gewebe, weil die Schöpfung nicht Raum hatte, sie alle als völlige Bäume hervorzubringen; aus jeder Knospe, an jedem Zweige drängt sie also Baumesgeister hervor. Die vielgebärende Mutter Erde bekleidet sich mit grünem Leben; jede Blume, die sich aufschließt, ist eine Braut, jeder blühende Baum eine große Familie von Leben. Das Reich der Thiere, unsrer stummen Mitbewohner, zerstört tausend Formen niedrigerer Art, um seine höheren Formen zu beseelen; der Mensch endlich, der größte Ausarbeiter und Zerstörer der Schöpfung, er giebt und nimmt Leben, er ist, ohne daß er's weiß, das Ziel seiner niedrigen Mitbrüder, nach dem sie vielleicht alle unvermerkt geführt werden. Schöner rudernder Schwan, in welch glänzendes Element hat Dich Dein Schöpfer gesetzt, Dich selbst zu lieben und zu bewundern! Mit Deinem schöngebognen Halse, in der reinen frischen Unschuldsweiße schwimmst Du wie eine Königin daher, eine sanfte Prachtgestalt auf der klaren Fläche der Wogen! Deine Welt ist ein Spiegel, Dein Leben ein Schmuck-, ein Künstlerleben; was wird Dein Geschäft sein, wenn Du einmal in Menschengestalt Schönheitslinien entwirfst und Reize an Dir oder in der Natur studirst?

Ch. Apropos, mein Freund, haben Sie den Roman des Bischofs Berkeley, Gaudentio von Lucca, gelesen?[1])

Th. Ich kenne ihn nicht.

Ch. Er hat eine hübsche Idee der Seelenwandrung, die er seinen Mezzoraniern beilegt. Er läßt sie glauben, daß die Seelen der Thiere nach den Wohnungen menschlicher Körper geizen und sich auf alle Weise dahinein zu stehlen suchen. Es gelinge ihnen, sobald der Mensch die Fackel seiner Vernunft fallen läßt und also die Uebermacht verliert, sich selbst zu leiten. Nun werde er rachsüchtig, grausam, wollüstig, geizig, nachdem dieses oder jenes Thier ihn verfolgte und den Platz seiner vernünftigen Seele einnahm. Mich dünkt, die Allegorie ist artig.

Th. Wie Berkeley überhaupt ein seltner, feiner Mann war. Dergleichen Einkleidungen umkränzen eine Wahrheit so niedlich!

Ch. Und was halten Sie von der Seelenwandrung der Juden, die die Rabbinen Ibbur nennen?[2]) Sie sagen, daß sich zu einem Menschen mehrere, auch Menschenseelen gesellen können, die ihm insonderheit zu gewissen Zeiten (wenn nämlich ein freundschaftlicher Geist sieht, daß er's bedarf, und Gott es ihm erlaubt) beistehen, ihn stärken, begeistern, mit und in ihm wohnen. Sie lassen ihn

---

[1]) Vgl. Herder's Werke, II. S. 283. — D.

[2]) Vgl. Eisenmenger, „Neuentdecktes Judenthum", II. 85 ff., 674 f. — D.

aber, wenn das Geschäft zu Ende ist, dazu sie ihm helfen sollten, es sei denn, daß Gott einen Menschen mit diesem Beistande eines fremden Geistes bis an sein Ende begünstige.

Th. Die Dichtung ist lieblich. Sie bemerkt, wie ein Mensch oft so ungleich handelt, wie er insonderheit in spätern Jahren bisweilen so sehr unter sich sinkt. Der fremde, hilfreiche Geist hat ihn verlassen, und er sitzt mit dem Seinen nackt da. Auch ehrt die Einkleidung außerordentliche Menschen auf eine schöne Weise; denn welch ein Lob ist's, daß einen Weisen die Seele eines alten Weisen oder gar mehrere derselben auf einmal beleben! Sie halten doch aber die schöne poetische Einkleidung nicht für physisch-historische Wahrheit?

Ch. Wer weiß? Die Revolution menschlicher Seelen ist bei vielen Völkern allgemein geglaubt worden. Sie haben doch die Frage an Johannes gelesen: „Bist Du Elias? bist Du ein Prophet?"[1] Sie wissen, wer's sogar bestätigte und gerad' heraus sagte: „Er ist Elias."[2]

Th. Und Sie haben doch den jüngern Helmont De revolutione animarum gelesen?[3] Er hat in 200 Problemen alle Sprüche und Gründe angebracht, die sich je auf das Wiederkommen der Seelen in menschliche Leiber nach jüdischen Begriffen deuten ließen.

Ch. Ich muß Ihnen sagen, daß mir die jüdische Revolution der Seelen immer gefallen hat. Kennen Sie sie genau?

Th. Ziemlich. Sie behauptet, daß die Seele zwei- oder dreimal, bei außerordentlichen Fällen mehrmal ins Leben wiederkehre und das vollende, was sie noch nicht vollendet hatte. Sie setzt, daß Gott die Perioden der Welt nach diesen Revolutionen der Seelen eingerichtet, daß er die Grade des Lichts und der Dämmerung, des Unglücks und der Freuden, ja endlich das Schicksal und die ganze Dauer der Welt darnach bestimmt habe. Die erste Auferstehung sei eine Revolution solcher vollendeten, ins Leben wiederkehrenden Seelen.

Ch. Was sagen Sie dagegen?

Th. Nichts, als daß ich nichts dafür sagen kann, weil Alles entweder poetische Fiction ist oder im Rathe Gottes ruht. Die Sprüche wenigstens, die man dafür anführt, beweisen alle nichts.

Ch. Und auch die Vernunftgründe nichts, die man dafür

---

1) Joh. 1, 21. — D.
2) Matth. 11, 14. — D.
3) Franciscus Mercurius van Helmont (1618—1699). — D.

anführt? Daß Gott z. B., der ohne Ansehen der Person ist, bei einem Dasein der Seelen auf der Welt so viel Ansehn der Person beweise; daß der Langmüthige, Gerechte Jedem Zeit und Raum zur Buße gebe; daß manchem Menschen ja unschuldigerweise der Genuß des Lebens so bitter gemacht, so abgekürzt werde. Sie gingen, mein Freund, über diese Gründe so hinweg, weil Sie, wie ich wol sagen darf, widrig dagegen eingenommen waren. Denken Sie Sich aber die Sache menschlich, nehmen Sie das Schicksal der Mißgebornen, der Ungestalten, der Armen, der Dummen, der Krüppel, der entsetzlich Zurückgesetzten und Beleidigten, der jungen Kinder, die das Licht kaum sahen und fort mußten, nehmen Sie dies Alles zu Herzen, — und entweder müssen Sie von ihrer Fortrückung in jene Welt schwache Begriffe haben, oder diesen Personen müssen hier erst Fittige gemacht werden, damit sie Andern nur von fern nachschweben lernen, damit sie einigermaßen nur Ersatz für fatale oder fatal verkürzte Zeiträume in dieser Welt erlangen können. An Fortrückung zu einem höhern als dem menschlichen Dasein ist bei ihnen schwerlich zu gedenken.

Th. Warum nicht? Niemand giebt, wie Gott giebt, und Niemand kann wie Gott ersetzen und vergelten. Allen Geschöpfen gab er das Dasein aus freier Liebe; wenn einige zurückgesetzt scheinen, hat er nicht Oerter, Einrichtungen, Welten gnug, wo er durch eine Verpflanzung tausendfach ersetzt und belohnt? Ein zu früh gestorbnes Kind, ein Jüngling, der für dies rauhe Erdenklima gleichsam zu zart war — alle Nationen haben's gefühlt, daß ihn die Götter geliebt *) und die werthgeachtete Pflanze in einen schönern Garten versetzt haben. Oder hat Gott etwa kein anderes Räumchen als diese Erde? Muß er ausjäten, um Platz zu gewinnen, und die ausgerissene Pflanze so lange im Reich der Vorrathskammer ungeborner Seelen welken und warten lassen, bis er wieder eine Stelle erjage? Wie viele Menschen sind in jener Welt gewiß dadurch glücklich, daß sie hier unglücklich waren. Kennen Sie, mein Freund, die Kleistische Fabel vom gelähmten Kranich? [1])

Ch. Ich kenne sie nicht.

Th. Sie ist eine der schönsten, die je gemacht ward. Wollen Sie sie lesen?

Theages gab ihm das Buch, und Charikles las:

---

*) Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος. „Wen die Götter lieben, der stirbt jung". — H. [Aus Menander's Komödie „Der doppelte Betrüger". — D.]

[1]) Vom Jahre 1757. — D.

„Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

„„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht' er
In sich gekehrt, „ich half so viel als Ihr
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn! mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" Indessen weht
Gewogner Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.

„Nach vielem Ruhn sah er das bessre Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab."

„Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die Ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit des Ufers giebt's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten Euch."

Ch. Eine schöne Fabel auch für meine Meinung! Wir wollen aufstehen, mein Freund, und im Gehen müssen Sie mir noch einige Fragen erlauben. Wie kommt's, daß im Alterthum die wei-

festen und so weit von einander entlegnen Nationen an der Lehre der Seelenwandrung, und zwar an der schlechtesten Lehre des Rückganges der Wesen, daß der Mensch wieder Thier werde, so lange gehangen haben?

Th. Sie haben Sich selbst schon die Frage beantwortet, Charikles: es war Kindheit der Welt und ihrer Weisheit über das Menschenschicksal. Bei einigen, z. B. den Aegyptern, Braminen, vielleicht auch bei Pythagoras selbst, war die Seelenwandrung Kirchenbuße in einer anschaulichen moralischen Dichtung.

Ch. Sonderbare Kirchenbuße in einer Dichtung.

Th. Gewissermaßen konnten beide damals nicht ohne einander bestehen. Sie wissen, die Weisheit der ältesten Nationen war bei den Priestern. Wenn diese dem rohen Volk keine rechten Ideen von der zukünftigen Welt geben konnten oder selbst keine hatten, war's nicht gut, daß sie sie auch über die Zukunft nach diesem Leben mit sinnlichen Strafen schreckten? „Du Grausamer wirst zum Tiger, so wie Du auch jetzt schon eine Tigerseele äußerst, Du Unreiner zur Sau, Du Hoffärtige zum Pfauen; da mußt Du lange büßen, bis Du Deiner entweihten Menschheit wieder würdig geachtet werdest." Solche Anschaulichkeiten, mit allem Ansehn der Religion gesagt, wirken ohne Zweifel mehr als metaphysische Subtilitäten. Jeder sah die Natur des Thieres und das Schicksal desselben vor sich; der Lasterhafte fühlte den Thiercharakter in sich, und nichts natürlicher, als daß er nun auch das Schicksal des Thieres, das ist, den reellen Uebergang in dasselbe, befürchtete. Wenn diese Lehre also einmal festgestellt war, so konnte sie vielleicht von manchen Lastern abziehen, zu manchen Tugenden gewöhnen. Wer wollte nicht lieber ein weißer Elephant als eine Sau sein, zumal wenn man die Natur und das Schicksal der Thiere mit Augen der Indier und Aegypter, mit jener stillen Vertraulichkeit ansieht, in der die Kindheit der Welt mit den Thieren lebte? Sie glauben doch aber wol nicht, Charikles, daß uns noch diese Lehre nöthig oder angemessen sein sollte?

Ch. Manchmal wäre der Glaube an sie vielleicht nicht übel. Wenn der Grausame, der einen armen Hirsch zu Tode quält, in dem Augenblick von einer lymphatischen Ahnung ergriffen, dächte: „So wird's Dir gehen! Deine Seele soll in den Hirsch fahren und auch so zu Tode gequält werden!" vielleicht erstickte er die freudenlose Brutalität in sich.

Th. Ich zweifle, mein Freund, da der unmittelbare Anblick des leidenden Geschöpfs sie nicht zu ersticken vermag. Für uns, dünkt mich, hat diese ganze Seelenwandrung ihren Stachel ver-

loren. Wenn ich als Mensch nicht gut bin, werde ich's als Tiger werden, da es sodann meine Natur ist, zu sein, worin ich verwandelt wurde? Bin ich verdammt, Gras zu fressen wie ein unvernünftiger Ochs, wie werde ich in diesem Zustande anfangen, meine Vernunft besser zu gebrauchen, als ich sie, da ich ein Mensch war, gebrauchte? Gott hat mir selbst die Augen verbunden und das Licht des Verstandes genommen, und ich soll besser sehen lernen? Soll meine Degradation Büßung sein in den Augen des grausamen willkürlichen Richters, so sei sie es! Besserung aber, vernünftig-moralische Besserung in mir wird sie nie, weil mir ja bei solcher Degradation das entnommen ist, was mich allein bessern könnte. Wird man nicht eher gegen den Gott erbittert, der, weil man die Augen nicht recht gebraucht hat, sie uns nun raubt, und weil man sein Herz nicht zu rechten Empfindungen gewöhnt hat, es in der Gestalt des Unglücklichen und Lasterhaften verhärtet?

Ch. Auch dagegen ließe sich noch Manches sagen; aber als Einkleidung für's Volk wenigstens mag die Dichtung gegolten haben.

Th. Auch als Einkleidung für's Volk ist das Märchen nicht für unsere Zeiten. Der Mensch soll sich, wie mich dünkt, auf der obersten Stufe ansehn lernen und sein jetziges Dasein peremtorisch brauchen. Keine Schleichwege und Schlupfwinkel soll er wissen, in denen er noch etwa nachholen kann, was er versäumt hat; wenigstens hat ihn die Gottheit gar nicht darauf verwiesen. Aut Caesar aut nihil; aut nunc aut nunquam! Auch im Alterthum haben alle wirkende edle Nationen, die nicht von der Fabelweisheit und den dummen Büßungen ihrer Priester bethört wurden, sich edlere Zustände nach dem Tode zum Ziel ihrer Nacheiferung gesetzt. Die Versammlung der Väter bei den Morgenländern, das Elysium der Griechen, die Walhalla der Nordländer sind doch schönere Gedanken im Tode als der Ochs und die Kuh, die auf den Sterbenden, der den Kuhschwanz in der Hand hält, wartet — oder der Leib einer fremden Mutter, in den er schlüpfen muß, um wieder als Kind zu wimmern.

Ch. Allerdings sind es niedrige Ideen, die rings um diese Hypothese liegen; wie aber, daß dennoch der weise Pythagoras sie nach Europa zu bringen werth hielt?

Th. Was bringt man nicht aus der Fremde? Nicht nur Gold und Schätze, sondern auch Affen und Seltenheiten. Ueberdem ist's unwahrscheinlich, daß Pythagoras von dieser Lehre den Gebrauch gemacht, den die späten unächten Pythagoreer machten. Auch er redete von einem Tartarus und Elysium, wie andere Weisen und Dichter der Griechen; und überhaupt weiß man von

dem wahrhaftig großen Mann zu wenig, als daß man insonderheit über seine Einkleidungen und Symbole urtheilen könnte; man sieht ihn nur durch das Gewand der Fabel.

Und ach! Freund, Pythagoras oder nicht Pythagoras, was brauchte es so vieler Widerlegungen und Gründe, mit denen auch wir die Zeit verschwendet haben? Fragen Sie Ihr Herz und die Wahrheit, die in ihm wohnt! Wenn Sie vor die Statue eines hochherzigen Apollo treten, fühlen Sie nicht, was Ihnen zu der Gestalt fehlt? Können Sie sie je hier erlangen, und kann sich Ihr Herz in derselben freuen, wenn Sie auch zehnmal wiederkämen? Und das war nur die Idee eines Künstlers, der glückliche Traum eines Sterblichen, den unsre enge Brust auch umschloß! Wie? der allmächtige Vater sollte keine edleren Gestalten für uns haben, als in welchen hier unser Herz wallt und ächzt? Unsre Sprache, alle Mittheilung unsrer Gedanken, was ist's mit ihr für ein Flickwerk! Auf der Spitze unsrer Zunge, zwischen Gaum und Lippen, in einigen buchstabirlichen Tönen soll unser Herz, unsere innigste Seele schweben und sich einem Andern von da her so mittheilen, daß er uns fasse, daß er den Grund unsers Innersten fühle? Leeres Streben! armselige Pantomime in einigen Luftschwingungen und Geberden! Die Seele liegt wie ein siebenfach Gefesselter im Kerker und kann nur durch ein festes Gegitter, durch ein paar Licht- und Luftlöcher hinaussehen, hinausathmen. Und immer sieht sie die Welt nur von einer Seite, da Millionen andre da sein müssen, die, sobald wir mehrere und andre Sinne hätten, sobald die enge Hütte unseres Körpers mit einer freiern Aussicht wechselte, auch vor uns, auch in uns lägen. Und wir wollten ewig zufrieden sein mit diesem Winkel, mit diesem Kerker? Welcher Unglückliche, der's schon zeitlebens hier sein muß, schränkte seine Wünsche dahin ein, nur seiner Bürde loszuwerden, ohne Gefühl und Hoffnung eines Ersatzes dafür, daß er hier so zurückgehalten und getäuscht worden? Wenn wir, selbst an den seligsten Quellen der Freundschaft und Liebe, hier oft so durstig und krank lechzen, suchen Vereinigung und finden sie nie, betteln Almosen von allen Gegenständen der Erde und sind immer arm, immer unbefriedigt, finden endlich, daß alle Erdenzwecke und Erdenplane nichts sind — eitel! eitel! — fühlen das und fühlen's täglich: welche edle freie Menschenseele hebt sich nicht empor und verachtet ewige Hütten und Wanderplätze im Kreise der Wüsten hienieden!

The soul longs from his prison to come
And we would seal and sow up, if we could, the womb!

We seek to close and plaister up by art
The craks and breaches of th' extended shell,
And in that narrow cell
Would rudely force to dwell
The noble vigorous bird, already wing'd to part. — [1])

Unvermerkt hatten sie unter diesen Gesprächen den Wald zurückgelegt. Am letzten Baume stand Charikles still. „Ehe wir diesen Wald verlassen, Theages," sprach er, „muß ich Ihnen das Resultat unsrer Gespräche sagen. In allen Gestalten und Ständen der Menschheit, dünkt mich, kommt es freilich weniger auf Ausbildung unsers Witzes oder Scharfsinnes oder anderer Sprossen menschlicher Seelenkräfte als auf Erziehung des Herzens an, und dies ist bei allen Menschen ein Menschenherz. Es kann auch in allen Formen und Situationen der Menschheit bis auf einen gewissen Grad gebildet werden. Wie weit es nun in dieser Situation ausgebildet worden, und wie die Vorsehung den Verunglückten und Leidenden nachhilft, das überlasse ich ihr und wage es nicht, ihre geheimen Wege zur Rennbahn oder zur geschlagnen Landstraße einer Hypothese zu machen, auf der entweder der Mensch erschreckt würde oder der Faule und Freche seine Lehnen bereit fände. Mir ist der Ausspruch des Evangeliums heilig: „Selig sind die Armen; denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind die Leidtragenden; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen."[2]) Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden, das, dünkt mich, ist die wahre Palingenesie dieses Lebens, nach der uns gewiß eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht. Hiermit bin ich zufrieden und danke Ihnen, daß Sie mir meine Gedanken entwickelt haben."

Sie umarmten sich und schieden aus einander.

---

[1]) Ueber die trübselige Lebensverachtung der damaligen englischen Dichtung verbreitet sich Goethe im dreizehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit". — D.
[2]) Matth. 5, 3. 4. 8. — D.

2.

Liebe und Selbstheit.

Ein

Nachtrag zum Briefe des Herrn Hemsterhuis über das Verlangen.*)

---

*) S. Hemsterhuis' „Vermischte philosophische Schriften", Leipzig 1782. Th. I. S. 71 ff. — H. [Die Uebersetzung der Abhandlung von Hemsterhuis' Schrift: Sur les désirs, die Herder schon im Frühjahr 1774 beabsichtigte (Aus Herder's Nachlaß, II. S. 335 f.), erschien im Novemberheft 1781 des „Teutschen Merkur" (vgl. „An und von Herder", I. S. 76), unser Nachtrag im folgenden Hefte. In der Vorrede zur ersten Sammlung der Zerstreuten Blätter sagt Theano: „Hier ist Liebe und Selbstheit. Das Stück hat abermals einige Saiten meines Herzens getroffen, die sich so gern berühren lassen; ich habe Ihnen dafür schon gedankt." Die Vorrede zur zweiten Ausgabe gedenkt des Aufsatzes gleichfalls. „Diese unvollkommene Abhandlung", bemerkt Herder, „erbittet sich wenigstens ihres Inhalts wegen einen Platz; denn die beiden Punkte, um welche sie sich dreht, sind doch die zwei Pole unsrer

ganzen praktischen Philosophie und werden es ewig bleiben. Sodann bleibe sie auch ein kleines Andenken des Mannes, durch dessen Schrift sie veranlaßt wurde, eines Mannes, dessen Geist, nach Platon's Ausdruck, die Grazien zu ihrem Tempel gewählt zu haben schienen. Könnte doch noch Einiges, was er herauszugeben versprochen, von seiner edeln Diotima [der Fürstin Gallitzin] den Freunden seiner Muse mitgetheilt werden!" — Franz Hemsterhuis, der Sohn des berühmten Philologen, war mittlerweile (ein Jahr vor der zweiten Auflage) gestorben. Seine sämmtlichen Schriften gab Jansen 1792 heraus; die 1782 begonnene deutsche Uebersetzung ward mit dem dritten Theile 1797 vollendet. Im September 1785 hatte Herder Hemsterhuis, der mit der Fürstin Gallitzin Weimar besuchte, persönlich kennen lernen. — D.]

Es ist eine schöne Sage der ältesten Dichtung, daß Liebe die Welt aus dem Chaos gezogen[1]) und die Geschöpfe mit Banden des Verlangens und der Sehnsucht wechselseitig an einander geknüpft habe; daß mit diesen zarten Banden sie Alles in Ordnung erhalte und zu dem Einen leite, dem großen Quell alles Lichtes wie aller Liebe. Unter wie mancherlei Namen und Einkleidungen dies dichterische System vorgetragen ward, so ist in ihm überall dies Allgemeine kenntlich: „daß Liebe die Wesen vereinige, wie Haß sie scheide; in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen; Sehnsucht und Verlangen aber seien gleichsam die Brautführerinnen der Liebe, die starken und doch zarten Arme, die allen Genuß herbeiziehn, vorbereiten, ja, die selbst das größte Vergnügen vorahnend gewähren".

Indessen ward auch bald die andere Seite des Systems sichtbar, daß diese Liebe Grenzen habe und eine völlige Vereinigung der Wesen in unserm Weltall selten oder gar nicht stattfinde, daß also auch die Bande dieser Vereinigung, Verlangen und Sehnsucht, eben in der größten Anstrengung nachlassen müssen und leider oft statt des Genusses Ueberdruß und Sättigung gewähren. Man bemerkte bald, daß auch in diesem Gesetz Weisheit liege, weil der Schöpfer hierdurch ebenso sehr für den festen Bestand einzelner Wesen gesorgt hat, als er durch Liebe und Sehnsucht für die Vereinigung und das milde Beisammensein mehrerer Geschöpfe sorgte. Man sahe, daß diese beiden Kräfte, die in der geistigen Welt das sind, was in der körperlichen Welt Anziehung und Zurückstoßung sein möchten, zur Erhaltung und Festhaltung des Weltalls gehören, und ich glaube, es war schon Empedokles, der Haß und Liebe zu Zeichnerinnen des Umrisses aller

---

[1]) Schon bei Hesiod entstehen zuerst das Chaos, die Erde, der Tartarus und Eros. Bei den Orphikern wird auch Eros unter den „ersten Erzeugern" genannt. — D.

Geschöpfe machte.*) „Durch Haß“, sagte er, „werden die Dinge getrennt, und jedes Einzelne bleibt, was es ist; durch Liebe werden sie verbunden und gesellen sich zu einander,“ sofern sie sich nämlich ihrer Natur nach gesellen können; denn freilich auch über die Liebe, sagten die Griechen, herrscht das Schicksal, und Nothwendigkeit, die älteste der Gottheiten, ist mächtiger als die Liebe. Nach Platon's Ideen ward diese von der Dürftigkeit und dem Ueberfluß in den Gärten Jupiter's geboren;[1] sie hat also die Natur Beider und ist immer abhängig von ihren Eltern.

Ich glaube, es wird nicht unangenehm sein, diesen doppelten Spaziergang zu verfolgen, zumal uns Herr Hemsterhuis mehr auf die eine Seite angenehm geführt hat. Er hat sich die andre für eine andre Abhandlung aufgespart,**) die er noch nicht geschrieben hat oder ich noch nicht gesehen habe.

Daß Liebe die Wesen vereinige, und daß alle Sehnsucht, alles Verlangen nur nach dieser Vereinigung als nach dem einzig möglichen Genuß abgetrennter Wesen strebe, dies hat unser Autor mit so ausgesuchten Beispielen erwiesen, daß eine zu reiche Nachlese hierüber nur unnützer Ueberfluß wäre. Jede Begierde nach sinnlichem und geistigem Genuß, alles Verlangen der Freundschaft und Liebe dürstet nach Vereinigung mit dem Begehrten, weil es in ihm einen neuen süßen Genuß seiner eignen Wirklichkeit vorempfindet. Die Gottheit hat es weise und gut gemacht, daß wir unser Dasein nicht in uns, sondern nur durch Reaction gleichsam in einem Gegenstande außer uns fühlen sollen, nach dem wir also streben, für den wir leben, in dem wir doppelt und vielfach sind. Die Menge anziehender Gegenstände, die die Natur um uns legte, sind also von ihr in so mancherlei Entfernungen gesetzt und mit so verschiedenen Graden und Arten der Anziehungskraft begabt, daß eben hierdurch ein reiches und zartes Saitenspiel der Empfindungen von vielerlei Tönen und Modis in uns möglich ward und unser Herz und Leben gleichsam eine Harmonica des Verlangens, das Kunstgebilde einer immer reinern, unersättlichen, ewigen Sehnsucht würde.

Der grobe sinnliche Genuß verwandelt in sich und zer-

---

*) *Ἐν δὲ κότῳ διάμορφα καὶ ἄνδιχα πάντα πέλονται,*
Σὺν δ' ἔβη ἐν φιλότητι καὶ ἀλλήλοισι ποθεῖται.
Ἐκ τῶν γὰρ πάνθ', ὅσσ' ἦν, ὅσσα τε ἔστι καὶ ἔσται. — H.
[Empedokles, V. 74—76, nach Sturz, wo V. 76 nach anderer Lesart lautet: *Ἐκ τούτων γὰρ πάντ' ἦν.* Vgl. Arist. Met., I. 4. — D.]

**) Hemsterhuis' „Vermischte philosophische Schriften“, Th. I. S. 108. — H.

[1]) Vgl. Herder's Werke, I. S. 148 ff. — D.

stört den Gegenstand, nach dem wir begehrten. Er ist also lebhaft (denn hier findet völlige Vereinigung statt), allein er ist auch grob und vorübergehend. Es giebt Menschen, die den Genuß nur auf der Zunge haben (daher auch im gemeinen Leben das Wort Genießen meistens von diesem Sinn gebraucht wird); der Genuß ist hier Vereinigung, d. i. Auflösung der feinsten Säfte, er ist aber auch eben damit geendet; denn nun ist der Gegenstand verschlungen, zerstört. Gewissermaßen ist also auch hier der feinste Genuß vor dem Genusse; der Appetit nach einer schönen Frucht ist angenehmer als die Frucht selbst; das Auge macht die Zunge am Lieblichsten lüstern, oder, wie Lucrez von einem andern Sinn sagt,

voluptatem praesagit multa cupido. [1])

So ist's mit dem Genuß der Düfte, ja selbst der Töne. Wir ziehen sie in uns, wir trinken den Strom ihrer Wollust mit langen Zügen, und nur dann sagen wir, daß wir Musik genießen, wenn sie unser Herz zerschmelzt, wenn sie mit dem innern Saitenspiel unsrer Empfindungen eins wird. Der Strom des Wohllauts, so fein er sei, wird indeß auch verschlungen, er dauert etwa nur in den harmonischen Wirkungen, in den angenehmen Vibrationen fort, die er auf uns machte.

Je geistiger der Genuß ist, desto dauernder wird er, desto mehr ist auch sein Gegenstand außer uns dauernd. Lasset uns aber auch immer dazusetzen: desto schwächer ist er; denn ein Gegenstand ist und bleibt außer uns und kann eigentlich nur im Bilde, d. i. wenig oder gar nicht mit uns eins werden. Das Auge wird zu sehen nimmer satt; denn wie wenig erhält das Herz im Sehen! wie wenig kann uns zum innigsten Genuß der bloße Lichtstrahl geben! Was der lateinische Dichter[2]) vom unvollkommenen Genuß der Liebenden sagt, gilt auch hier:

Nil datur in corpus praeter simulacra fruendum.
Ut bibere in somnis sitiens cum quaerit et humor
Non datur, ardorem in membris qui stingere possit,
Sed laticum simulacra petit frustraque laborat
In medioque sitit torrenti flumine potans.

Und in der That scheinen dieses auch die Virtuosen dieses Organs,

---

1) IV. 1051. — D.
2) Lucrez, IV. 1088—1093. — D.

die das Gesicht bis zur Wollust des Genusses ausgebildet haben, zu fühlen. Wie suchen sie das Bild vor ihnen zu beleben! Einem jeden Druck des Lichts und des Schattens, der Farbe, der Bildung, der Geberde tappen sie nach, daß, wenn sie Künstler sind, sie den Geist des Urhebers und, wenn sie in den Gegenständen selbst leben, diese, ob es gleich nur Erscheinungen sind, etwa hervorfühlen, heraustappen möchten; wo abermals also der Genuß nur durch einen Wahn von Vereinigung statthat. Schwacher, aber glücklicher Wahn! Das Auge zerstört das Wesen des geliebten Gegenstandes nicht, eben weil es denselben nicht in sich hinüberzuziehen vermag. Dünkt dieser nun dem Getäuschten ein Quell unerschöpflicher Reize, wohl ihm, dem glücklich Betrognen, der sein genießt! Er schöpft immer und schöpft nie aus, weil er nie ganz und innig schöpfen konnte: die geliebten Bilder fliehn vor ihm und bleiben ihm doch gegenwärtig; er lebt vom süßen Traum des sichtbaren, geistigen Wahnes.

Unvermerkt kommen wir auf die dem Schein nach dauerndste, aber auch für unsre Sterblichkeit am Wenigsten befriedigende Art des Genusses, den Ideengenuß körperlicher Schönheit oder, wie es die Schwärmer nennen, den Genuß Platonischer Liebe. Plato giebt zu ihr seinen Namen unrecht her; denn er redet von geistigen Ideen, die mit dem Geist genossen werden müssen und ja auch nicht anders genossen werden können, nicht aber von einer wahnsinnigen Vergeistung der Körper, aus der oft eine nur zu grobe Verkörperung wird. Daß dieser Genuß nicht geistig sei, sehen wir daraus, weil er den Körper zerstört und den Geist nicht befriedigt: er sündigt am Nervensaft, wie die zu grobe Liebe an Fleisch und Blut sündigt, und zeigt also eben damit, daß er kein wahrer Genuß, keine glückliche Beschauung der Art sei, wo der geliebte Gegenstand mit uns eins wird. Wie kann, was Körper ist, mit dem reinen Geist eins werden? zwei Dinge, die eigentlich nichts mit einander gemein haben und nur durch eine Art freiwilliger Trunkenheit, wie die Griechen dichteten, ursprünglich vermischt werden konnten. Geistige Eigenschaften und Gegenstände kann der Geist genießen; ihre Vereinigung mit ihm ist rein und so ruhig, als jener alte Hymnus Gott sprechen läßt: Alles ist mein; denn ich habe es in mir![1]) — ein Besitzthum und ein Genuß, dessen die Seele nur bei den reinsten Gegenständen fähig ist. Da fliegt und kostet sie als ein schöner Schmetterling,

---

[1]) In der Bhagavad-Gîtâ. Vgl. unten die Abhandlung: „Ueber Denkmale der Vorwelt", Zweites Stück, 3. 2. — D.

der bei seinem Genuß der Blume nicht schadet; wo sie als Raupe genießt, zerfrißt sie leider Blätter und Blume.

Wir fangen also von den wahreren Gattungen des geistigen Verlangens, der Freundschaft und Liebe, zu reden an, und ich hole nach dem, was Hemsterhuis von ihnen gesagt hat, nur wenige Züge nach.

Das Bild der Alten von der Freundschaft, „die beiden in einander geschlungenen Hände“, scheinen mir das beste Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genusses zu sein, bedeutender als die zwei „gleichgestimmten Saitenspiele“.[1]) Diese drücken nichts aus als Geselligkeit, die lange noch nicht Freundschaft ist. Ein geselliger Mensch ist leicht- und wohlgestimmt, er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt Niemand mit seinem Dasein, er verengt Keinen, und so ist Jedermann gern um ihn; man ist auch auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut; aber Freundschaft — welch ein anderes, heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpft sie zu einem gemeinschaftlichen Zweck zusammen, und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend, anstrengend, selbst unter oder hinter Gefahren vorliegt, da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die Alle wie Einer siegten oder starben, jene hellen Zwillingsgestirne der Freundschaft, die unter allen Nationen, Ebräern und Griechen, Scythen und Wilden aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen und dem menschlichen Herzen so wohlthun: wodurch waren sie Freunde? Ein gemeinschaftlicher Zweck verband sie, Gefahr zog den Knoten zusammen, erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinschaftlicher Genuß der Mühe, Noth und Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ist's, was jener Freund von seinem Freunde singt: „Deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe!“ Die Schöpfung kennt nichts Edleres als zwei freiwillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig eins gewordne Herzen und Leben. Gleichviel, ob diese beiden Hände männlich oder weiblich oder beiderlei Geschlechts sind; es ist ein stolzes, aber ungereimtes Vorurtheil der

---

[1]) Vgl. Herder's Werke, XIII. S. 304. — D.

Männer, daß nur *sie* zur Freundschaft taugen. Oft ist ein Weib zu ihr zärter, treuer, fester und goldreiner als eine Reihe schwacher, fühlloser, unreiner Männerseelen; und wo Untreue, Eitelkeit, Rivalität, Leichtsinn stattfindet, da ist Freundschaft für beide Geschlechter unmöglich. Auch *Ehe* soll Freundschaft sein, und wehe, wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe und Appetit sein wollte! Es ist einem edeln Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen und *er* sich in *ihr*, *sie* sich in *ihm* wirksam, fröhlich, honnet, geschätzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende *Zweck* ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter Beide süß belohnt. Als zwei verschlungene Bäume stehen sie da und werden da stehn, umringt vom Kranz jugendlich grünender Bäume und Zweige. Ueberhaupt ist ein *gemeinschaftliches Leben* das Mark der wahren Freundschaft; *Aufschluß* und *Theilung* der Herzen, innige *Freude* an einander, gemeinschaftliches *Leid* mit einander, *Rath*, *Trost*, *Bemühung*, *Hilfe* für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und innere Belohnung. Was für zarte Geheimnisse giebt's in der Freundschaft! Delicatessen, als ob die Seele sich in des Andern Seele unmittelbar fühle und vorahnend seine Gedanken so richtig erkenne, als ob's ihre eignen Gedanken wären. Und gewiß, die Seele hat zuweilen Macht, sie so zu erkennen, so in des Andern Herz unmittelbar und innig zu wohnen. Es giebt Augenblicke der Sympathie auch in Gedanken, ohne die mindeste äußere Veranlassung, die zwar die Psychologie nicht erklärt, aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es giebt Erinnerungen, auch ferne Erinnerungen abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten, mächtigsten Art sind. Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andre Seele zu wirken, wo könnte es natürlicher sein als bei der Freundschaft? Diese ist reiner und also gewiß auch mächtiger als die Liebe; denn wenn die Liebe sich zur Stärke und Dauer einer Ewigkeit erheben will, muß sie erst, von der groben Sinnlichkeit geläutert, ächte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! Sie zerstört sich selbst oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden fressenden Flammen, und Beide, das Liebende und das Geliebte, liegen sodann wie ein Häufchen Asche da. Aber die Gluth der Freundschaft ist reine erquickende Menschenwärme. Die beiden Flammen auf *einem* Altar spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigen Scheidung schweben sie fröhlich und einig ins Land der

reinsten Vereinigung, der treusten, untrennbaren Freundschaft siegend empor.[1])

Der Leser verzeihe die Ausführlichkeit, womit ich diesen Punkt behandle. Da ich ihn für die wahre, einzige und schönste Seelenvereinigung, also auch für den edelsten und süßesten Genuß halte, dessen die Menschheit fähig ist, dem auch selbst die Liebe dient; da es so verschiedne Grade der Freundschaft giebt von der leichten Geselligkeit bis zur erhabensten, stillsten, dauerndsten Aufopferung, die freilich nur sehr auserlesenen Seelen unter sehr seltnen Umständen und Verbindungen, aber auch solchen als das höchste Privilegium, als der ächte Vorschmack einer künftigen höhern Existenz zu Theil ward; kurz, da in der Freundschaft eine Vereinigung fast ohne Organe, rein, ganz, thätig und immer wachsender statthat: so ist sie, dünkt mich, auch der höchste Punkt alles Verlangens, und gerade in der größten Anstrengung und Bedrückung wird sie das reinste Glück der Erde. Hier wirkt der wahre Magnetismus menschlicher Seelen, und wir wissen, der Magnet zieht am Meisten, wenn er geübt wird, ungeübt liegt er todt da. Ohne Zuversicht und schwer erprobte Treue ist keine Freundschaft, keine Verwechslung der Herzen möglich.

Aber die Natur sah, daß diese reine himmlische Flamme für uns auf Erden meistens zu fein wäre, sie kleidete sie also in irdische, sinnliche Reize, und nun erschien Venus Urania als — Aphrodite. Liebe soll uns zur Freundschaft laden, Liebe soll selbst die innigste Freundschaft werden. Den höchsten Grad ihrer Entzückung suche ich nicht da, wo, wie Herr Hemsterhuis sagt, uns die Natur mit einem Augenblick irdischer Vereinigung täuscht (ein Augenblick, der sich ringsum in lauter Bedürfniß verliert), sondern in dem ersten glücklichen Finden, in dem über alle Beschreibung süßen Augenblick, da beide Geliebte gewahr werden, daß sie sich lieben und es nun, wie unvollkommen und unwillkürlich es sei, so gewiß, süß und übereinstimmend einander sagen — warum muß ich das Wort gebrauchen: *sagen*? Das arme Wort! Was kann in diesem Augenblick die todte Zunge, die lechzende Sprache sagen, wo selbst der seelenvolle feurige Blick seine Flügel niederschlägt und seinen Glanz verhüllt! Wenn es einen Augenblick himmlischer Wollust und reiner Vereinigung verkörperter Wesen hier auf Erden giebt, so ist's dieser; Alles ganz andrer Art, als was uns der darbende

---

[1]) Als Gegensatz schweben die Scheiterhaufen der Söhne des Oedipus vor. Vgl. Herder's Werke, VII. S. 133. — D.

Genuß erlaubt. Ich weiß nicht, welche Mythologie irgend eines asiatischen Volks ihre Zeiträume des höchsten Alterthums so eintheilt, daß die Menschen (damals noch paradiesische Geister) sich Jahrtausende zuerst durch Blicke, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung geliebt hätten, bis sie in langen Zeiträumen endlich zu den niedrigern Arten des Genusses allmählich hinabgesunken wären. Der Augenblick jenes geistigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick setzt uns gleichsam in diese Zeit zurück und mit ihr in die Freuden des Paradieses. In ihm genießen wir zurückempfindend, was wir so lange suchten und uns selbst nicht zu sagen wagten; in ihm genießen wir vorempfindend alle Freuden der Zukunft, nicht ahnend, sondern habend, ja, wenn man so sagen darf, mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, selten hinzuthun, und oft thut sie ab, sie vermindert den Wahn des Genusses bei jedem Genusse. Jener Augenblick ist der, da Psyche den Gott der Liebe erblickt, den sie so lang verschleiert[1]) liebte; ach, warum, Unglückliche, ließest Du den Funken fallen und endetest damit auf so lange, lange Zeit alle Deine Freuden?

Es ist gewiß, daß die Seelen, die zur treusten, reinsten, edelsten Liebe geschaffen sind, sich vor diesem Augenblick des Verraths als vor ihrem ärgsten Feinde fürchten und mit ihm aufs Blödeste zögern. Das weibliche Geschlecht, das die Liebe überhaupt zärter als das unsre behandelt, fühlt, wie viel die Flamme derselben mit jedem Genuß verliere, wie sie, der Natur aller andern Flammen zuwider, erstickt, wenn sie ausbricht, und durch jede Aeußerung ihre innere Kraft und Seligkeit schwächt. Keusch und heilig sucht's also das Geheimniß selbst im Herzen des Liebenden zu bewahren, sobald es desselben gewiß ist, und nichts macht sich gewisser als dieses. Das Geheimniß wird gleichsam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt; es erstirbt auf gewisse Weise schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer. Aber da wir einmal Körper sind, so verliert Psyche freilich, wie die alte Fabel lautet, ihre himmlischen Fittige, sobald sie zur Materie herabsinkt. Ist es Wunder, daß sie sich so lange und mit so vieler Mühe noch täuschen will, daß sie nicht den Körper, sondern nur das, was ihrer Natur ist, die Seele des Geliebten liebe, gleich als ob sie sich ihrer Erniedrigung schämte und die kurze Dauer des Genusses, den sie sucht, prophezeihte? Wie verhüllt sie sich also diesen? Sie sucht auch im Kuß nur Ver-

---

[1]) Nach der Mythe ungesehen. — D.

einigung der Seele, wie es das unten angezogene Gedicht*) gleichsam ganz liebeathmend singt. Große Stellen im vierten Buch Lucrez' schildern dies Streben, dies eitle, immer unbefriedigte Streben nach Vereinigung der Wesen so stark, so philosophisch und kräftig, als ob Lucrez für das System unsers Autors, oder dieser sein System des Genusses und der Liebe aus ihm geschrieben hätte. Glücklich, daß die Natur diesen kurzen trügenden Wahn der innigsten Vereinigung von Seiten des Geistes mit Freundschaft paarte und von Seiten des Körpers mit dem elektrischen Funken seiner Allmacht beglückte, durch den aus einer uns unbegreiflichen Verbindung zweier Wesen ein drittes wird, gleichsam ein Geschöpf der Liebe, des Verlangens und der unvollendeten Sehnsucht. Die feurige Kette schlingt sich also weiter; zwischen der Dürftigkeit und dem Ueberfluß wird an ihr ein neues Glied geknüpft, in dem der Funke des Verlangens weiter zünde.[1]) Ueberhaupt bemerke ich allgemein, daß der Schöpfer keinen Grad von Vereinigung der Wesen in seiner Natur ohne Frucht ließ. Der erste Grad von sinnlichem Genuß, nach dem auch schon das Kind saugt, giebt uns Lebenssaft, er bereitet uns ein Edleres aus einer schlechtern Materie. Je feiner das Organ wird, desto geistiger sind die Kinder seines Empfängnisses: Düfte stärken und erquicken die Seele, Musik tröstet und labt das Herz mit himmlischem Tranke. Die Bilder,

---

*)

Dum semihiulco suavio
Meum puellum suavior
Dulcemque florem spiritus
Duco ex aperto tramite;
Animula aegra et saucia
Cucurrit ad labias mihi
Orisque rictum pervium
Et labra pueri mollia,
Rimata itineri transitus,
Ut transiliret, nititur.
Tum si morae quid plusculae
Fuisset in coetu osculi,
Amoris igni percita
Transisset et me linqueret.
Et mira prorsum res foret,
Ut ad me fierem mortuus,
Ad puerum intus viverem.

Aul. Gell., XIX. 11. — H.

[Nach Gellius führte einer seiner jungen Freunde auf diese Weise das Distichon aus, welches Einige dem Philosophen Plato zuschrieben:

Τὴν ψυχὴν, Ἀγαθῶνα φιλῶν, ἐπὶ χείλεσιν ἔσχον·
Ἦλθε γὰρ ἡ τλήμων, ὡς διαβησομένη. — D.]

[1]) Vgl. oben S. 46. — D.

simulacra et pabula amoris, [1]

führen dem Geist zärtere Gedanken zu, als ihr Materielles selbst ist, und endlich Freundschaft und Liebe, jene die Ehe der Geister, diese der Körper, bringen uns einen Becher des Genusses, mit den schönsten Früchten bekränzt. Freundschaft erweckt edle Empfindungen, Bestrebungen, Thaten; Liebe, wie die göttliche Frühlingssonne, belebt den zarten mütterlichen Weinstock mit Laub und Früchten, die Schöpfungskraft des ersten Urhebers ist in sie gelegt.

Auch scheint's, daß die Natur Sorge getragen habe, den kurzen, flüchtigen Genuß der Liebe mit einer Gabe zu ersetzen und zu belohnen, die sie unmittelbar aus ihrem Schooße nahm, ja, in der auch das geringste lebendige Geschöpf eines Funkens der Gottheit gewürdigt werden sollte: es ist die Elternzärtlichkeit, die väterliche und mütterliche Liebe. Sie ist göttlich; denn sie ist uneigennützig und sehr oft ohne Dank. Sie ist himmlisch; denn sie kann sich auch in Viele zertheilen und bleibt immer ganz, immer ungetheilt und neidlos. Endlich ist sie auch ewig und unendlich; denn sie überwindet Liebe und Tod. Abscheulich ist die Mutter, die ihrem Kinde den Liebhaber vorzieht; selbst Thiere beschämen sie, die freudig für ihre Jungen starben. Unter allen Schmerzen des Todes schmeichelten und liebkosten sie Denen, die man grausam aus ihrem Leibe riß, und für jede thierische Mutter giebt's kein süßeres Geschäft, als ihre Jungen zu säugen. Mütterliche Zärtlichkeit war das Pfand der Liebe, womit die Natur, gleichsam aus ihrem Herzen, die Schmerzen der Mutter belohnte. Nichts geht über die Angst, womit die Mutter ein verlornes Kind sucht, und nichts über die Freude, womit sie's nach langem Suchen, nach vieljähriger Entfernung wiederfindet und wie neugeboren umarmt. Das Verlangen der Mutter nach Kindern ist die schönste Sehnsucht, die im Gürtel der Liebe [2] lag, ja aus der bei allen reinen Weibesherzen er eigentlich ganz gewebt scheint. Sie sind die Priesterinnen am heiligen Feuer der Vesta, und wehe dem verachteten Geschöpf, das statt dieser Flamme von einer andern glüht! Nur die Spitze seines Pfeils hat Amor mit Verlangen gesalbt, *) unglücklich, wenn der ganze Pfeil davon glüht!

---

*) Χρίσας ἄφυκτον οἰστὸν ἱμέρῳ. *Euripid.* [Med., 635]. — H.

[1]) Lucr., IV. 1056. — D.

[2]) Ilias, XIV. 214 ff. — D.

Zu wem kann ich von der zärtlichen, göttlichen, ewigen Elternzärtlichkeit hinaufsteigen, als zu Dir, große allgemeine Mutter, zärtlicher höchster Vater! Meine Sprache hat kein Wort, die Empfindung zu nennen, mit der Du Dich in jedes Geschöpf, in jeden Nerv und Winkel eines schlagenden Herzens setztest und jedem derselben seinen für Andre unübersehbaren, unerklärlichen, unfühlbaren Genuß gabst. Deine ganze Schöpfung ist ein Gewebe, das die Macht aus dem Nichts hervorzog, die Weisheit einschlug, und dem die Liebe ihre tausendgestaltigen sinn- und liebreichen Figuren einwebte. Wer sollte Dich also nicht lieben, da jedes Geschöpf nur zu Dir zieht, zu Dir weist? und wer kann's, wie er sollte, da er im Meer Deiner Gedanken und vorgefühlten Empfindungen untergeht und auch nur über sich selbst in die tiefste Tiefe sinkt? Du hast das Schicksal aller Eltern, daß sie mehr lieben als geliebt werden; aber Du hast vor allen das voraus, daß Du die Sehnsucht nach Dir in mir selbst erschaffen hast und mich an Banden des Erkenntnisses und der Liebe Dir immer näher zuführen kannst. Mein ganzes Herz sagt mir's, Du werdest und müssest es thun; denn das kleine Fünkchen Erkenntniß und Liebe in mir ist ja nur ein Abglanz der unendlichen Flamme Deines Herzens. Du mußt mich also tausendfach inniger erkennen, nennen, suchen und lieben, als ich Dich nennen und suchen kann; und dieser ewige Zug Deines Herzens zu dem meinen ist mir ein eingepflanzter Bürge meiner unsterblichen Neigung zu Dir und des immer wachsenden Genusses Deiner.

Aber wie wird der Ewige genossen? durch Anschauung? oder durch Empfindung? Unser Autor hat eine harte Bemerkung über die Schwärmer gemacht, *) die, recht geprüft, leider nur zu wahr sein möchte. Es ist die allgemeine Erfahrung, daß in alle Schwärmereien Weiber verwickelt gewesen; oft wurden die Männer nur angesteckt durch Weiber, die sie, wie es hieß, neu gebaren. Den Männern waren sie also gleichsam Mittlerinnen der Gottheit, und wie sie sich die Gottheit, insonderheit den menschlichen Gott dachten und ihn empfanden, davon liegen ja so viele Schriften und Briefe der Welt vor Augen. Die Ohnmacht, die die heilige Theresia vor dem Altar fühlte, als der himmlische Amor ihr Herz berührte, konnte, wenn sie in diesem Augenblick nur körperlich betrachtet würde, schwerlich von einer andern Art sein, als die jede Ohnmacht der Liebe hat; denn in den Säften des Körpers ist Liebe und Liebe an Wirkungen gleich, wer auch der Gegenstand sein

*) Hemsterhuis' philosophische Schriften, Th. I. S. 88. — H.

möge. Bei allen Gefühlen dieser Gattung ist also auch dem unschuldigsten Herzen die größte Behutsamkeit nöthig, selbst im Strom der göttlichen Liebe bleibt's immer nur ein menschliches Herz. Alle Mittlerinnen, und wenn es die Mutter Gottes selbst wäre, sind gefährlich, so wie dem weiblichen Herzen alle irdischen und (zu sinnlich empfunden) selbst der himmlische Mittler es sein kann. Von ganzer Seele, von allen ihren Kräften will Gott geliebt sein, nicht aber vom gährenden Nervensaft in einem kranken epileptischen Körper.

Wir kommen von selbst auf die Grenzen, die unserer Liebe und Sehnsucht hienieden bei jedem Genuß gesetzt sind; und es sind nicht blos, wie Herr Hemsterhuis zu meinen scheint, unsre Organe, sondern, wie er zuletzt selbst findet, unser isolirtes einzelnes Dasein. Er vergleicht die Eigenschaft der Seele, die sich dem Zusammenströmen mit andern Wesen widersetzt, der Kraft der Trägheit in der Materie. Und allerdings muß diese Kraft der Trägheit viel was Anders und mehr sein, als der große Trupp mechanischer Philosophen von ihr weiß oder aussagt. Schon die beiden Worte Kraft und Trägheit passen so zusammen, wie Bewegung und liegender Grund in dem Wort Bewegungsgründe. Auch Leibniz und alle bessere Denker haben über den innern Zustand der Materie Vermuthungen gewagt, denen ich in den versprochenen Anmerkungen des Herrn Hemsterhuis gern einen angenehmen Zuwachs wünsche. Vor jetzt lassen wir diese Aehnlichkeit auf sich beruhen und sehen die Grenzen, die dem Verlangen unserer Seele gesetzt sind, durch ihre Natur selbst.

Wir sind einzelne Wesen und müssen es sein, wenn wir nicht den Grund alles Genusses, unser eigenes Bewußtsein, über dem Genuß aufgeben und uns selbst verlieren wollen, um uns in einem andern Wesen, das doch nie wir selbst sind und werden kann, wieder zu finden. Selbst wenn ich mich, wie es der Mysticismus will, in Gott verlöre, und ich verlöre mich in ihm ohne weiteres Gefühl und Bewußtsein meiner: so genösse ich nicht mehr, die Gottheit hätte mich verschlungen und genösse statt meiner. Wie gut hat es also die Vorsehung gemacht, daß sie das Saitenspiel unsrer Empfindungen nur nach und nach, in sehr verschiedenen Klängen und Arten weckt, daß sie unsere Sehnsucht jetzt auffordert, jetzt einschränkt, unser Verlangen hier thätig, dort leidend übt, überall aber, auch nach dem süßesten Genuß, uns auf unser armes Ich zurückwirft, sagend gleichsam: „Du bist doch ein eingeschränktes, einzelnes Geschöpf! Du dürstest nach Vollkommenheit, aber Du hast sie nicht! Verschmachte nicht am Brun-

nen dieses einzelnen Genusses, sondern raffe Dich auf und strebe weiter!" Lasset uns dieses in einigen auffallenden Proben und Beispielen sehen.

Aller räuberische Genuß, der den Gegenstand verwüstet, ist uns blos als Bedürfniß von der Hand der Nothwendigkeit gegeben; er reibt sich selbst auf und erstirbt in sich. Der Mensch ist ein Tyrann des Weltalls; aber wie bald ist auch dieser kleine Tyrann, wenn er in den Grenzen der Natur bleiben will, vom Raube gesättigt! Jeder sinnliche Genuß ist eigentlich nur ein mild gemachtes Bedürfniß; wo die Zerstörung des Gegenseitigen aufhört, fängt erst ein freierer, schönerer Genuß, ein fröhliches Nebeneinandersein vieler Geschöpfe an, die sich wechselseitig einander suchen und lieben. Ein Tyrann, der Alles allein sein, der Alles verschlingen will, wie Saturn seine Kinder, ist weder zur Freundschaft noch zur Liebe, selbst nicht einmal zur Vaterzärtlichkeit fähig. Er drückt und unterdrückt, neben ihm kann nichts wachsen, geschweige, daß es mit ihm zusammen wachse zu einer gemeinschaftlichen Krone.

Sobald mehrere Geschöpfe milde neben einander sind und sich einander wechselseitig genießen wollen, so folgt, daß keins auf den alleinigen, also auch nicht auf den höchsten Genuß ausgehn müsse, oder es zerstört um sich her. Es muß geben und nehmen, leiden und thun, an sich ziehn und sanft aus sich mittheilen. Dies macht zwar allen Genuß unvollständig, es ist aber der wahre Tact und Pulsschlag des Lebens, die Modulation und Haushaltung des Verlangens, der Liebe und aller Süßigkeiten der Sehnsucht. Hier gebe ich die schöne Weisheit der Natur zu bemerken, die Alles in diesen Pulsschlag leidender und thätiger, gebender und empfangender Wesen, auch nach Geschlechtern, Augenblicken, Zeitumständen, Lebensaltern, Situationen u. s. w. theilte und gleichsam einwiegte. Wie dort zwei Lichter am Himmel, so hat Gott auf der Erde zwei Geschlechter geschaffen, die im Schwunge der Empfindungen sich einander das Gegengewicht leisten sollen. Eins ersetzt dem andern, was dem an Zartheit, diesem an Stärke abgeht, und im Reich der Liebe ist Zartheit mächtiger als Stärke. Die Schwachheit des Weibes erstattete und umhüllte Gott mit Reizen. Wo er des Bedürfnisses wegen von den Regeln der Wohlgestalt abgehen mußte, da schlang er den Gürtel der Liebe um sie, begabt mit dem Verlangen, das, wie jene Göttin sagt, alle Stärke überwindet. Auch in der Freundschaft ist ein Theil immer der thätige, der andre mehr beihelfend und leidend: jener männlich, dieser weiblich; oft umgekehrt nach Geschlechtern. Einklang ist in

dieser Ehe der Seelen weder angenehm noch nützlich noch möglich. Consone Töne müssen es sein, die die Melodie des Lebens und des Genusses geben, nicht unisone; sonst verliert sich die Freundschaft bald in bloße Gesellschaft.

Auch das wird hieraus offenbar, daß die Anziehungskraft einer einzelnen menschlichen Seele sich ins Unendliche weder ausbreiten könne noch ausbreiten dürfe. Die Natur hat schmale Grenzen um jedes Einzelne gezogen, und es ist der gefährlichste Traum, sich unumschränkt zu denken, wenn man eingeschränkt ist, sich Despot des Weltalls zu glauben, wenn man von nichts als einzelnen Almosen lebt. Die ganze Schöpfung mit Liebe zu umfassen, klingt schön; aber vom Einzelnen, dem Nächsten fängt man an, und wer dies nicht tief, innig, ganz liebt, wie sollte er, was entfernt ist, was aus einem fremden Gestirn nur schwache Strahlen auf ihn herabwirft, lieben können, so, daß es auch nur den Namen der Liebe verdiente? Die allgemeinsten Kosmopoliten sind meistens die dürftigsten Bettler: sie, die das ganze Weltall mit Liebe umfassen, lieben meistens nichts als ihr enges Selbst.

Ich komme auf den Umstand, da Herr Hemsterhuis die griechischen Staaten mit den unsern vergleicht*) und der christlichen Religion den Vorwurf zu machen scheint, daß sie durch gar zu viele Sorge fürs ewige Wohl des Individuum seine Anhänglichkeit ans flüchtige Wohl eines zeitlichen Staates mindere. Der Vorwurf schiene nur dann gegründet, wenn die Sorge für die Ewigkeit der Sorge für die Zeit entgegengesetzt wäre und ein glücklicher Staat anders als aus lauter glücklichen Individuen bestehen könnte. Das Erste wird nur eine sehr übel verstandne Pfaffenreligion behaupten; im zweiten Fall kann ja das Individuum für nichts als seine Wohlfahrt sorgen und überläßt's Dem, der die Maschine, wie Herr Hemsterhuis selbst einen Staat nennt, eingerichtet hat oder aufzieht, wie er fürs Ganze derselben zu sorgen Lust und Kraft habe. Daß die Gesetzgeber die christliche Religion fast von je her gemißbraucht und mit ihren barbarischen Feudal- und Ritterverfassungen übel gemischt haben, ist in der ganzen christlichen Geschichte schreiend; daran dürfte aber nicht die Religion Schuld haben, sondern die groben Hände, die sie in diesen heterogenen politischen Teig kneten wollten. Religion ist, wie Hemsterhuis recht gesagt hat,**) die freie Beziehung jedes Individuum aufs höchste Wesen; die ihr mit

*) S. 96 f. — H.
**) S. 112. — H.

dem Namen einer politischen Maschine Ehre erzeigen wollten, haben sie am Meisten entstellt und erniedrigt.

Doch wieder zu unserm Gegenstande! denn auch bei Herrn Hemsterhuis war dieses nur Parenthese. Die Natur fängt immer vom Einzelnen an, und nur, wenn sie die Neigungen des Individuum in seinem kleinen Kreise geordnet und befriedigt hat, kettet sie Mehrere an einander und ordnet ihre Empfindungen zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit. Aus glücklichen Familien besteht das Wohl des Staats, oder seine Glückseligkeit ist eine Scheingröße. Nach dem in einem Menschen sinnliche und geistige Freuden, Freundschaft und Liebe, Vaterzärtlichkeit und eigne Tugend wohl geordnet und wohl gepaart sind, nach dem ist er für sich und Andre glücklich. Unmöglich kann er also wie Meeresschleim mit Allem zusammenfließen, unmöglich Alles in gleichem Grade lieben, loben und gutheißen oder jeden Staub in einen Sonnenstrahl verwandeln wollen, damit er doch auch das Staubkorn als einen Sonnenstrahl liebe. Er schadet damit dem Guten so sehr als dem Bösen und verliert zuletzt ganz sein Urtheil und seinen Standpunkt. Wer nicht zurückstoßen kann, kann auch nicht anziehn, beide Kräfte sind nur ein Pulsschlag der Seele.

So sind wir in diesem Weltall; und wie geht's auf unsrer ewigen Reise weiter hinauf? Schwerlich anders. Nur auf unserm eignen Dasein und Bewußtsein ruht die Existenz Andrer, sofern sie durch Liebe und Sehnsucht mit uns verknüpft sind; verlören wir jene, so hätten wir auch von diesen keinen Genuß mehr. Nothwendig wird unsre Existenz von Stufe zu Stufe immer freier und wirkender werden; unser Genuß wird weniger verderben und zerstören: wir werden immer mehr Freuden schmecken lernen, indem wir geben und thun, als indem wir nehmen und leiden. Indessen scheint das gegenseitige Verhältniß nie ganz aufhören zu können, das die Summe dieses ganzen Glücks macht. Um zu geben, müssen immer Gegenstände sein, die da nehmen, um zu thun, andre, für die man thue; Freundschaft und Liebe sind nie möglich, als zwischen gegenseitigen freien, consonen, aber nicht unisonen, geschweige identificirten Geschöpfen. Und was endlich den Genuß des höchsten Wesens anbetrifft, o, da bleibt's immer „Hyperbel mit ihrer Asymptote", wie unser Autor sagt,*) und muß es bleiben. Die Hyperbel nähert sich der Asymptote, aber sie erreicht sie nie: zu unsrer Seligkeit können wir nie den Begriff unsers Daseins verlieren und den unendlichen Begriff, daß

*) S. 108. — H.

wir Gott sind, erlangen. Wir bleiben immer Geschöpfe, wenn wir auch die Schöpfer großer Welten würden; wir nahen uns der Vollkommenheit, unendlich vollkommen aber werden wir nie. Das höchste Gut, was Gott allen Geschöpfen geben konnte, war und bleibt eignes Dasein, in welchem eben er ihnen ist und von Stufe zu Stufe mehr sein wird Alles in Allem.

3.

Gotthold Ephraim Lessing.

(Geboren 1729, gestorben 1781. [1])

---

[1]) Erschien zuerst im Octoberheft 1781 des „Teutschen Merkur". Voran ging im September das Denkmal Winckelmann's; im November folgte das Andenken an Sulzer. Vgl. „Aus Herder's Nachlaß", I. S. 427; II. S. 226 f.; „An und von Herder", II. S. 272. Am Ende der Vorrede zur zweiten Sammlung der Zerstreuten Blätter, die mit unserm Aufsatz schließt (voran gehen die auf Lessing's Abhandlung gleichen Inhalts bezüglichen Briefe: „Wie die Alten den Tod gebildet"), heißt es: „Und so gönnen Sie auch hier zum Schlusse des Buchs dem kleinen Denkmal eine Stelle, das ich in der ersten schmerzlichen Empfindung seines [Lessing's] Verlustes ihm damals im „Teutschen Merkur" setzte. Es hat den Beifall Vieler gehabt, die Lessing's Werth kannten; außer der Schreibart habe ich also an

ihm nichts ändern mögen. Die wenigen Anmerkungen, die eine unangenehme Veranlassung mir abgezwungen hat, werden, wie ich weiß, wahre und, wie ich hoffe, friedliche Anmerkungen bleiben. Zwar hätte ich noch von Lessing's Gespräch über den Spinozismus [worüber ein heftiger Streit zwischen Fr. Jacobi und dem darüber gestorbenen Mendelssohn ausgebrochen war] einige Worte hinzusetzen mögen; aber was sollen über eine Materie der Art einige Worte? Sie verdient wol, daß wir ihr eine eigne Erwägung gönnen, und auch diese wird ihre Zeit finden." — Vgl. Herder's Briefe an Jacobi und Gleim in den Sammlungen „Aus Herder's Nachlaß", II. S. 261 ff. und „An und von Herder", I. S. 116. Später hat Herder in den „Briefen zu Beförderung der Humanität", Brief 111 f. (Herder's Werke, XIII. S. 497 ff.) Lessing's Andenken erneuert. Der Aufsatz hat in der zweiten Auflage einzelne Aenderungen, besonders im Ausdruck, erfahren. — D.

Kein neuerer Schriftsteller hat, dünkt mich, in Sachen des Geschmacks und des feineren, gründlichen Urtheils über literarische Gegenstände auf Deutschland mehr gewirkt als Lessing. Was war deutscher Geschmack im Anfang dieses Jahrhunderts? Wie wenig war er, als Gottsched ihn aus den Händen der Talander, Weise, Menantes empfing und nach seiner Art fortbildete! Er ward gereinigt und gewässert, er empfing einen Körper, aber ohne Geist und Seele. Bodmer kam dem Mangel zu Hilfe und führte Provisionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten, und woher es sonst anging, herbei; Schade aber, es waren fremde, zum Theil einförmige und schwere Gedanken, die in Deutschland nicht so leicht allgemeinen Curs finden konnten. Jetzt kam Lessing. Sowol an Witz als in Gelehrsamkeit, an Talenten und im Ausdruck war er beinah Gottsched's Antipode. Von den Schweizern nutzte er ihre Belesenheit und ihr gründlicheres Urtheil; er übertraf sie bald in Beidem. Am Meisten aber übertraf er sie und alle seine Vorgänger in der Gelenkigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen seiner Einkleidung und Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinn seines muntern, dialogischen Stils zu verbinden und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. So lange deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, Niemand wie Lessing deutsch geschrieben, und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären! Seit Luther hat Niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglich deutscher als Luther oder Lessing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopf, nachdem er sie brauchen kann, gern dienen wollte?

Ich begnüge mich, Lessing's Arbeiten mit einigem Urtheil durchzugehen. Einer Lobrede braucht's bei ihm nicht; unbestimmte, schlechte, übertriebene Lobsprüche haßte er mehr als den bittersten,

nur einigermaßen gründlichen Tadel. Noch entfernter bin ich, über alle Lessing'schen Arbeiten und Verdienste mir ein Urtheil anzumaßen. Ich maße mir eigentlich gar kein Urtheil über ihn an, sage nur über Einiges meine Meinung und überlasse das Andre, insonderheit seine Theaterwerke, Andern. Meine Absicht ist nur, überhaupt die Spur zu verfolgen, wo Lessing seinen Weg nahm, wo er anfing, wo er aufhörte, wo Andre ihm nachzugehen oder weiter zu gehn haben.

Lessing's erste Schriften und Lebensumstände kenne ich nicht; *) das erste Buch, das ich von ihm habe, ist seine Uebersetzung Huart's. **) Eine Uebersetzung aus dem Spanischen war in Deutschland 1752 wieder ein seltenes Ding worden, so häufig auch unsre lieben Vorfahren ein Jahrhundert vorher aus dem Spanischen übersetzt hatten; zumal die Uebersetzung eines so paradoxen Schriftstellers, als Huart ist. In der kurzen Vorrede zu ihm ist Lessing schon ganz kenntlich.

Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten kleinen Schriften an, die seit 1753 in Berlin erschienen. In ihnen zeigte er sich von allen den mancherlei Seiten, von denen er nachher mit den Jahren immer reifer und glänzender hervortrat. In diesen sechs Bändchen was für ein Reichthum an Inhalt und Einkleidung! eine Abwechslung und Gründlichkeit in Materien, die man sonst in Duodezbändchen nicht findet! Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, Aufsätze in Poesie und Prose, sogar lateinische Verse treffen hier zusammen. Es folgen Briefe, fast so mancherlei Inhalts, als gelehrte Briefe irgend nur sein können; Kritik und Philosophie, Geschichte und Literatur, selbst Supplemente zum Jöcher'schen Lexikon nehmen hier Briefgestalten an, und man muß gestehen, ganz auf die Lessing eigne, leichte und glückliche Weise. Hierauf ein Theilchen gelehrter Abhandlungen, Rettungen des Horaz, Cardan's, gar des Cochläus und des Inepti Religiosi, die man schwerlich vor dem, was folgt, vor Lust- und Trauerspielen, erwartet. Daß dies abwechselnde Mancherlei, mit dem sich Lessing, meistens nur proben-, nur stückweise, gleich

*) Jetzt ist sowol durch die Ausgabe der Lessing'schen Schriften als durch Lessing's Leben (Berlin bei Voß) hierüber so viel Aufschluß gegeben worden, daß wir schwerlich irgend einen deutschen Schriftsteller alter und neuer Zeit genauer kennen als Lessing. — H. [Gemeint sind: „Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften", 30 Thle. Berlin 1771—1794, und „Gotthold Ephraim Lessing's Leben u. s. w. Herausgegeben von K. G. Lessing (und G. G. Fülleborn)". Berlin 1793—1795. — D.]

**) Huart's „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften". Zerbst 1752. — H.

anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Prahlerei war, beweist sein weiteres literarisches Leben. Alle die Beschäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fortgesetzt, und gewiß keine mit minderm Glück, als er in diesen Jugendversuchen zeigte. Wenn ein Schriftsteller mit seiner Zeit fortging und Blüthen in Früchte verwandelt hat, ist's Lessing; ja, was sage ich fortging? bis an sein Ende ging er seiner Zeit vor.

Einige dieser Jugendschriften hat er bei reifern Jahren umgearbeitet, und so wenig er sich seiner Jugend zu schämen hatte, so sehr gewannen sie durch die verbessernde Hand des Mannes. Seine Fabeln und Sinngedichte führe ich als Proben an. Zur Verbesserung der letzten zwang ihn ein gedrohter Nachdruck seiner kleinen jugendlichen Schriften; und man sehe, was er über sie in der Vorrede zu diesen sogenannten Vermischten Schriften*) selbst sagt. Wir machen also sogleich mit diesen Verbesserungen den Anfang; denn hinter solchen ihn noch nach seinen ersten Versuchen beurtheilen zu wollen, wäre ja so ungerecht als undankbar.

Mit der neuen Ausgabe seiner Fabeln**) fing er an. Aus wenigen Proben, die er gegeben hatte, wurden drei Bücher, meistens eigner oder fortgesetzter Aesopischer Erfindung. Die gereimten oder ihre Reime sind weggefallen, und statt dieser, der Fabel unnöthigen oder hinderlichen Fesseln (wenigstens wie Lessing es glaubte) stehn sie hier in eine Sprache gekleidet, die in einer jedem Gegenstande angemessenen Prose die schönste Poesie ist. Der blanke männliche Harnisch kleidet Lessing mehr als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht blos für Kinder, sondern auch Männern, und Männern insonderheit lesbar. Noch mehr sind's die Abhandlungen über das Wesen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die er seinen Proben beifügte. Unstreitig ist dies die bündigste, gewiß philosophische Theorie, die seit Aristoteles' Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist, und es wäre zu wünschen, daß Lessing sie, wie hier über die Fabel, wie nachher übers Sinngedicht, wie in der Dramaturgie übers Trauer- und Lustspiel, im Laokoon über die Grenzen der Poesie und bildenden Kunst und in den Literaturbriefen über kleinere Materien literarischen Inhalts, so über alle Dichtungsarten und Darstellungen der Poesie und Künste hätte machen können. Es

*) Lessing's „Vermischte Schriften". Berlin 1771. — H.
**) Lessing's „Fabeln". Berlin 1759. — H.

wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse sich mit dem philosophischen Geist, mit dem Scharfsinn und schönen Ausdruck in einem Manne vereinigen, wie sie in Lessing vereinigt waren. Die Abhandlungen über die Fabel insonderheit sind mit einer so glücklichen, leichten, Sokratisch-Platonischen Analyse geschrieben, daß ich im Geist dieser Methode ihnen in unsrer Sprache Weniges an die Seite zu setzen wüßte.

Ob gegen die Theorie selbst nichts einzuwenden wäre, ist eine andre Frage. Lessing's Aesopischen Fabeln folgten Bodmer's unäsopische Fabeln*) auf dem Fuß nach, die jene in Fabeln und Abhandlungen über den Haufen werfen sollten. Sie haben's nicht gethan: sie sind vergessen, und Lessing's Fabeln und Abhandlungen werden bleiben; ja, mich wundert's immer noch, wie der alte, geschmackvolle und gründliche Kunstrichter Lessing's Buche ein solches entgegensetzen konnte. Indessen ist's wahr, Lessing's und Aesop's Fabeln sind einander so unähnlich als die Zeiten Beider, und der Hauptgrund des Unterschieds ist, wie mich dünkt, augenscheinlich. Aesop machte seine Fabeln bei wirklichen Vorfällen im gemeinen Leben; also konnte auch die Lehre, die er einkleidete, kein sein abstrahirter oder speculativer Satz, sondern eine praktische Lehre und Bemerkung für eben das gemeine Leben sein, aus dem sie abgesondert war. Eine solche Lehre zeigte sich also auch meistens in wirklicher Handlung (zum Wenigsten was man auch im gemeinen Leben Handlung nennt), nicht blos in einer feinen Veränderung von Gedanken: so mußte also auch die Darstellung derselben in der Fabel sein. Beide Stücke machen Aesop's Fabeln so anschaulich, sie machen sie auch für den gemeinen Mann und für Kinder so lehrreich, als es — Lessing's Fabeln nun wol nicht sind, auch wol nicht sein konnten und sollten. Nichts als die Zeiten haben sich verändert. Die Leser, für die Lessing schrieb, bedürfen feinere Lehren, also auch die Darstellung eines feinern facti, das freilich oft nur eine Gedankenfolge zu sein scheint. Das Anschauliche, Populäre der Fabel geht hiemit einestheils verloren; der Leser gewinnt indeß feinere Belehrung. Will man, so nenne man diese eine feinere Gattung Aesopischer Fabeln und bemerke bei der Theorie der Fabel unter den drei Worten „allgemeiner moralischer Satz", „Darstellung in einem besondern Falle", „anschauendes Erkenntniß jenes in diesem" den Unterschied, so

*) „Lessingische unäsopische Fabeln". Zürch 1760. — H. [Vgl. den 127. Literaturbrief, Lessing's Werke, Th. IX. S. 331 ff. — D.]

ist der Streit gehoben. Vielleicht zu einer andern Zeit hievon ein Mehreres. *)

Mit Lessing's Theorie der Sinngedichte ist's beinah eben also: sie ist so fein und ausschließend als die Gattung, die er allein für Sinngedichte erkennt, in der seine eignen Epigramme sind, und in der Martial allerdings den Meisterrang behauptet. Die beiden Theile des Sinngedichts, Erwartung und Aufschluß, nebst den falschen Aftergattungen, wo eins derselben fehlt, hat der Theorist in ein Licht gestellt, dem freilich nichts entgegenzusetzen ist, sobald man in den Lessing'schen Gesichtspunkt eintritt. Genetisch und historisch indessen wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechischen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig.**) Die Bemerkungen, die Lessing über einzelne Dichter, Martial, Catull, die griechische Anthologie u. s. w., eingestreut hat, sind mannichfaltig und schätzbar; viele seiner Sinngedichte selbst sind als Proben des glücklichsten Witzes in Lehrbüchern und sogar in der Gesellschaft gäng und gäbe. Das zu Freie, zu Jugendliche ließ er in seiner verbesserten Ausgabe weg, wie bei den Sinngedichten so bei seinen Erzählungen und Liedern.

Lessing's Lieder sind bekanntermaßen von der muntern, nicht zärtlichen und schmachtenden Gattung. In häufigen Compositionen sind sie im Munde der Nation und bedürfen keines Urtheils mehr. Wer blos eine Gattung von Liedern, die zärtliche, die rührende haben möchte, habe sie für sich und lasse Andern ihren Geschmack, ihr Vergnügen. Seine Lehrgedichte hat er nicht neu herausgeben wollen oder es auf die Zukunft verspart.***) Sie haben viel scharfsinnige, treffende Gedanken und stehn der Art und den Gegenständen nach meistens den Kästner'schen an der Seite. Was Lessing überhaupt von den Grenzen der Philosophie und des Lehr-

*) Der folgende Theil der Zerstreuten Blätter wird eine kleine Abhandlung über die Theorie der Fabel mittheilen, in welcher auch einige Grundsätze Lessing's hierüber geprüft sind. — H. [Vgl. die folgende Abhandlung dieses Theiles, auch Th. VI. S. 179 ff.; Th. XIV. S. 204 ff. — D.]

**) Im ersten und zweiten Theil der Zerstreuten Blätter stehen meine Gedanken über diese poetische Gattung, insonderheit über die Anthologie der Griechen [vgl. Herder's Werke, VII. S. 172 ff.]. Im zweiten Theil der Lessing'schen Lebensbeschreibung sind ihnen einige Anmerkungen entgegengesetzt [II. S. 304 ff.], deren Resultat ich gern beitrete. Dem Martialischen oder Lessing'schen Epigramm ist die Lessing'sche Theorie aufs Feinste gerecht, und ich will an ihr in solcher Rücksicht nichts stören. Meine Anmerkungen betreffen die Gattung kleiner Gedichte, die bei den Griechen für Epigramme galten. — H.

***) In der vollständigen Ausgabe seiner Schriften sind diese Fragmente auch zu finden. — H.

gedichts gehalten, mag man in seiner und Mendelssohn's Schrift: Pope ein Metaphysiker!*) lesen.

Aber es ist Zeit, von diesen einzelnen Vorübungen, die für Andre wichtiger wären, als sie's bei Lessing sein durften, näher zu dem Haupttalent überzugehen, wodurch er auf Deutschland vorzüglich gewirkt hat; es ist seine philosophische Kritik, sein immer darstellender und immer zugleich denkender, forschender Geist, den er in mancherlei Werken und Einkleidungen überall glücklich gewiesen. Schon unter seinen kleinen Schriften waren Briefe gelehrten, philosophischen, kritischen Inhalts. Die Streitigkeit mit Lange, seine Vorrede zu Mylius' Schriften, seine Theatralische Bibliothek u. s. w. zeigten dies Talent noch auszeichnender; und mich dünkt, die Literaturbriefe sind davon die unzweifelhafteste Probe. Von diesen war er Urheber und Vater: der Ton in ihnen war sein Ton, wie man's aus den Briefen in seinen kleinen Schriften und aus der Vorrede zu Mylius' Werken sonnenklar sieht; es ist falsch und elend, daß man diesen Briefen den Ton der Clement'schen Lettres critiques Schuld gab.**) Das Glück führte ihm einen edeln Gehilfen zu, Moses Mendelssohn; zwei Männer, die sich, wie aus mehreren Aeußerungen erhellt, als philosophische Freunde schätzten und liebten. Man lese Mendelssohn's Brief an Lessing hinter Rousseau's Abhandlung;***) man sehe die Achtung, mit der Lessing bei jeder Gelegenheit an Mendelssohn denkt. Zwei solcher Menschen, am Geist hell und im Herzen rein, ohne politische Hindernisse und Nebenumstände, traten verbunden zu diesem Werk, das noch manche Zeit hin „das deutsche Journal" genannt werden sollte. Ohne Schwärmerei und Ausgelassenheit herrscht in ihm Freimüthigkeit und Einsicht, insonderheit im Anfange oder zu zwei Dritttheilen der Briefe. Lessing (ohne allen Zweifel ist er der Fll.; denn wer sollte es sonst sein? ob er sich

---

*) Danzig 1755. — H.

**) Ich lasse diese Stelle unverändert, um zu zeigen, daß in ihr von nichts Anderm als vom innern Geist des Werks, insonderheit seines Anfanges die Rede sei. Was Herr Nicolai um die Briefe für Verdienste habe, hat er selbst im Götting'schen Magazin (Jahrg. 5. St. 3. S. 369 ff.) gesagt, und es ist mir nie eingefallen, Solches weder kund zu thun, noch zu leugnen. Der gelehrte Briefwechsel Lessing's mit Mendelssohn, Nicolai u. s. w., der seitdem gedruckt erschienen, zeigt seine näheren Verhältnisse mit den Verfassern der „Literaturbriefe", deren Keinem es schadet, daß ich von diesen Verhältnissen nicht mehr gesagt, als ich literarisch gewußt oder gemuthmaßt habe. — H.

***) Rousseau's Abhandlung von der Ungleichheit der Menschen. Berlin 1759. — H.

gleich auch anders unterzeichnet) *) ging ohngefähr bis zum siebenten Theil mit; Mendelssohn behielt seinen geprüften Charakter bis zum Ende, Abbt trat mit mehrerer Kühnheit, aber nicht mit mehrerem Glück in Lessing's Tritte; und auch die andern Gehilfen sind gute, wenigstens nicht schlechte Köpfe gewesen. Lessing's Urtheile, von denen ich hier allein rede, hat größtentheils die Zeit bewährt. Was damals scharf hieß, nennt man jetzt recht; was hart schien, ist jetzt (wenige Urtheile ausgenommen) billige Wahrheit. Fast kenne ich Niemanden, der auch von sich, dem Schriftsteller, mit mehr Bescheidenheit und Würde reden konnte als Lessing; und überhaupt ist wol unstreitig er an Umfang der Belesenheit, an Schärfe des Urtheils und an vielseitigem männlichem Verstande in Sachen, wovon hier die Rede ist, der erste Kunstrichter Deutschlands. Wo sind jetzt Literaturbriefe, wie er sie anfing? **)

Um eben diese Zeit machte er sich noch auf zweierlei Art um Deutschland verdient, durch die Wiederaufweckung Logau's ***) und durch die Uebersetzung von Diderot's Theater. †) Bei dem Ersten standen er und Ramler für einen Mann; wahrscheinlich rühren von Lessing die Vorrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, so wie von Ramler vielleicht die Auswahl und Veränderung der Stücke selbst herrührt. [1]) Da ich die alte Ausgabe besitze, so bekenne ich zwar gern, daß es einem alten Dichter Wohlthat sei, wenn er in Hände fällt, die ihn verändern, wie diese Herausgeber ihn verändert haben; im Ganzen aber dürfte es besser sein, wenn man ältere und vergessene deutsche Dichter uns zwar mit Auswahl der besten Stücke, aber unverändert

---

*) Die Namen der Verfasser dieser Literaturbriefe waren längst bekannt, ehe ich dieses schrieb, und zum Ueberfluß habe ich in dieser Stelle, an der ich nichts ändere, blos im Ton der Vermuthung, auch eigentlich von dem überall unverkennbaren Lessing allein geredet. Es gehört wol kein Oedipus dazu, die Verschiedenheit der Verfasser in den „Literaturbriefen" wahrzunehmen, die ich bereits im Jahr 1767 (Fragmente über die neuere deutsche Literatur, Samml. 2. S. 193) bemerkt hatte, ehe ich einen Namen derselben kannte. Am Aufsatz im „Deutschen Museum" (Julius 1782) sowie an allen andern Notizen hierüber habe ich nicht den mindesten Antheil, und ich wünschte, daß der Verfasser des letztgenannten Aufsatzes sich nennen möchte. — H.

**) Ich leugne hiemit nicht, daß es nicht andre gute Journale in einem andern, vielleicht nützlichern Ton gebe; aber auch jetzt wären Literaturbriefe, wie jene waren, sehr zu wünschen. — H.

***) Friedrich's von Logau Sinngedichte. Leipzig 1759. — H.

†) Das Theater des Herrn Diderot. Berlin 1760. 1761. — H.

[1]) Ramler selbst berichtet später in der Ausgabe von 1791, die Auswahl der Gedichte und die Versification rührten von ihm her, Vorrede und Wörterbuch von Lessing. Vgl. Danzel, „Lessing's Leben", I. S. 372 ff., und unsere Ausgabe von Lessing's Werken, Th. XII. S. 4 ff. — D.

gäbe. So machen's unsre Nachbarn sämmtlich und sonders; so hat's Lessing mit den aufgefundenen Gedichten Scultetus', mit der Zugabe zu den Fabeln der Minnesinger u. s. w. gemacht, und so ist's in der Ordnung. Bei einem alten Dichter muß man wissen, daß man wirklich ihn und keinen neuern Dichter lese.

„Diderot", sagt Lessing selbst zur zweiten Ausgabe seines Theaters,*) „Diderot scheint auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben als auf das Theater seines eignen Volks", und er rechtfertigt diesen Ausspruch mit guten Gründen. Er sieht's selbst für Pflicht der Dankbarkeit an, sich als den Uebersetzer eines Mannes zu nennen, „der an der Bildung seines Geschmacks so großen Antheil gehabt". „Denn es mag", fährt er fort, „mit diesem beschaffen sein, wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderot's Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedner gewesen wäre." Mich dünkt, jeder Verständige werde es mit ihm sein. Die großen Schritte, die er von seinen ersten Schauspielen, so angenehm und nothwendig sie unserm Theater noch lange sein werden, zu einem Philotas, einer Minna, einer Emilia Galotti, einem Nathan gethan hat, sind auch dem stumpfsten Auge unverkennbar. Und wenn er von Diderot sagt „daß sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe als er", von wem gälte das reichlicher, von Diderot oder Lessing?

Jetzt ruhte er einige Zeit, und nach solcher Arbeit konnt' er ruhen. In weniger als zehn Jahren hatte er alle diese so verschiednen Werke und in den Jahren 59, 60, 61 eine Reihe der besten geliefert, von denen zuletzt die Rede war. Im Jahr 1766 trat er wieder hervor, mit ebenso goldnen, glänzenden Waffen, nur in einem andern Felde.

Die meisten meiner Leser erinnern sich noch wol des Geschreies von Kunst, das, nachdem Winckelmann, Lippert, Heyne, Hagedorn, Mengs geschrieben hatten, in Deutschland aufkam. Alles sollte Kunst lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Universitäten, der Mann im Amt. Aus Statuen sollte der Geistliche predigen, aus Münzen der Jurist Urtheil sprechen, aus Gemmen und Pasten der Maler malen, der Dichter dichten. Hier trat Lessing mit seinem Laokoon**) auf, leise, aber sehr gewiß

*) Berlin 1781. — H.
**) Berlin 1766. — H.

und weit aussehend. Von einer Stelle Winckelmann's ging er aus, über Caylus, Spence und weiter fort, jetzt nur einige Grenzen der Poesie und Malerei auszuzeichnen, mit der Zeit aber diesen Gang über die Grenzen andrer Künste zu vollenden. Er hat ihn nicht vollendet; und wer wird's an seiner Stelle? Laokoon steht wie ein philosophisches Kunstwerk da, das der Künstler mit Fleiß unvollführt gelassen, damit man sich erinnere, daß man ihn nicht mehr habe.

Er gerieth darüber in einen Streit mit der Klotzischen Schule, und es ist nicht Lessing's Schuld, daß der Streit für Deutschland nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf theils zu armselige Dinge, theils zu armselige Leute. Kein Zeitungsblatt erschien damals, in dem nicht die muthwilligen Knaben kamen und auch Lessing einen Kahlkopf schalten; da schickte er endlich zwei Bären über sie,*) die zerrissen den Hauptknaben und jagten die übrigen in ihre Löcher und Winkel. Jeder Verständige schämt sich jetzt dieser Scene und des Werths, den man damals manchen Kindereien beilegte. Damals indessen war's anders, und Lessing hatte alle Stärke und männliche Dreistigkeit deutscher Sprache nöthig, um zu zeigen, was an manchen Armseligkeiten sei; welche Stärke man denn auch im zweiten Theil der vorgenannten Briefe, insonderheit gegen das Ende,**) reichlich antrifft. Jetzt ist Jedermann mit ihm einig; und das schöne Werkchen: Wie die Alten den Tod gebildet,***) so schön in seinem Inhalt als in seiner Entwicklung, ist fast das Einzige, was sich dabei gewinnen ließ. Dies gehört aber auch Lessingen zu,†) und nicht dem öden Kunstgeschwätz seiner Gegner.[1])

Lessing lebte damals in Hamburg und sollte einer Bühne vorstehen, die unter ihm erst deutsche Nationalbühne werden wollte. Warum sie's nicht werden konnte, oder was überhaupt an dem ganzen Wort sei, hat er selbst zu Ende seiner Dramaturgie††) bescheiden und aufrichtig gesagt. Wären indessen auch nur die zwei Bände Dramaturgie die Frucht seines Aufenthalts in dieser Lage, so wäre das deutsche Theater überhaupt für die kleinen Veränderungen, die er dort machen oder nicht machen konnte,

---

*) „Briefe antiquarischen Inhalts". Zwei Theile. Berlin 1768. 1769. — H.

**) S. 201—228. — H.

***) Berlin 1769. — H.

†) In den zwei Bänden Lessing'scher Collectaneen, von Eschenburg mit Fortsetzungen herausgegeben (Berlin 1790), sind noch verschiedene gute Winke und Notizen über Literatur und Kunst, insonderheit Kunstgeschichte zu finden. — H.

††) Th. 2. S. 385 ff. — H. [Lessing's Werke, Th. VII. S. 469 ff. — D.]

[1]) Vgl. darüber Herder's oben S. 61, Anm. genannte Abhandlung. — D.

reichlich entschädigt. Sein Urtheil über einzelne Schauspiele und Schauspieler, so bescheiden, durchdacht und männlich es allemal ist, war ihm immer nur Veranlassung, sich über die Quellen der Schauspielkunst, über das Wesen des Trauer- und Lustspiels, von den Zeiten der Griechen bis zu uns herab, zu verbreiten. Insonderheit sind Shakespeare, Aristoteles, Voltaire u. A. hin und wieder in ein Licht gestellt worden, in das sie bisher kaum gestellt waren, und es ist allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werk des Genies schloß Lessing das Denken aus; er war überzeugt, daß jeder Künstler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von seiner Kunst zur Vortrefflichkeit in derselben gelangen könne, und diesen Weg zu deutlichen Begriffen über die Kunst des Schauspiels half Lessing in seiner Dramaturgie bahnen.

Aber freilich war's nicht eines Menschen Beruf, ihn bis ans Ende selbst hinaus zu laufen. Bei seinen Fabeln versprach er eine Ausgabe des Phädrus, hier eine Poetik des Aristoteles, die er für den Codex der ganzen griechischen Dramaturgie hielt, und für die er seine besten Anmerkungen sparte. Er kam unter andre Gegenstände, in andre Geschäfte; sollten indessen nicht unter seinen Papieren Vorarbeiten sein, die des Drucks fähig wären? Kaum sollte ich nach Lessing's mündlichen Aeußerungen daran zweifeln;*) und sie sind sodann glücklicherweise in den Händen eines Bruders, der nichts vorenthalten und nichts liefern wird, wobei nicht seines Bruders Ehre gewönne. Eine Geschichte der Aesopischen Fabel ist kurz vor Lessing's Tode als zum Druck fertig angezeigt;**) und über Sophokles dünkt mich etwas Aehnliches gelesen zu haben.***) Sein Freund Aristoteles, den er für den Erzvater der bestimmten Kritik hielt, wird wahrscheinlich nicht leer ausgegangen sein.

Von Hamburg kam Lessing nach Braunschweig in ein wie anderes Feld gelehrter Arbeiten! Er zeigte sich aber nach seiner Art darin gleich so bekannt, als ob er lange Jahre damit beschäftigt gewesen wäre. Sein erster Griff in die Bibliothek war Berengarius Turonensis,†) eine Entdeckung, an die Niemand

---

*) So schrieb ich 1781. Die Herausgabe der nachgelassenen Schriften hat diese Hoffnung nicht bestätigt. — H.

**) Materialien dazu sind im zweiten Theil seiner „Vermischten Schriften", Berlin 1784, erschienen; sie sind aber kein ausgearbeitetes Werk. — H.

***) Der Anfang einer Abhandlung über ihn soll im Jahr 1761 schon abgedruckt gewesen sein, die ihr Verfasser aber nicht geendigt. Das Fragment von Sophokles' Leben ist seitdem gedruckt erschienen. — H.

†) Braunschweig 1770. — H.

dachte, weil Niemand, daß diese Schrift des Berengarius in der Welt sei, vermuthete; eine Entdeckung aber auch, die einem Zwist, der Jahrhunderte durch unbestimmt, wenigstens unbewiesen geführt war, ein klares Ende machte. Und zwar, wie Lessing mit Recht meinte, zum Vortheil der Luther'schen Kirche; denn die Entwicklung des Dogma, die er am Ende der Schrift*) angiebt, ist nicht nur der Natur der Sache gemäß, sondern läßt sich auch aus der Geschichte beweisen. So lange also des Berengarius Buch nicht edirt ist, wird diese reiche und entwickelte Anzeige Lessing's statt des Buches selbst dienen.

Die andern kleineren Entdeckungen, die Lessing in so kurzer Zeit in mehreren Fächern des gelehrten Alterthums oder der Bücherkunde machte,**) sind hier nicht wohl herzuzählen, sie können auch nicht Jedem gleich interessant sein; gnug, wenn sie nur dem Liebhaber des besondern, einzelnen Faches angenehm sind, zu dem sie gehören. Aber das war nur Lessing der Bibliothekar; Lessing, der unter dem Gewühl dieser Art eine Emilia Galotti, einen Nathan den Weisen machte, Lessing, der zu eben der Zeit sich auch jedem seiner Freunde anschlang und ihm half zu seinem Geschäfte, Lessing, der an jedem Ort jeden Würdigen gern ins Licht zog, wem er dienen konnte, dem gern diente — der männliche, thätig-freundschaftliche, neidlose Lessing wird nicht so gar oft und viel Seinesgleichen haben. In Berlin waren die Besten, auch die in einerlei Gattung der Wissenschaften arbeiteten, mit ihm. Von Mendelssohn, Ramler u. A. ist schon geredet. Kleist war sein Freund: der Biedergeschmack seiner Gedichte zeigt ihre ähnliche Denkart. Gleim, der Kriegssänger, desgleichen; Lessing's ist die Vorrede zu den Kriegsliedern.***) In Braunschweig schloß er seinen Berengar an Schmid's Adelmann an; Zachariä gab er den aufgefundnen Scultetus, und die Urne des jungen Jerusalem's†) umwand er mit immergrünenden Sprossen eines schönen philosophischen Laubes. „Der große Mann", sagt Nathan,

„Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen

*) S. 187 ff. — H. [Lessing's Werke, Th. XIV. S. 193 f. — D.]

**) „Zur Geschichte und Literatur", vier Beiträge. — H.

***) Ein Brief von ihm an Gleim über des Letzten „Volkslieder" steht in den Analekten für die Literatur, Th. 2. S. 655 f. Der seitdem herausgekommene Briefwechsel zeigt dies Alles im Erweise. — H.

†) „Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem". Braunschweig 1776. — H.

Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
Findt sich hingegen überall in Menge;
Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen."*)

Gnug hievon. Die letzten Tage Lessing's sollten durch eine theologische Streitigkeit verbittert werden, bei der, wenn das Publicum noch nicht so viel Nutzen draus gezogen hat, als es Lessing's Absicht und Meinung gewiß war, es schwerlich seine Schuld sein dürfte.**) Er gab Fragmente eines Ungenannten heraus, über die Auferstehungs- und andre Stücke der biblischen Geschichte; und ich, der ich Lessing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gekommen waren und, wie ich aus manchen seiner Aeußerungen jetzt schließe, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte und seinen Charakter über das, was männliche Wahrheitsliebe ist, gnug zu kennen glaube: ich bin für mich überzeugt (für Andre mag ich's nicht sein noch werden), daß er auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freiern und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten veranstaltet habe. Er hat dies selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt; die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab und als Laie seine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder sagte; überhaupt Lessing's Charakter, wie er Jedem eingedrückt sein muß, der ihn gekannt hat (und Andre sollten doch darüber behutsam urtheilen): alle dies ist mir Bürge für seine reine philosophische Ueberzeugung, daß er auch hiemit etwas Gutes veranlasse und bewirke: nämlich — ich wiederhole es noch einmal, freie Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit, als diese Geschichte für Jeden, der sie glaubt, und der an sie glaubt, sein muß. Darf nun unter allen

*) Siehe auch das Gleichniß von der Windmühle, die mit allen zweiunddreißig Winden in Freundschaft lebt. Antiquarische Briefe, Th. 2. S. 250. — H.

**) Jetzt wird es auch der strengste Theolog schwerlich leugnen, daß die Ausgabe der Fragmente viel Gutes veranlaßt habe. Der klärste Beweis davon ist dieser, daß, wenn sie jetzt erschienen, sie kaum die Aufmerksamkeit auf sich ziehen möchten, die man ihnen damals wider Willen schenkte; ein Zeichen, daß wir fortgerückt sind. — H.

Wahrheiten und Geschichten diese Wahrheit, diese Geschichte allein nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Lessing's Schuld nicht; aber zu unsern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios sein, der so etwas zu behaupten wage. Giebt man aber diesen einzigen Satz zu: „Wahrheit müsse und könne untersucht werden, Wahrheit gewinne jedesmal bei jeder neuen, freien und ernsten Prüfung eben in dem Maß und Verhältniß, als sie für uns erkennbare, folglich auch nur in solchem Maß für uns zu befolgende Wahrheit ist", giebt man diesen Satz zu, den die Geschichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, insonderheit die Geschichte und Wahrheit der christlichen Religion überall, wo sie bezweifelt und angefochten ist, unwidersprechlich beweist: so hat Lessing gewonnen; so müssen wir, statt von krummen, hämischen, bösen Absichten zu reden, ihm danken, daß er uns eine neue Gelegenheit zu Untersuchung und Befestigung der wichtigsten Wahrheit, kurz, zum Triumph gegeben. Je schwächer der Feind ist, je stumpfer und elender die Waffen sind, mit denen er auf uns losgeht, desto leichter wird uns ja der Sieg, desto sichrer und geschwinder können wir triumphiren; und dann verdient Lessing wiederum Dank oder wenigstens Mitleiden, daß er uns eine Windmühle statt eines Riesen in den Weg stellte. Gnug, wenn wir klar zeigen, daß es eine Windmühle und kein Riese sei; der sie für etwas Anders hielt, mag seinen Schimpf tragen. Thun wir das aber nicht, lassen die Windmühle stehen und gehn hauptsächlich auf Den los, der uns sagt: „Da ist ein Riese! der muß erst erlegt werden, wenn Eure Wohnung sicher sein soll", gehn wir auch ihm nicht in Absicht der That, die er gethan hat (und die ihm, philosophisch betrachtet, ohne alle Widerrede erlaubt war), sondern mit Untersuchung der Beweggründe und Absichten, aus und zu denen er sie unausbleiblich gethan haben soll, auf den Hals: wäre das vernünftig, billig, theologisch, christlich? Beweggründe und Absichten der Seele stehn allein unter Gott, unter keinem menschlichen Richter; in philosophische, historische, theologische Streitigkeiten gehören sie ganz und gar nicht. Mag Lessing sich vor dem Richter, vor dem er jetzt steht, rechtfertigen, warum er die Fragmente herausgegeben: gnug, für uns sind sie herausgegeben, sie liegen vor aller Welt da; es kommt jetzt allein auf uns an, ob wir sie Nutzen oder Schaden wollen bringen lassen.

Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen als irgend Jemanden; manche Stellen und Stiche des Fragmentisten haben mir weh gethan, weil ich ihn

wirklich mit strenger Wahrheitsliebe las und bei der Verwirrung, in die er Alles zu setzen weiß, auf Manches nicht sogleich zu antworten wußte, auch auf Manches noch jetzt sehr bescheiden antworten würde; keinen Augenblick indessen ist mir ein Gedanke eingefallen, mich deshalb an Lessing zu halten oder über ihn Rache und Verdammung auszugießen, weil ich Stellen eines Buchs, das er herausgiebt, nicht sogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beschäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebensten Wege. Entwickelt müssen sie werden, wenn Sache Sache, Geschichte Geschichte sein soll; und glaube man doch nicht, daß Alles so schwer zu entwickeln, daß alle Zweifel so neu und unerhört seien, als sie vielleicht auch Lessing geglaubt hat. Viele sind längst gesagt und wiederholt worden, nur nicht von Christen, sondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in diesem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England (wohin sich die Polemik vieler Retter und Streiter einschränkt), sondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentist Manches, wenigstens den ganzen Zuschnitt der Sehart genommen zu haben scheint. Ist dies nun Alles beantwortet, gut! ist's nicht beantwortet, was kann Lessing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortet's jetzt! beantwortet's stille und gesetzt, klar, rein und deutlich, daß Licht die Finsterniß überwinde und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe! Lessing giebt Euch Gelegenheit zu neuem Verdienst.

„Aber ward er nicht selbst im Streit heftig?" Lasset uns davon schweigen, meine Brüder! denn wer reizte ihn? wer kam ihm, nicht etwa mit Heftigkeit (die hätte ihn wahrscheinlich nur abgekühlt), sondern mit Stolz und kalter Verachtung, mit hämischen Vermuthungen und unwürdiger Verleumdung, mit langweiligen Armseligkeiten, als ob's Herrlichkeiten der Welt wären, entgegen? Ich will die Geschichte des Streits nicht durchgehen; ich habe auch nichts weniger als alle Rettungen gegen die Fragmente gelesen. Es ist manches sehr Gute, auch einiges Vortreffliche gegen den Fragmentisten geschrieben, und was nicht ist, wird werden; wir können aber auch nicht leugnen, viel Schlechtes und manches Gute auf schlechte Weise. Das Ueble war, daß hier wie überall das Schlechte zuerst kam und die Spreu oben schwimmen wollte. Das Ueblere war, daß, die da schwiegen, aus vornehmer Verachtung zu schweigen schienen und Lessing, der sich eines Bessern werth dünkte, ungeduldig wurde. Das Uebelste von allen war, daß

man verunglimpfte, anschwärzte, verleumdete, verdammte, wo man untersuchen und widerlegen sollte. Das zu ertragen, war Lessing nun wol nicht gemacht, und ich möchte wissen, wer ihn dazu dürfe gemacht glauben!

Wie lange, meine Brüder, werden wir theologische und jede andre Wahrheit, theologische und jede andre Wohlanständigkeit, Sittlichkeit, Gründlichkeit, Schönheit immer so sorgfältig unterscheiden und, was in der Theologie vorkommt, was sie auch nur von fern angeht, immer nur zunftmäßig cum beneficio feminae et cleri, durch uns und von uns und nach uns wollen beurtheilen lassen? Wir sind Theologen, aber nicht für uns allein; wir lehren, untersuchen, predigen, retten, vertheidigen eine Religion, aber auch für andre Stände. Wollen wir unserm Meister nachfolgen, so lasset uns die neunundneunzig theologischen Streitböcke in der Wüste lassen und nach dem einen verlornen Schaf von Laien gehen, das gegen Punkte unsrer Religion Zweifel hat und sich, wenn wir's nicht thun, an unsrer Gemächlichkeit, Ruhe und Steifigkeit, wie billig und recht ist, ärgert. Ist die Bibel allein für Theologen und ihre Zweifel geschrieben? Soll das Evangelium nicht aller Creatur gepredigt werden, auch dem Fragmentisten aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wenn er allenfalls noch irgendwo unter den Lebenden steckte? Und wäre er selbst nicht mehr, nun, so hat er ja seine siebenhundertsiebenundsiebzig Brüder, die auch Mosen und die Propheten haben und leider keine Lust bezeigen, sie zu hören. Ist's unserm Stande, selbst dem Werk, das wir treiben, nützlich oder schädlich, wenn, was in allen Wissenschaften und Künsten langweilig, ungründlich, abgeschmackt oder gar boshaft, hämisch, albern hieße, auf einmal seine Natur ändern und angenehm, gründlich, tief, gelehrt, vortrefflich, geistig, ja gar wohlanständig, fromm, eifrig um Gottes Willen heißen soll, sobald es sich hinter den Namen einer Predigt, einer theologischen Abhandlung, einer Rettung der Religion steckt? Größtentheils sind diese ja nicht für Zunftgenossen, die an unsre Sprache und Schnitt, an unsre veniam, quam petimusque damusque vicissim,[1]) gewohnt sind, sondern für Leute geschrieben, die Schönheit, Wohlanständigkeit, Gründlichkeit, philosophische und historische Evidenz doch vielleicht in andern Sachen sehr geprüft und gekostet haben. Warum wollten wir uns nicht selbst richten, damit wir nicht von Andern gerichtet oder

[1]) Nach Horaz, A. P. 11. — D.

gar, trotz unsrer Titel und Namen, mit der Welt schlechter Schriftsteller verachtet und verdammt werden?

Uebrigens will ich hier Lessing nur entschuldigen, weil er ein Mensch wie wir war, nicht rechtfertigen noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umstände, die ihn reizten. Des Mannes Schrift z. B., gegen den er am Heftigsten geschrieben,[1] kenne ich noch bis jetzt nicht und bin also kein Richter zwischen Beiden; indessen wird eben dieser eifrige und gelehrte Theolog jetzt, nach Lessing's Tode, seinem Charakter und Geist die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die er ihm einst widerfahren ließ, da er ihn persönlich kannte, hochschätzte und seinen Freund nannte. Mit dem Ort ändert man seinen Charakter nicht, wenigstens nicht plötzlich; und ein Mann wie Lessing, der Alles unparteiisch, mit Augen der Wahrheit ansehn wollte und sich ärgerte, wenn ihm dagegen was in den Weg kam, ein solcher Mann wird mit den Jahren eher besser als schlechter. Auch bei dem Irrthum ist Eifer für die Wahrheit schätzbar; die Leidenschaft, die daher entsteht, daß man keiner Leidenschaft, keinem Truge unterworfen sein will, ist hochachtenswürdig. Nicht Jeder gelangt zu dieser warmen Kälte, zu dieser leidenschaftlosen Leidenschaft für Wahrheit und für Alles, was zu ihr führt.

Gut, daß Lessing diese seine Laufbahn mit einem Glaubensbekenntniß und dem Schriftchen von der Erziehung des Menschengeschlechts*) schloß. Das letzte dürfte, ohngeachtet mancher überspannten Hypothese, mancher Theolog wollen geschrieben haben.

Und wo bist Du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter? was siehest, was erblickst Du jetzt? Dein erster Blick, da Du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenebels hinweg warst, in welch anderm, höhern Lichte zeigte er Dir Alles, was Du hienieden sahst und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier Dein Blick, Dein strenges Geschäft, Dein Studium, Dein Leben. Augen und Herz suchtest Du Dir immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so feind als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unsrer gewohnten, täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohlthätig sein will oder sein kann; am Meisten, Deinem Amt

---

*) Berlin 1780. — H.

[1]) Der Hauptpastor Goeze in Hamburg. — D.

und Beruf nach, der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von früh auf an menschlichen Seelen nagt. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst Du wie ein Held an und hast Deinen Kampf tapfer gekämpft. Viele Stellen in Deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibt — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen und Männer wecken, die auch wie Du der Wahrheit durchaus dienen, jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme, überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo Du irrtest, wo Dich Dein Scharfsinn und Dein immer thätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo Du ein Mensch warst, warst Du es gewiß nicht gern und strebtest immer, ein ganzer Mensch, ein fortgehender, zunehmender Geist zu werden.

Verzeihe der Leser meine Apostrophe; die letzten Situationen seines Lebens rissen mich hin, und ich wollte eigentlich nichts über seinen Charakter sagen; den wird und kann sein näherer Freund besser schildern.*) Die Gottheit gab ihm einen guten Ausgang aus dem Leben, ohne lang abmattende Krankheit und Leibesschwachheit.

Ich hoffe, daß wir noch eine schöne Ernte seiner vollendeten oder unvollendeten Schriften empfangen werden**) — ein kleiner Ersatz für sein zu frühes Ableben, für seinen auf lange Zeit unersetzten Verlust für Deutschland!

Vitis ut arboribus decori est, ut vitibus uvae, —
Tu decus omne tuis. Postquam te fata tulere,
Ipsa Pales agros atque ipse reliquit Apollo. —
Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras —
Et tumulum facite et tumulo superaddite carmen: –
Candidus insuetum miratur limen Olympi
Sub pedibusque videt nubes et sidera Daphnis.[1])

*) Auch diese Hoffnung ist mit Mendelssohn's Tode vereitelt. So weit ich Lessing gekannt habe, mag ich in diesem Punkt nichts Geringeres als Shakespeare's Wort sagen: „Lobe ihn nicht, sprich nur: Er war ein Mann!" [am Ende des „Julius Cäsar". — D.] — Die Lebensbeschreibung, die sein Bruder von ihm geliefert, ist sehr schätzbar, da sie viele Sachen enthält, die nur der Bruder wissen und sagen konnte. — H.

**) Die vollständige Ausgabe ist erfolgt, und es zeigt einen sehr hellen Kopf, einen sehr festen, reinen Charakter an, daß jeder Aufsatz, beinah jede Zeile von ihm gedruckt werden konnte. — H.

[1]) Virgil's Ecl. V. 32, 34, 35, 40, 42, 56, 57. — D.

4.

Ueber Bild, Dichtung und Fabel.[1])

[1]) In der Vorrede zur dritten Sammlung der Zerstreuten Blätter heißt es von dieser Abhandlung: „Die Materialien derselben sind gleichfalls ziemlich alt; denn die Gedanken z. B. über die Aesopische Fabel sollten schon im zweiten Theil der „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", d. i. im Jahr 1767, erscheinen. Damals war diese Materie neu, und sie kann es noch sein, da seit Lessing die Theorie der Fabel, so viel ich weiß, nicht weiter fortgeführt worden. Die nach ihm kamen, sind ihm entweder gefolgt, oder sie verließen ihn, ohne die Sache aufs Reine bringen zu wollen. So z. B. ist Sulzer in seinem „Wörterbuch", was diesen Artikel betrifft, den schweizer Kunstrichtern nachgegangen, ohne auf Lessing's Einwendungen Rücksicht zu nehmen; Andre haben Lessing getadelt, ohne der Theorie selbst ins Klare zu

helfen, und doch ist für einen denkenden Geist nichts schöner als eine reine Theorie, worüber es auch sein möge. Es würde mich freuen, wenn ich diese befördert hätte; wer aber darüber urtheilen will, muß den Stand der Sache kennen, d. i., er muß außer den alten auch die Schriften der französischen und deutschen Theoristen, insonderheit Breitinger's, Bodmer's, Lessing's über diese Materie gelesen haben. Ein neugebornes Kind mag sprechen, worüber es will; nur über Sachen, die eine Geschichte menschlicher Gedanken voraussetzen, sollte es nicht absprechen wollen und absprechen dürfen. Der Abschnitt über die Dichtung ist seit der Zeit in einigen Heynischen Aufsätzen durch Belege der schönsten, d. i. der griechischen Mythologie sehr glücklich erläutert worden; daher bin ich in ihm nur kurz gewesen." Vgl. Herder's Brief an Heyne vom 9. Januar 1786. — D.

Der Mensch ist ein so zusammengesetzt-künstliches Wesen, daß trotz aller Anstrengung in ihm nie ein ganz einfacher Zustand möglich ist. Zu eben derselben Zeit, da er sieht, hört er auch und genießt unvermerkt durch alle Organe seiner vielartigen Maschine Einflüsse von außen, die zwar größtentheils dunkle Empfindungen bleiben, jederzeit aber auf die Summe seines ganzen Zustandes ingeheim mitwirken. Er schwimmt in einem Meer von Eindrücken der Gegenstände, wo eine Welle leiser, die andre fühlbarer ihn berührt, immer aber mancherlei Veränderungen von außen sein Inneres reizen. Auch in diesem Betracht ist er eine *kleine Welt*, wie ihn Protagoras in einer andern Absicht das *Maß der Dinge* nannte, die ihn umgeben.

Unter seinen Sinnen sind *Gesicht* und *Gehör* diejenigen, die aus dem Ocean dunkler Empfindungen ihm Gegenstände am Nächsten und Klärsten vor die Seele bringen; und da er die Kunst besitzt, diese Gegenstände durch Worte festzuhalten und zu bezeichnen, so hat sich insonderheit aus dem Gesicht und aus dem Gehör eine Welt menschlicher Wahrnehmungen und Ideen in seiner Sprache geordnet, die auch noch in der fernsten Ableitung die Spuren ihres Ursprunges zeigen. Selbst die feinsten Wirkungen der Seele hat man daher aus dem Gesicht und Gehör bezeichnet, wie es die Namen *Anschauungen* und *Ideen*, *Phantasien* und *Bilder*, *Vorstellungen* und *Gegenstände* nebst hundert andern Worten der Art zeigen. Nach dem Auge hat sodann Ohr und Gefühl, insonderheit die tastende Hand der Seele die meisten Ideen gegeben; der Geschmack und Geruch weniger, insonderheit in den nordischen Regionen.

So viel man gegen den Namen *Aesthetik*, als *Philosophie des Schönen* betrachtet, eingewandt hat,[1] so wenig

---

[1]) Der Wolffianer A. G. *Baumgarten* hatte die Sinnenerkenntniß, deren Spitze die Erkenntniß des Schönen sei, *Aesthetik* genannt. Seiner Abhandlung „De nonnullis ad poema pertinentibus" (1733) folgte seine „**Aesthetica**" (1750—1758). — D.

sollte man ihn jetzt eingehen lassen, da bereits, und vorzüglich von Philosophen unsrer Nation, eine Reihe der vortrefflichsten Bemerkungen an diesen Namen geknüpft ist Er ist auch kein unschicklicher Name, sobald man eine Philosophie der sinnlichen Empfindungen darunter meint, von welcher die Philosophie des Angenehmen, des Sinnlich-Vollkommenen und Schönen zwar nur ein Theil, aber gewiß nicht der verächtlichste Theil ist. Jede Empfindung sowie jeder Gegenstand derselben hat nämlich seine Regeln der Vollkommenheit in sich, die der Philosoph aufsuchen muß. damit er den Punkt ihrer höchsten Wirkung finde und aus ihm Regeln für seine Kunst ableite. Zu diesem Zweck muß er nothwendig die Empfindungen mehrerer Sinne vergleichen, was in jedem derselben ursprünglich und abgeleitet sei, bemerken und vorzüglich ein Auge darauf haben, wie ein Sinn den andern unterstützt, berichtigt und aufklärt. Könnte dieser schöne Theil der Philosophie einen bessern Namen als Aesthetik finden, da dieser Name sowol den Umfang seiner Gegenstände als das Subject ihrer Wirkung genau bezeichnet? Eine Philosophie des Geschmacks, des Schönen u. s. w., die nur von einem Sinne ausginge, müßte zur Philosophie der gesammten Empfindungen nothwendig nur unvollkommene Bruchstücke liefern.

Wenn also das Gesicht der reichste, feinste und klärste Sinn ist, eine Welt von Empfindungen der Seele zu geben und zu bezeichnen, so muß sich an ihm auch die Philosophie sinnlicher Gegenstände vorzüglich und für alle andern Sinne üben In der Mathematik hat sich die Optik nicht nur selbst sehr ausgebildet, sondern sie hat auch die Grundlage fast aller andern Wissenschaften werden können, eben weil die Natur uns in der Structur des Auges und in den Gesetzen des Lichtstrahls das schönste Muster einer feinen Genauigkeit vorlegte. Für die Philosophie der Empfindungen ist eine Theorie des Lichts und des Bildes von gleich mannichfaltigem Nutzen, sobald man sie in den Erscheinungen verschiedner Kunstwerke aufzusuchen und zu den allgemeinsten Regeln zu erheben strebt.

I. Vom Bilde.

1. Bild nenne ich jede Vorstellung eines Gegenstandes mit einigem Bewußtsein der Wahrnehmung verbunden. Steht es vor meinem Auge, so ist es ein körperliches, sichtliches Bild; wird es meiner Einbildungskraft dargestellt, so ist es eine Phantasie

(φάντασμα), die aber dennoch von sichtlichen Gegenständen ihre Gesetze borgt.[1]) Dort wache, hier träume ich; und man sieht, daß die Phantasie des Menschen auch wachend beständig fortträume.

Alle Gegenstände unsrer Sinne nämlich werden nur dadurch unser, daß wir sie *gewahr werden*, d. i. sie mit dem Gepräge *unsers Bewußtseins*, mehr oder minder hell und lebhaft, bezeichnen. In dem Walde sinnlicher Gegenstände, der mich umgiebt, finde ich mich nur dadurch zurecht und werde über das Chaos der auf mich zudringenden Empfindungen Herr und Meister, daß ich Gegenstände von andern trenne, daß ich ihnen Umriß, Maß und Gestalt gebe, mithin im Mannichfaltigen mir Einheit schaffe und sie mit dem Gepräge meines *innern Sinnes*, als ob dieser ein Stempel der Wahrheit wäre, lebhaft und zuversichtlich bezeichne. Unser ganzes Leben ist also gewissermaßen eine *Poetik*: wir sehen nicht, sondern wir erschaffen uns Bilder. Die Gottheit hat sie uns auf einer großen Lichttafel vorgemalt; wir reißen sie von dieser ab und malen sie uns durch einen feinern als den Pinsel der Lichtstrahlen in die Seele. Denn das Bild, das sich auf der Netzhaut Deines Auges zeichnet, ist der Gedanke nicht, den Du von seinem Gegenstande Dir zueignest; dieser ist blos ein Werk Deines innern Sinnes, ein Kunstgemälde der Bemerkungskraft Deiner Seele.

2. Hieraus ergiebt sich, *daß unsre Seele sowie unsre Sprache beständig allegorisire*. Indem sie nämlich Gegenstände als Bilder sieht oder vielmehr nach Regeln, die ihr eingeprägt sind, solche in Gedankenbilder verwandelt, was thut sie anders, als übersetzen, als *metaschematisiren*? Und wenn sie diese Gedankenbilder, die blos ihr Werk sind, jetzt durch Worte, durch Zeichen fürs Gehör sich aufzuhellen und Andern auszudrücken strebt, was thut sie abermals anders, als übersetzen, als *allöosiren*?[2]) Der Gegenstand hat mit dem Bilde, das Bild mit dem Gedanken, der Gedanke mit dem Ausdruck, das Gesicht mit dem Namen so wenig gemein, daß sie gleichsam nur durch unsre Wahrnehmung, durch die Empfindung eines vielorganisirten Geschöpfs, das durch mehrere Sinne *Mehreres auf einmal* empfindet, an einander grenzen. Blos die *Mittheilbarkeit*, die Communicabilität unsrer mehreren Sinne gegen einander, und die *Harmonie zwischen ihnen*, auf welcher diese Mittheilung ruht, nur sie macht die innere Form oder die sogenannte *Perfec*-

[1]) *Plato* unterscheidet εἰκών und φάντασμα. — D.

[2]) Nach ἀλλοίωσις, *Veränderung* (von ἀλλοῖος, *anders beschaffen*), wie *metaschematisiren* von dem spätern μετασχημάτισις, *Umbildung*. — D.

tibilität des Menschen. Hätten wir nur einen Sinn und hingen mit der Schöpfung gleichsam nur von einer Weltseite zusammen, wäre kein Umsatz der Sachen in Bilder, der Bilder in Worte oder andre Zeichen für uns möglich, so lebe wohl, Vernunft des Menschen! Mit einer zehnfach größern Intuition, wenn sie blos einseitig und von keinen andern Sinnen unterstützt wäre, bliebe das anschauende Wesen ein viel unvollkommeneres Geschöpf als jetzt, da es seinen sparsamen Reichthum so häufig umsetzen kann und dabei sich immer die Mühe geben muß, ihn frisch zu bearbeiten, ihm eine neue Gestalt zu geben. Er passirt durch das Thor eines andern Sinnes und bekommt nach andrer Lebensart und zu anderm Gebrauch auch ein anderes Gepräge.

3. Ungeachtet der verschiednen Namen, mit welchen man die Seelenkräfte, die mit Bildern und dem Ausdruck derselben umgehn, bezeichnet, so sind doch allen diesen Kräften dieselben Gesetze der Vollkommenheit eines Bildes vorgezeichnet: Wahrheit nämlich, Lebhaftigkeit und Klarheit. Zwar hat jeder Sinn und jede Kraft der Seele ihre Art und ihren Grad dieser Eigenschaften; einer der Sinne kann und muß den andern einschränken; auch die besondern Zwecke der Darstellung jedes Bildes müssen seinen Gesichtspunkt, mithin auch seine ganze Zeichnung jedesmal verändern: die innern Regeln seiner Vollkommenheit aber bleiben demohngeachtet immer dieselben. Wäre es unserm Bau und der harmonischen Stimmung unsrer Seelenkräfte nach möglich, daß in einem Gegenstande für uns sich Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit in gleichem Grade verbinden ließen, warum sollten sie nicht mit einander dürfen verbunden werden? In Gott ist die höchste Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit, ohne daß eine dieser Eigenschaften die andre schwächt, ohne daß er sich einer derselben schämen dürfte. Es ist also nur ein Bettelstolz der sogenannten obern Kräfte der Seele, daß sie sich ihrer Schwestern, die sie verächtlich die niedern nennen, als unächter Geschwister oder als dienender Mägde schämen. Von Sinnen und der Erfahrung geht unser Erkenntniß aus, und auf sie kommt Alles zurück; ohne Glieder und Organe, ohne Phantasie und Gedächtniß hat der Verstand nichts, womit er sich beschäftige, die Vernunft nichts, worüber sie brüte, die Symbolik nichts, das sie durch Zeichen ausdrücken möge. Wahrheit und Lebhaftigkeit der Bilder tragen also selbst zu ihrer Deutlichkeit und Klarheit bei, so daß ohne jene alle Abstraction nur Täuschung wäre. Das höchste Gesetz der Vollkommenheit in allen Wissenschaften und Künsten kann also nur sein, daß dem Zweck der Vorstellung gemäß eine Eigenschaft

der andern, z. B. die Klarheit der Lebhaftigkeit, die Lebhaftigkeit der Wahrheit nicht schade, sondern aufhelfe und sie zu ihrem Zweck fördere.

4. Es wird hieraus deutlich, daß, da eigentlich nur der innere Sinn des Menschen der Bildner ist, der durchs Auge und durch jedes andre Organ sich nach innern Regeln Gestalten schafft und das Gefundene eines Sinnes allen andern, so weit er kann, mittheilt, auch dieser innere Sinn, d. i. die Regel des Verstandes und Bewußtseins der einzige Maßstab sein könne, wie in jedem Werk, in jedem System der Kunst oder des Vortrages ein Bild gestellt, gewandt, ausgemalt, kurz, zu welchem Grad der Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit es in jedem Zuge gebracht werden dürfe. Allgemeine mechanische Regeln helfen hier nichts; denn, wie gesagt, es liegt nicht in den Dingen außer uns allein, was wir in ihnen sehen, sondern vorzüglich an dem Organ, das da sieht, und an dem innern Sinne, der gewahr wird. Die Fliege sieht eine andre Welt als die Schnecke, der Fisch eine andre als der Mensch; und doch sehen sie alle nach denselben Regeln der Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit eine und dieselbe Schöpfung. So ist's mit jedem veränderten Gesichtspunkt und Tageslichte, so zuweilen mit jeder veränderten Disposition unseres Körpers und unsrer Seele. Die Regeln indeß der Vorstellung und Empfindung bleiben dieselben; ja, durch jeden Fall der Veränderung wird ihre innere Wahrheit bewährt. Also ist es thöricht, der Seele vorzuschreiben, wie irgend ein Bild der Natur von ihr gebraucht werden soll; nach innern Regeln des Verstandes und Bewußtseins muß sie es brauchen lernen, wie dieses Kunstwerk in seinem Zweck, zu seiner Zeit, nach seinem Ort, nach der Empfindungsart des Künstlers und Liebhabers das Bild fordert.

Man nehme z. B. eine und dieselbe Allegorie, ein und dasselbe Gleichniß und wolle sie in einem mathematisch-philosophischen Buch oder in einer Rede, einem Lehrgedicht, einem Liede, einer Ode, einer Epopöe, in einem Trauer-, Lustspiel, und wo weiß ich mehr? anwenden. Sagt uns nicht der innere Sinn, daß an keinem dieser Orte das Bild ausgeführt werden könne wie am andern? Eine Allegorie im Trinkliede oder in einem philosophischen Gespräch des Plato, in Aeschylus' Chören oder in Aristophanes' Scenen, in einem Bilde Lysippus' oder in einem Gemälde Apelles' wird ein ganz ander Werk, wenn sie auch allenthalben denselben Gegenstand schilderte. Verfolgt man nun diese Verschiedenheit durch alle Situationen des Gedichts und Kunstwerks, durch alle Leidenschaften

des Dichters und Künstlers, durch jede Veränderung der Nationaldenkart, der Zeit, Sprache, der veranlassenden Umstände u. s. w., so sehe ich nicht, was für allgemeine Regeln jedes besondern Falles übrig blieben, außer sofern sie im Begriff der Allegorie selbst und in der Natur des Bilder dichtenden Verstandes durch eine innere Nothwendigkeit gegeben sind: Wahrheit, Lebhaftigkeit, Klarheit. Jedes Silbenmaß sogar, jeder Ton des Liedes schattirt die Bilder der Phantasie auf eigne Weise; es wird sich selten aus einem ins andre ein Gemälde vollkommen übertragen lassen, wenn es nicht von einem neuen Geist belebt und gleichsam neu erschaffen wird. Wie schlecht sieht es also mit aller knechtischen Nachahmung, mit jedem gelehrten Diebstahl fremder Allegorien und Bilder, endlich gar mit jenen poetischen Blumenlesen und Vorrathsschränken aus, in denen man sich fremde Lappen für zukünftigen Gebrauch sammelt! Unselige Uebung für Jünglinge, die zu solcher Bilderkrämerei gewöhnt werden! Lasset sie jedes schöne Bild, jedes treffende Gleichniß an seinem Ort lieben, schätzen und bewundern lernen, ohne daß ihnen ein Gedanke einkomme, einen Zug desselben für ihr etwaniges Gemächte zu entwenden! Je wahrer und vollkommener ihnen das Bild an Stelle und Ort erscheint, desto weniger werden sie räuberische Hände daran legen wollen, vielmehr von Eifer entbrennen, selbst an Stelle und Ort ein dergleichen naturvolles Bild aus Wahrnehmung ihres Sinnes zu entwerfen.

5. Ungerecht ist also die Klage, daß das Vorrathshaus der Natur für uns erschöpft sei, und daß wir zu spät geboren worden, um den Löwen oder die Sonne besser zu schildern, als sie bereits oft geschildert sind. Vom Besserschildern ist hier die Rede nicht; denn die Wahrheit war zu allen Zeiten dieselbe: daß jeder wahrnehmende Mensch aber seinen Gegenstand eigen schildern kann, als ob er noch nie geschildert wäre, darüber, dünkt mich, sollte kein mißtrauender Zweifel walten. In keinem seiner Gleichnisse ist Homer zu übertreffen; Niemand aber wolle ihn auch übertreffen und Homer's Löwen und Esel, Homer's Kraniche und Fliegen besser schildern, als er selbst sie geschildert hat. Wenn Deine Rede oder Dichtkunst dieser Bilder bedarf, so schildere sie nach Deiner Art, wie Du solche wahrnahmst, wie der Geist Deiner Poesie sie fordert; nie wirst Du sodann in Verlegenheit sein, dem alten Dichter eines seiner Gleichnisse entwenden zu müssen, ja, Du würdest sie unverändert kaum gebrauchen können, wenn sie Dir auch alle geschenkt würden. Der Geist dichtet, der bemerkende innere Sinn schafft Bilder. Er schafft sich neue Bilder, wenn die Gegen-

stände auch tausendmal angeschaut und besungen wären; denn er schaut sie mit seinem Auge an, und je treuer er sich selbst bleibt, desto eigenthümlicher wird er zusammensetzen und schildern.

Auch das Uebermalen fremder Werke ist daher immer eine mißliche Arbeit. Gesetzt, Du fügtest auch dem Bilde des Andern einen schönen Zug, der Allegorie eine neue treffende Bedeutung bei, Du zerstörtest aber damit die eigenthümliche Harmonie des ganzen Gemäldes: wäre wol der hereingemalte blendende Farbenstreif der Grazie werth, die Du eben durch ihn dem ganzen Kunstwerk raubtest? Am Materiellen des Bildes liegt's eigentlich nirgends, allenthalben aber am schaffenden Geist, der das Ganze erfand und es noch jetzo hält und belebt.

6. Also auch über den Grad der Lebhaftigkeit in den Bildern lassen sich eigentlich keine allgemeinen Gesetze geben. Jedes Kunstwerk hat seinen Ton, seine fortgehaltene Melodie, in der nichts vorschreien, nichts verstummen muß; eine wachsende oder abnehmende Empfindung stimmt diese Modulation von Anfange bis zu Ende. So ist's mit der Arbeit eines jeden Dichters, Schriftstellers und Künstlers; er haucht dem Werk seinen Genius ein, daß es seinen Ton tönt. Lebhaftigkeit der Bilder ist nirgend weder der Wahrheit noch Klarheit derselben entgegen; sie muß, wenn sie rechter Art ist, von jener unterstützt werden und diese befördern. Selbst die sogenannte Verwirrung der Ode ist eine Verwirrung nach Regeln, d. i. eine höhere Ordnung.

Da nämlich in der Natur der Dinge keiner unsrer Sinne für sich allein wirkt und wir immer eine Aeolsharfe sind, sofern wir von mancherlei Winden und Elementen belebt werden: so beruht die Lebhaftigkeit der Vorstellung gerade auf der Mannichfaltigkeit dessen, was wir beim Genuß dieses Gegenstandes damals auf einmal fühlten. Der innere poetische Sinn weiß dieses so wahr und genau zusammenzuknüpfen, daß wir in seiner Kunstwelt abermals seine ganze lebendige Welt fühlen; denn eben die kleinen Umstände, die der kalte Verstand nicht bemerkt hätte, und die der kältere Afterverstand als Ueberfluß wegstreicht, sind gerade die wahrsten Striche des eigenthümlichen Gefühls, also auch eben dieser Wahrheit wegen von der entschiedensten Wirkung. Der sogenannte Ueberfluß in Homer's Gleichnissen macht alle diese Gleichnisse erst lebendig; er setzt sie nämlich in Handlung und Bewegung, und so muß das lebendige Geschöpf nothwendig seine Glieder regen. Schneidet diese ab, der todte Rumpf wird weder stehen, noch wandeln

Das Weitere, das ich über diese Materie zu sagen hätte,

verspare ich auf eine Zergliederung der Allegorie, sofern solche der Philosoph, der Dichter und Künstler, und zwar Jeder in mancherlei Gattungen seiner Werke zu mancherlei Zwecken braucht. Hier sei es gnug für uns, das unerschütterliche Axiom zu bemerken, daß die ganze Welt für ein fühlloses Wesen eine todte Masse, für einen verworrenen Geist ein Chaos von Farben und für ein flaches Gefäß auch eine flache Tafel sei, ohne innere Zuverlässigkeit und Wahrheit. Je genauer wir aber Wahrheit bemerken, je lebhafter und tiefer wir sie fühlen, desto mehr schildern wir Wahrheit, wir mögen sie in Bildern oder in Empfindungen und Tönen betrachten. Alle diese Dinge fließen zusammen und bestimmen sich zuletzt nach dem Gegenstande, den das Gemälde der Natur vorstellt, nach dem Standpunkt, in welchem man es sieht, nach dem Organ oder Ton der Empfindung, mit welchem man es zeichnet und bemerkt. Es wird hievon die Rede sein, wenn wir das schönste Gemälde der menschlichen Sprache, die lyrische Poesie, insonderheit die Ode, in nähere Betrachtung ziehen werden.

II. Von der Dichtung.

Jetzt gehen wir unsers Weges fort und sehen, wie aus dem wahrgenommenen Bilde Dichtung werde. Und der Uebergang hiezu ist bereits gegeben. Liegt nämlich das, was wir Bild nennen, nicht im Gegenstande, sondern in unsrer Seele, in der Natur unsers Organs und geistigen Sinnes, der sich in jedem Mannichfaltigen immer ein Eins schafft, mithin immer, verständig oder unverständig, träumt und dichtet, so dürfen wir nur auf die innere Gestalt und eigne Art oder gleichsam auf den Habitus unsrer Bilder schaffenden Seelenkraft merken, so wird sich daraus die Art und Lieblingsmanier aller menschlichen Dichtung leicht ergeben. Wir dichten nämlich nichts, als was wir in uns fühlen; wir tragen, wie bei einzelnen Bildern unsern Sinn, so bei Reihen von Bildern unsere Empfindungs- und Denkart in die Gegenstände hinüber, und dies Gepräge der Analogie, wenn es Kunst wird, nennen wir Dichtung. Wir wollen nur drei Hauptstücke des Habitus unsrer Empfindungsweise auszeichnen, alle andern werden sich daraus von selbst ergeben.

1. Alles, was da ist, sehen wir wirken und schließen mit Recht, daß der Wirkung eine wirkende Kraft, mithin ein Subject zum Grunde liege; und da wir Personen sind, so dichten wir uns an allem Wirkenden der Naturkräfte per-

sönliche Wesen. Daher nun jene Belebung der ganzen Natur, jene Gespräche mit allen Dingen um uns her, jene Verehrungen und Anschauungen derselben, als ob sie auf uns wirkten, jene Prosopopöien und Personificationen bei allen Völkern der Erde. Man schreibt sie meistentheils der Unwissenheit zu; wenn aber Unwissenheit ihre Mutter wäre, so ist doch der bemerkende Verstand ihr Vater. Von den innern Kräften der Natur wissen wir so wenig, als eine Negernation weiß. Wir kennen zwar mehrere Wirkungen, mehrere Kräfte und haben sie nicht nur selbst nachzuahmen oder anzuwenden versucht, sondern auch unter einander besser geordnet; indessen bleibt auch bei uns jede Physik eine Art Poetik für unsre Sinne, aus unsern Erfahrungen geordnet, und sobald unser Geist in andern Organen die Natur sähe, würde er nothwendig anders classificiren. Der sinnliche Mensch kann nun nicht anders als sinnlich ordnen, und indem er in alles Wirkende seine eigne ganze Wirkungskraft hinüberträgt, so erscheinen ihm Götter in allen Elementen. Im rauschenden Wasserfall, im Meer, im Sturm, im Blitz und Donner, in der säuselnden Luft, in allen Bewegungen der Natur sind lebendige, wirkende, handelnde Wesen. Aus Reisebeschreibungen ist bekannt, daß dieser Glaube allen sinnlichen Nationen gemein sei; ja, wie sollte er's nicht sein, da auch wir ihn unter uns allen sinnlichen Menschen, Kindern, Weibern, Menschen in Leidenschaft, in Verrückung, im Traum der Gedanken, sogar in jedem Augenblick, da sie nicht auf ihrer Hut sind, gemein finden? Die Furcht, zumal in der Finsterniß, die Traurigkeit, Liebe, Sehnsucht, Verzweiflung und jede andre Leidenschaft macht in unvermutheten Augenblicken uns Alle noch zu Wilden, denen bald dieser bald jener Gegenstand zu leben scheint und in sonderbaren Eindrücken auf sie wirkt. In der Kindheit sehen wir lange Jahre die Welt so an, und in Träumen kommen uns solche Personificationen der Kindheit häufig wieder. Der Zustand unsrer kalten Besonnenheit ist ein künstlicher, durch Erfahrung, Lehre und Gewohnheit allmählich erworbener Zustand, dessen Besitz uns in völlig unerwarteten Fällen zu erhalten oft schwer wird.

Daß nun jede Nation der Erde sich diese Personificationen nach eigener Art bilde, bedarf keines Erweises; alle Reisebeschreibungen, alle Mythologien sind davon voll, und ich wünschte, daß wir ein Nymphäum[1]) dieser Phantasien unsers Geschlechts,

[1]) Eigentlich ein Tempel der Nymphen, bei den Neuern ein prachtvoll ausgestattetes Bad, hier von einer mit Statuen reich ausgestatteten Sammlung. — D.

rein gesammelt und klimatisch ausgelegt, besäßen. Es wäre die *Geschichte eines vernünftigen Wahnsinnes*, in welchem, wie Polonius von Hamlet sagt,[1] allenthalben *Methode* stattfindet, eine sehr mannichfaltige Blumenlese, die Probe von Reichthum und Armuth aller menschlichen Erfindung.

2. So natürlich es dem Menschen scheint, daß alles Wirkende Person sei, so kann er sich auch keine andre Art der Wirkung, als die in seiner Natur liegt, *Thätigkeit* und *Leiden*, *Empfangen* und *Geben*, *Liebe* und *Haß*, am Ende endlich nichts als die *beiden Geschlechter* denken, in welche die Natur ihre belebtesten Wesen getheilt hat. Bei Menschen, bei Thieren, ja sogar bei Pflanzen und Bäumen sehen wir dieselbe; warum sollten sie hier aufhören und nicht auch bei den höhern elementarischen Wesen, bei den Kräften der Natur selbst stattfinden, da ja Alles in der Schöpfung giebt oder nimmt, wirkt oder genießt, einander haßt oder liebt? Und so ward der Himmel mit Göttern und Göttinnen, so wurden die Elemente mit Wesen erfüllt, die sich einander fliehen oder anziehen, einander fördern oder zerstören. Die Natur ward ein Kampfplatz verschiedner, gegenseitiger, sich einander einschränkender oder einander beistehender Kräfte; und ist sie etwas Anders? Selbst die Philosophie der Naturgeschichte muß nach Verwandtschaften, nach Aehnlichkeiten und den beiden Geschlechtern ordnen; sie kann nicht anders. Auch diese Sprosse der Dichtung ist uns also in der Analogie der Natur gegeben; der menschliche Sinn bemerkte, die Phantasie malte aus. Sogleich floß aus dieser eine andre Quelle der Dichtung, nämlich:

3. *Die Erzeugungen und Geburten aller Naturerscheinungen, ihr wechselnder Zustand des Todes und Lebens.* Aus vereinigender Liebe sahe man neue Wesen hervorgehn, im zerstörenden Kampf andre Gestalten verschwinden; was war also natürlicher als jene Theogonien, Kosmogonien und Genealogien erscheinender und verschwindender Naturformen, von welchen alle Mythologien der Erde voll sind.

Dies sind die drei simpeln Ideen, aus welchen sich alle Dichtung des menschlichen Geistes hervorgesponnen hat; ja, ich zweifle, ob es eine vierte gebe. Sie heißen:

1. *Personification wirkender Kräfte.*
2. *Liebe und Haß, Empfangen und Geben, Thätigkeit und Ruhe, Vereinigung und Trennung, kurz, zwei Geschlechter.*

[1] II. 2. — D

3. Aus zwei vereinigten Dingen ein Drittes, aus zwei widerstrebenden Wesen Untergang des einen. So erklärte man aus dem Sein das Werden, den Tod aus dem Leben.

Die älteste Mythologie und Poetik also ist eine Philosophie über die Naturgesetze, ein Versuch, sich die Veränderungen des Weltalls in seinem Werden, Bestehen und Untergehen zu erklären. Dies ist sie bei dem dummsten Neger und ist's bei dem klügsten Griechen gewesen; weiter kann, mag und will der menschliche Geist nicht dichten. Denn was sollte es sonst heißen, dichten? Etwa ex professo, wie Satanas, lügen? In einer menschlichen Seele begreife ich dies Wort nicht, außer sofern sie völlige Absurditäten zusammensetzte und damit selbst ungereimt würde. Der Mensch erfindet nur aus Armuth, weil er nicht hat; er wähnt und dichtet, weil er nicht weiß. Und auch dann ist der Wahn seiner Dichtung eigentlich nichts als sinnliche Anschauung, von seinem bemerkenden innern Sinn mit dem Gepräge der Analogie bezeichnet. Eigentlich und absolut kann der Mensch weder dichten, noch erfinden, er würde damit der Schöpfer einer neuen Welt. Was er thun kann, ist, Bilder und Gedanken paaren, sie mit dem Stempel der Analogie, insonderheit aus sich selbst, bezeichnen; dieses kann und darf er; denn Alles, was Bild in der Natur heißt, wird solches nur durch die Empfängniß und Wirkung seiner bemerkenden, absondernden, zusammensetzenden, bezeichnenden Seele.

Es versteht sich von selbst, daß, so lange diese Dichtung bei einer Nation blos Sage war, sie theils ein ungeprägtes Gold blieb, theils gar bald sehr verfälscht werden mußte. Verfälscht mußte sie werden, weil beinah jeder Sagende dazuthat oder abnahm, auch ohne daß er's wußte und wollte. Einige klare, kühne, lebhafte Geister hatten erfunden und erzählten vor; schwächere Köpfe begriffen halb oder gar nicht, sie erzählten indeß weiter. So wurden endlich Sagen ohne Sinn, Bilder ohne Verstand und Deutung. Mit den Geschlechtern kamen historische Umstände in die Erzählung und mußten hineinkommen, eben weil es Familiensage, Tradition der Kindheit war. Keine Mythologie der Welt hat sich also rein erhalten können, oder sie wäre keine Mythologie gewesen. Phantasien über die Natur und Begegnisse des Geschlechts, der Nation, des Lebens webten sich zusammen, und so wenig jene eine reine Physik waren, so wenig waren diese eine reine Geschichte. In keiner von beiden aber wollte der menschliche Geist geflissentlich weder dichten noch lügen; er schaute an und bemerkte; er drückte sich, so gut er konnte, in einer mit dem Ge-

genstande nicht zusammenhangenden, unvollkommenen, symbolischen Sprache aus, und, was noch mißlicher ist, er **erzählte**. Von Kind zu Kind ging die Sage fort, und alle Dichtungen derselben wuchsen wie der gewälzte Schneeball in Gutem und Bösem. So schritt die Sage als eine Tochter des Gedächtnisses weiter, bis sie **Kunst** ward, und diese Kunst hieß **Dichtkunst**. Das rohe Gold ward geprägt, und die Sage selbst war's, die diese Prägekunst aufbrachte.

Jeder Erzähler nämlich will gut erzählen, und da er als Unterrichter der Weisere ist, so will er auch seinen Unterricht angenehm, dauerhaft, lebhaft, kurz, auf die vollkommenste Weise einprägen. Hiemit war die Dichtkunst erfunden. Dieser Erzähler nämlich erfand seinem ererbten oder erworbenen Gedanken neue, stärkere, lebhafte, liebliche Bilder und Worte, jener den Worten abgemessene Silbenmaße, liebliche Töne. Die Geberdensprache brachte den Accent, die Modulation des Tanzes ausgesuchte Metra in die Rede, und so war, ohne daß man beinah wußte, durch wen, die Dichtkunst da. Jede Nation, die sie nicht aus der Eltern Hause mitbrachte, erfand die ihrige, und mit jeder neuen Form nahm Bild, Sage und Dichtung auch eine neue schönere Gestalt an. Bei allen Völkern also, die ihre Mythologie nicht durch Gesänge und Lieder, durch Vorstellung, Kunst, den Tanz und zuletzt durch die Schrift verfeint haben, ist sie ein rohes Chaos geblieben, wie z. B. die meisten Negervölker und viele amerikanischen Nationen zeigen. Sobald der Peruaner aber seine Regengöttin und ihren Bruder, den Donnerer, in ein Lied brachte,[1]) ründete sich die Dichtung. Jene rohen Schlacken der alten Sage wurden weggeworfen, und durch jeden Gesang, durch jedes neue Silbenmaß im Liede, durch jedes neue System eines epischen Märchens, einer dramatischen Vorstellung, endlich gar einer sittlichen, philosophischen Anwendung wurde dies Bild, jene Allegorie feiner geschlungen, fester geordnet. Kurz, nachdem ein Volk poetisch oder nicht poetisch war, nachdem hat sich auch seine Mythologie und Speculation ausgebildet oder ist roh geblieben, wie dies Alles der große Markt der Völker auf jeder Stufe ihrer Cultur beweist.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns nach Angabe dieses Ursprunges der Dichtkunst auf jede Gattung derselben einlassen und ihre Entstehungsart untersuchen wollten. Wie diese Gattungen in unsern Lehrbüchern vorgezählt werden, sind sie eigentlich nicht philosophisch, sondern historisch gesondert; man

[1]) Vgl. Herder's **Volkslieder**, VI. 11 (Werke, V. S. 342). — D.

ist der Geschichte gefolgt, wie hie und da, insonderheit unter Griechen und Römern, die eine oder die andre mit einem besondern Namen bezeichnet worden, damit man, dem Zweck eines Lehrbuchs gemäß, aus ihren Vorbildern Regeln herleiten oder Regeln durch Exempel erweisen könnte. Ich zweifle also nicht, daß neben diesen Gattungen und Namen nicht noch andre möglich und wirklich sein sollten, wenn man sie nämlich philosophisch unterschiede; denn Griechen und Römer haben auch im Reiche der Dichtung nicht Alles erschöpft. Gegentheils gehen manche dieser Classen unter eine Gattung zusammen, und vielleicht ließen sich alle unter drei oder vier Worte, der epischen, lyrischen, dramatischen und schlechthin lehrenden Poesie begreifen. Die epische Poesie erzählt die Sage einer Handlung, einer Begebenheit oder Geschichte, es möge solche von Göttern oder Helden, von Menschen oder Thieren, von Bürgern oder Hirten vollführt sein; und die dramatische stellt diese Handlung, sie sei traurig oder fröhlich, unschuldig oder lasterhaft, wirklich vor, als ob sie vor uns gehandelt würde. Die lyrische Poesie singt, es sei nun Freude oder Leid, Haß oder Liebe, Unterricht für sich oder für Andre, gnug, sie modulirt eine eigne Empfindung. Fällt diese Modulation weg, und es bleibt blos eine mit poetischem Schmuck gezierte Lehre, so wäre dies die dogmatische Poesie, die aber immer doch an einer oder mehreren der vorigen Gattungen theilnehmen und von ihnen ihren Schmuck borgen mußte, wenn sie ihres Namens werth sein wollte. Wir lassen vor jetzt diese Gattungen der Dichtkunst dahingestellt sein, um nur einer derselben, die mit der ältesten Sage und Dichtung nahe verwandt ist, eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken: es ist dies die sogenannte Aesopische Fabel. Jeder kennt dieselbe aus gemeinen Begriffen und Beispielen; daher wir mit keiner Erklärung anfangen dürfen, sondern diese vielmehr aus dem Ursprunge der ganzen Gattung aufsuchen wollen; denn auch hier zeigt die Entstehung das Wesen der Sache selbst.

III. Von der Aesopischen Fabel.

Wenn es der menschlichen Seele eine eigene, fortwährende Beschäftigung ist, sich Bilder zu schaffen, sie aus dem Chaos der Naturgestalten zu sondern, ihre Wirkungsart zu bemerken und solche mit einem Namen, den ihr der anschauende Sinn gab, zu bezeichnen, so konnte es unmöglich fehlen, daß nicht bald auch die Aesopische Fabel entstehen mußte. Der Mensch sieht nur, wie ein Mensch sieht; aus seiner Brust trägt er Empfindungen und Leidenschaften

in andre Geschöpfe, aus seiner Vorstellungs- und Handlungsweise also auch Absichten und Handlungen zu ihnen hinüber; er sieht Alles in seiner Person, nach seinem Maße Dies nannten wir Dichtung; und wenn er diese Anschauungen nun so stellt und ordnet, daß er in ihnen einen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre für sich anerkennt und daraus absondert, so ist die Aesopische Fabel gegeben. Mögen in ihr Götter, Thiere, Bäume oder Menschen handeln, gnug, wenn die Anschauungskraft unsrer Seele sie als Handelnde wähnen und die Abstraction aus ihrem Betragen eine Lehre fürs menschliche Leben absondern mag. Demnach ist die Aesopische Fabel sofern nichts als eine moralisirte Dichtung.

Auf einmal treten wir durch diesen angegebnen Stand aus einem Netz von Fragen und Widersprüchen hinaus, welches man sich in der Theorie der Fabel vielleicht unnöthig vor die Füße knüpfte.[1] Z. B.

1. Warum handeln Thiere in derselben? Etwa des Wunderbaren oder der Bestandheit ihrer Charaktere wegen?

Thiere handeln in der Fabel, weil dem sinnlichen Menschen alles Wirkende in der Natur zu handeln scheint; und welche wirkende Wesen wären uns näher als die Thiere? Ein Kind zweifelt niemals, daß die lebendigen Geschöpfe, mit denen es umgeht, gewissermaßen seinesgleichen sind, also auch seiner Art nach begehren, wollen und wirken; es hält sie, selbst wenn es sie quält, nicht für leblose Cartesische Maschinen. Mit allen sinnlichen Völkern ist's dasselbe. Der Araber spricht mit seinem Roß, der Hirte mit seinem Schaf, der Jäger mit seinem Hunde, der Neger mit seiner Schlange, ja, der arme Gefangene endlich mit seiner Spinne und seiner Maus. Je mehr der Mensch eine Thiergattung kennen lernt und mit ihr vertraulich umgeht, desto mehr gewöhnen sich beide an einander und theilen einander von ihren Eigenschaften mit. Er glaubt sie zu verstehen, und wähnt, daß sie ihn verstehe; also ist der Grund der kühnsten Aesopischen Fabel dem Wahn der Menschen nach beinah als Erfahrung, als historische Wahrheit gegeben. Allerdings sind die Gattungen der Thiere in ihren Fähigkeiten einander sehr ungleich; sie werden uns auch immer unbemerkbarer und un-

---

[1] Zum Folgenden vergleiche man G. Diestel, „Bausteine zur Geschichte der deutschen Fabel" (1871), S. 45 ff., 72 ff. — D.

verständlicher, je unähnlicher sie uns sind, oder je entfernter sie von uns leben: den hochmüthigen Wahn indessen, daß das geringste Thier in seinen Wirkungen und Fähigkeiten ein dem Menschen ganz Ungleichartiges sei, sollte endlich die stolze Unwissende, die Metaphysik, aufgeben; denn er wird durch die Naturgeschichte reichlich widerlegt. In ihrem ganzen Habitus des Lebens sind Thiere Organisationen, wie es der Mensch ist, es fehlt ihnen nur die menschliche Organisation und das große Werkzeug unsrer abstrahirten, symbolischen Erinnerungen, die Sprache.

Also ist's eigentlich nicht des Wunderbaren wegen willkürlich ersonnen, daß Thiere sprechen;*) es war ein alter Glaube des sinnlichen Wahns der Menschen, der, durch das Ansehen der Sage bekräftigt, sich von den ältesten Zeiten heraberbte. Niemand hatte etwas dagegen, wenn jedes Thier sprach, wie es in seinem Charakter, in der von ihm bekannten Lebensweise etwa sprechen konnte; und dem Ueberklugen, dem daran ein Zweifel ankam, durfte man nur sagen: „Es war einmal! Es war eine Zeit, da die Thiere sprachen, da also auch der Fuchs und die Schlange sprach; jetzt sprechen sie Dir nur in einem erdichteten Märchen." Dem Kinde und dem anschauenden sinnlichen Menschen kam der Zweifel nicht ein, und das um so weniger, je mehr er mit ihnen bekannt war und ihre Sitten vor Augen hatte. Für Kinder und das Volk aber ward eigentlich die Fabel erzählt.

Wenn man also nicht sagen kann, daß die Thierfabel blos des Wunderbaren wegen erfunden sei, wäre sie etwa blos der allgemein bekannten Bestandheit des Thiercharakters wegen ersonnen worden?**) Ausschließend glaube ich auch dieses nicht; denn die Bestandheit im Thiercharakter war zwar eine, aber nicht eben die erste und einzige der Eigenschaften, die man im Reich der Thiere bemerkte und in der Fabel dem Menschen lehrreich zu machen suchte.

Viel andre Eigenschaften des Thiercharakters waren ihm lehrreich, da ja der ganze Habitus der Thiere, eines jeden nach seiner Art, der Lebensart des Menschen, zumal in seinem früheren Zustande, sehr ähnlich war, mithin auch seiner Anschauung sehr nahe lag. Diese Aehnlichkeit, dies durchgängige analogon rationis humanae, das auch der eigensinnigste Philosoph anerkennen muß, drängte sich dem Menschen auf, und so war die fabelnde

*) Breitinger's Meinung in seiner lehrreichen „Critischen Dichtkunst", Abschnitt 7. — H.

**) Lessing's Meinung in seinen „Abhandlungen über die Fabel", S. 181 ff. [Werke, Th. X. S. 60 ff.] — H.

Dichtung dem anschauenden Naturweisen von der Natur selbst vorgezeichnet. Wollen wir dies Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nennen, so war diese Wahrheit der Analogie mit der ihr beiwohnenden Lebhaftigkeit und Klarheit die Ursache der Fabel; denn eben dadurch gewann sie alle drei Stücke, die ein Bild oder eine Allegorie haben muß, um sich der menschlichen Seele zu empfehlen. Unter dieser Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit war nun sowol die Bestandheit der Thiercharaktere als ihre Verschiedenheit, mithin der Reichthum, die abwechselnde Neuheit, das Unerwartete der Belehrung, die anschaulichste Einfalt, ja Alles enthalten, was man sonst von der Thierfabel zu rühmen pflegt, wovon doch das Meiste sich auf anschauliche Aehnlichkeit zurückführen ließe. Die Aesopische Fabel nämlich war gleichsam die Grenze zwischen Dichtung und Moral. Sie flog durch alle Räume der Natur, ja durch ein „Man sagt" in die vorige Zeit zurück und sog aus Allem, was ehemals sinnliche Anschauung gewesen war, den Saft einer Lehre. Aus diesem Standort muß man sie, wie mich dünkt, nie entfernen; denn von abstracten Philosophen für abstracte Philosophen ward sie nicht erfunden. Also wird sich auch sogleich die zweite Frage beantworten:

2. Wie müssen die Thiere in der Fabel handeln? als Thiere oder als Menschen?

Mich dünkt, als Thiere, aber menschenähnlich. Die anschauliche Wahrheit und sinnliche Ueberzeugung beruht ja eben darauf, daß der Fuchs als Fuchs, der Löwe als Löwe spreche und handle. Durchbreche ich diese Schranken der Anschauung und erhöhe den Charakter der Thiere so hoch über ihre Sphäre, daß die Täuschung verschwindet, so wird, wie Lessing sinnreich sagt, der witzig sprechende Esel der Sittenlehrer, der Fabulist hingegen der Esel sein, der ihn so ungereimt metamorphosirte. Also leidet die Behauptung nothwendig eine Einschränkung,*) „daß, wenn man den Thieren einmal Freiheit und Sprache zugestanden, man ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen müsse, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet". Denn dieser Ausspruch könnte nicht anders als alle sinnliche Anschauung und gefühlte Wahrheit einer so erhöhten Fabel rauben. Ist's allenthalben nur der verkappte Mensch, der geistreiche, witzige

*) Lessing's Abhandlungen, S. 208 ff. [Werke, Th. X. S. 73 ff.]. — H.

Sittenlehrer, der unter dem Gewande der Thiere spricht, so mag dies Maskenspiel freilich ergetzen, man kann auch in ihm viel Gutes lernen und hören, die eigentliche Aesopische Fabel aber ist damit zerstört. Nach dieser spricht jedes Thier genau nur in *seinem* Kreise, nach *seinem* Charakter,*) nicht als Mensch, sondern nur menschenähnlich. Die menschliche Seele ist gleichsam unter alle Thiercharaktere vertheilt, und die Fabel sucht diese vertheilte Vernunft nur hie und da zu einem Ganzen zu bilden. Ihr süßester Reiz ist eben diese treue Einfalt, diese Beurkundung aus kleinen Zügen der Natur und aus der ganzen Sphäre des thierischen Lebens. Je genauer der Esel so spricht, daß, wenn ihm wie Bileam's Esel der Mund aufgethan würde, er nicht anders als also sprechen könnte, desto wahrer und anmuthiger ist die Fabel. Daher jener unnachahmbare Reiz so vieler alten morgenländischen, griechischen und aller Nationen Fabeln, die im Stande der Natur den Thieren näher als wir lebten. Durch sinnliche Anschauung nämlich hatten sie den *Habitus* der Thiere erfaßt und konnten gleichsam nicht anders als in ihrer Sphäre dichten. So gemein zuweilen die Lehre ist, die sie das Geschöpf sagen lassen, so mächtig dringt sie ans Herz, als ob der Naturgeist selbst aus diesem Wesen spräche. Die feinere Fabel, da das Thier als Philosoph raisonnirt, mag für uns feinere Menschen sein, deren Gaum von stärkern Gewürzen gereizt werden muß, wenn er an dieser Milchspeise Geschmack finden soll; einfältigere Nationen würden in einer Reihe Fabulisten dieser Art ihren alten Aesop schwerlich erkennen und sich oft wundern, warum man zu diesen unthierischen feinen Sprüchen die Masken der Thiere brauchte.

3. Wie weit erstreckt sich das Gebiet der Fabel auch dies- und jenseit dem Reich der Thiere?

Mich dünkt, so weit *als der Fabulist sich getraut, seiner gedichteten Handlung Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit, kurz, der Lehre, die er im Sinn führt, Anschauung geben zu können*. Weiter lassen sich hier keine Grenzen zeichnen. Einer Nation, die unter Bäumen lebt, sprechen die Bäume; es ist ihr nicht anstößig, daß einer vor dem andern König sein will; denn wie verschieden ist das Ansehen, der Nutzen und Rang der Bäume dem sinnlichen Menschen! Es ist ihr nicht befremdend, daß ein Baum die Tochter des andern

*) *Lessing* selbst schränkt durch diese Bestimmung seine eben angeführte Behauptung ein (S. 208 f.). In *Bodmer's* Untersuchung der Lessing'schen Theorie, S. 201, ist diese Einschränkung ausgelassen worden. — H.

zur Braut begehrt; denn sie kennt die Geschlechter der Bäume und hat selbst Bäume durch Bäume einimpfend veredelt. Ihre Sprache ist dazu eingerichtet, daß Ausdrücke solcher Art, z. B. die Tochter des Baumes, der König der Bäume, durchaus nichts Auffallendes mehr haben, weil sie in andern Dichtungen längst und kühner gebraucht sind. So erzählte Jotham,*) so ließ Joas eine kühne Baumfabel dem werbenden Könige zur Antwort sagen,**) und in beiden Fällen war der Sinn der Dichtung keinem Zuhörer fremde. Gleichergestalt werden bei allen sinnlichen Völkern Berge, Flüsse, Quellen, Sonne und Mond, Gestirne, Wind, Wolken für beseelt geachtet, und es liegt sodann nicht außer der Sphäre ihrer Anschauung, wenn Geister der Berge, der Ströme, der Quellen, der Gestirne, wenn Wind und Wolke zu einander sprechen und gegen einander wirken. Alles kommt hier, wie man sieht, auf den anschauenden Sinn des Erfinders, auf die Art, wie er die wirkenden Wesen zusammenstellt und aus ihnen seine Welt dichtet, endlich auf die National- und individuelle Denkart der Zuhörer an, denen er seine Fabel vorträgt. Wenn für Leser eine Fabel geschrieben wird, so ist dies schon zwiefache Kunst oder eine Fabel der Fabel; denn auf der lebendigen Situation der Zuhörer, die da hörten, und des Redners, der zu ihnen sprach, beruhte eigentlich der Zweck der ersten Erfindung. Als Menenius Agrippa dem versammelten Römervolk seine Fabel vom Magen und den Gliedern vortrug,[1]) dachte er gewiß nicht daran, ob auch Zuhörer sein würden, die philosophische Skrupel darüber faßten, daß weder Magen, noch Hand und Fuß sprechende Wesen oder Römische Bürger wären. Er trug seine Fabel vor, und sie gelang; denn der Sinn derselben war dem aufgebrachten Volk anschaulich und überzeugend. So ist's mit allen Fabelwesen, sie mögen auf der Leiter der Dinge über oder unter das Thierreich von uns gestellt werden. Hat mich der Dichter durch die Anschauung, die er mir gewähren wollte, nicht sinnlich überzeugen können, daß diese Wesen handeln, daß sie mir diese Lehre als eine ihrer Natur nothwendige Lehre sagen, so hasse ich den Fabulisten, er möge Götter oder Töpfe, verständige Wesen oder, wie Triller, unvernünftige Hemde auf den Schauplatz der Fabel führen.[2]) Gleich von Anfange dieser Abhandlung bemerkten wir, daß selbst bei dem, was wir Bild nennen,

*) Richter 9, 7. — H.
**) 2. Kön. 14, 9. — H.

[1]) Liv., II. 32. — D.

[2]) Der Arzt Daniel Triller gab im zweiten seiner sechs 1739—1755 erschienenen Bände „Poetischer Betrachtungen" eine Probe „Aesopischer Fabeln", die in

für uns Alles an der Seele liegt, die sich das Bild denkt; wer also auch im Reich der Fabel aus völligen Ruinen oder sehr baufälligen Materialien mir einen Palast herzustellen weiß, daß er bewohnt werde, der ist für mich dieses Palastes Dichter und Schöpfer.

Ich berge es daher nicht, daß mir jene mancherlei Eintheilungen der Fabel in die mythische und hyperphysische, die mythisch- und hyperphysisch-sittliche, die mythisch- und hyperphysisch-vernünftige, die wahrscheinliche und wunderbare, die wunderbar-göttliche und wunderbar-thierische, die kosmische und heterokosmische u. s. w. eine vergebliche Mühe ihrer sinnreichen Erfinder dünken. Ob die Wesen, die uns ihre Handlung gegenwärtig machen, Götter, Menschen oder Thiere sind, kann dem Zuhörer gleichgiltig sein, gnug, wenn sie im lehrreichen Punkt ihrer Handlung nur in seine Welt gehören, da eben ihm die Fabel erzählt wird. Wesen außer unserer Welt kennen wir überhaupt gar nicht, noch minder eine Moral außerhalb dem Kreise der Menschheit; und aus welchem Fach vom Linnéischen Natursystem die Geschöpfe der Fabel genommen seien, kann uns nicht interessiren, sobald wir das Hauptgesetz der Dichtung an ihnen erfüllt sehen. Auch die Götter Aesop's gehören zu unsrer Welt, zur Welt der Sage nämlich, und einer den Menschen angemessenen nutzbaren Lehre; das Mehr und Minder im Analogon ihrer Vernunft, wenn solches charaktermäßig beobachtet worden, ändert nichts im Wesen der Fabel.

Indessen verdient eine Classe der handelnden Personen eine nähere Erörterung, es sind die allegorischen Wesen der Fabel. Darf der Verstand, kann die Phantasie, der Neid, das Glück, das Schicksal u. s. w. in ihr erscheinen oder nicht? Mich dünkt, ja! Jedes erscheine, wenn es erscheinen kann, wenn der Dichter sich getraut, ihm Anschauung und gleichsam handelnde Substantialität zu geben. Kann er dieses, so ist die Person ein Gott, ein Genius oder ein Dämon; kann er's nicht, bleibt sie in seiner Dichtung ein gestaltloses Wort, eine Abstraction, ein Name, so ist sie ein Fehler seines Werks, nicht weil sie Allegorie, sondern weil sie kein Wesen ist, dem er Sprache und Handlung zu geben vermochte. Also kommt auch hier Alles auf die Kunst des Dichters und auf den Zusammenhang an, in welchen er sein Figment setzte. Niemand tadelt es an einem Fabulisten, wenn er den Tod,

---

Breitinger's „Critischer Dichtkunst" arg mitgenommen wurde. Er ließ sodann 1750 einen Band „Neuer Aesopischer Fabeln" erscheinen. Vgl. Danzel, „Gottsched und seine Zeit", S. 389 ff. — D.

den Genius des Schlafs, den Schutzgeist des Menschen oder eine Fee, eine Nymphe, eine Najade handelnd einführt, gnug, wenn sie in ihrem Charakter handelten und sich in ihrer Wirklichkeit darstellten. Denn getrauten sich die Alten, Götter und den Tod, oder Shakespeare, Gespenster und Schatten sogar auf den dramatischen Schauplatz zu bringen, wie sollte es nicht möglich sein, daß der Fabeldichter einen Geist oder eine erdichtete Wortgestalt auf den viel engeren Schauplatz seiner Dichtung zaubre und ihm so viel treffende Anschaulichkeit gebe, daß diesen Augenblick Niemand an seinem Dasein zweifelt? Allerdings aber muß er seiner Zauberkunst gewiß sein; denn sonst wird jede solcher Erscheinungen lächerlich, abgeschmackt oder wenigstens unkräftig, insonderheit wenn weder die Natur noch die Sage den Wahn, den er uns aufdringen will, vorbereitet, unterstützt und festhält. Wesen solcher Art können nicht vorsichtig gnug, dazu nur an gehörigem Ort mit Anstand und Würde erscheinen, oder sie zergehen wie Luftblasen, sie sausen unserm Ohr wie ein nichtiger Wortschall vorüber, und die Mühe des Dichters ist verloren.

4. Was ist's, das uns in der Fabeldichtung anschaulich gemacht wird? Ist's ein bloßer Erfahrungssatz oder eine moralische Lehre?

Mit dem einzigen Exempel einer Holberg'schen Fabel, aus welcher erhellt, „daß keine Creatur weniger in der Zucht zu halten ist als eine Ziege", hat Lessing treffend gnug gezeigt,*) daß nicht jeder Erfahrungssatz, nicht jede nichtige Lehre der Mühe einer Fabeldichtung werth sei; und woher käme ein großer Theil der so unbedeutenden Fabeln, mit denen die Welt überschwemmt ist, als eben auch des nichtigen Ziels wegen, das sie ihrer Mühe zum Zweck setzten? Sobald ich einen jeden Allgemeinsatz auf einen besondern Fall zurückführen, ihm in einer erdichteten oder wahren Geschichte die Wirklichkeit ertheilen und ihn nachher aus derselben durch eine leichte chemische Kunst wieder abziehen will, so ist nichts leichter, aber auch nichts armseliger als die Fabeldichtung.

Also, sagt man gemeiniglich, sei es ein allgemeiner moralischer Satz, der in der Fabel erscheine. Ein allgemeiner moralischer Satz? Indessen gehe ich der besten Fabeldichter beste Fabeln durch und finde in einer beträchtlichen Anzahl derselben nicht eben einen moralischen Satz kenntlich, oder das Wort müßte in einem eignen Sinne genommen werden. Oft sind es

*) S. 131 [Werke, Th. X. S. 36]. — H.

wirklich nur interessante Erfahrungssätze, Regeln der Klugheit u. s. w., auf welche in sehr schönen Dichtungen der Dichter es anlegte. Ueberdem ist das Wort „moralischer Satz" an sich unbestimmt und undeutlich. Soll es eine wirkliche Pflicht der Moral sein, die mich Thiere lehren? Wie könnte ich diese von einem Thier, einem an sich unmoralischen Wesen, das nur in seinem Charakter handelt und nur in ihm handeln muß, lernen? Der Fuchs bleibt immer ein Fuchs, der Wolf ein Wolf, der Löwe ein Löwe, und ich laufe Gefahr, die ungerechtesten, für uns unsittlichsten Allgemeinsätze zu abstrahiren, wenn ich dem instinctmäßigen Betragen dieser Thiere blind folgte. Da wäre keine Gewaltsamkeit, keine List, keine blutdürstige Frechheit, die sich nicht aus dem Beispiel eines Thiers durch eine Fabel beschönigen ließe, so daß eben aus der durchgängigen Bestandheit ihres Charakters zuletzt kein andrer als der allgemeine Fabelsatz folgte: „Jeder gehe seinem Instinct mit Thierbestandheit nach; denn der Fuchs muß ein Fuchs sein bis ans Ende seines Lebens." Eine Fabelmoral, die alle Moral aufhübe.

„Aesopus", sagt Lessing, „machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. — Er mußte also die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen und zeigen, daß aus beiden — sich ebendieselbe Wahrheit bereits ergebe oder gewiß ergeben werde."*) Ist dies (und der Umstand ist ebenso bekannt als unleugbar), so war's offenbar weder eine abstracte Wahrheit noch ein allgemeiner moralischer Satz, auf welche der Fabeldichter arbeitete: es war ein besondrer praktischer Satz, eine Erfahrungslehre für eine bestimmte Situation des Lebens, die er in einer ähnlichen Situation anschaulich und für den gegenwärtigen bestimmten Vorfall anwendbar machen wollte. Und hiemit ist unsre Frage aufs Deutlichste beantwortet.

Nun unterscheidet man zwar zwischen einfachen und zusammengesetzten Fabeln; jene, sagt man, sei die Fabel mit der bloßen Lehre, diese mit dem Fall der Anwendung zugleich. Allein was ist eine Lehre ohne Anwendung? Muß, wenn die Fabel von mir gefaßt werden soll, ich mir bei dem abstracten Satz derselben nicht sogleich einen bestimmten Fall denken, in welchem er mir wieder erscheine? Und woher käme abermals das Langweilige und Nutzlose vieler unsrer Fabelbücher, als unter Andern auch von jenen wankenden, dürren Todtengestalten allgemeiner, unbestimm-

*) S. 114 [Werke, Th. X. S. 27]. — H.

ter, vielleicht unanwendbarer Lehren, zu deren Anerkenntniß der Leser die Mühe seiner Fabelreise schwerlich bedurfte. Das schöne Anziehende der Fabeln Aesop's und andrer alten Dichter entsprang eben daraus, daß die Fabel auf einen gegenwärtigen Fall des Lebens einen äußerst passenden Fall der Dichtung darstellte, in welchem kein Umstand vergeblich war, der nicht eben der gegenwärtigen Situation Licht und Leben geschenkt hätte. Aus der Fabel mit der abstracten Lehre ist diese anziehende Seele der Fabel verschwunden; ein nackter Körper hängt am Kreuze da, und die Aufschrift dessen, was er bedeuten soll, hängt unter dem Kreuze. Jeder Lehrer, der seinem Lehrlinge eine Fabel dieser Art nur einigermaßen nützlich machen will, muß zu ihr eine zweite fehlende Hälfte, den Fall der Anwendung nämlich, so gut er kann, erfinden, oder er ziert den Kopf des Kindes mit einem trocknen Allgemeinsatz und erntet leere Hülsen.

Es giebt also eigentlich keine einfache Fabel; jede ist zusammengesetzt aus dem wirklichen Fall, auf welchen sie angewandt werden soll, und aus dem erdichteten, den eben für ihn der Fabellehrer aussann. Daß die schriftlichen Sammler der Fabeln Aesop's die eine, die wahre und wirkliche Situation nämlich, oft ausließen, kam daher, daß sie solche entweder nicht wußten, oder daß sie sich die Mühe verkürzten. Sie setzten dafür eine nackte, bisweilen gar eine falsche und verzogne Lehre hin und überließen jedem Lesenden die Anwendung, oder sie glaubten den Fall der Anwendung in die Lehre selbst schon verborgen zu haben, wie es auch zuweilen wirklich geschehen war. Die ältern wahren Fabeln indeß, deren Entstehung man weiß, sind jederzeit mit diesem Gegenstück ihrer Dichtung aufgezeichnet worden, wie die Fabel Jotham's und Joas', [1]) Nathan's Parabel, [2]) die Dichtung des Stesichorus, [3]) des Menenius Agrippa, [4]) sehr viele, die in den Geschichten und andern Schriften der Morgenländer vorkommen, ja auch selbst als Sammlung das ganze Buch „Kelileh und Damne“ [5]) zeigt. Nur den Sammlern haben wir's zuzuschreiben, daß wir die Lokmanischen und Aesopischen Fabeln so abgekürzt, gleichsam als Enthymemen der Fabeldichtung vor uns sehen; wie sie denn auch sonst der

---

[1]) Vgl. oben S. 100. — D.

[2]) 2. Sam. 12, 1—13. — D.

[3]) Vom Pferde, das den Menschen zu Hilfe ruft. Arist. Rhet., II. 20. — D.

[4]) Vgl. oben S. 100. — D.

[5]) Die arabische Uebersetzung des indischen Fabelbuches Bidpai führt den Namen „Kalilah und Damna“ oder „Calila und Dimna“, „Kylile und Dimne“. Vgl. Benfey, „Zum Pantschatantra“, I. 5 ff. — D.

Gnomen, Sprüche und Sprichwörter gnug zusammengetragen haben, ohne daß sie es wußten und sagen konnten, woher oder wozu jeder Spruch ursprünglich erfunden wäre. Nachahmende Fabulisten, die für Bücher schrieben, fanden diese Abkürzung sehr bequem, da sie ihnen die Mühe ersparte, einen Fall der Anwendung sich selbst zu erdenken; und warum hätten sie damit den Leser belästigen wollen, da sie zum Zeitvertreib oder zur moralischen Provision aufs Gerathewohl der Zukunft schrieben? Daher nun die unerträgliche Langeweile, wenn wir eine Reihe Fabeln ohne Anwendung auf bestimmte Fälle des Lebens nach einander lesen. Es ist, als ob uns ein Sack voll moralischer Lehren und Anschauungen über das Haupt geschüttet würde, da, wenn jede dieser Fabeln in einer Geschichte an Stell' und Ort vorkäme, sie unstreitig ihre Wirkung thäte. Das ist aber einmal das Schicksal aller Sammlungen, sie mögen Fabeln, Lieder, Epigramme, Sprüche und was es sei, enthalten: man giebt zerstreute Blätter, Blumen, die ihrer Wurzel entrissen sind und also wie auf einem Todtenbett verwelkt trauern. Wie angenehm ist's im Gegentheil, wenn man bei Aesop und Phädrus, bei Lessing, Hagedorn, Gleim, Gellert, Lichtwehr u. A. hie und da eine zusammengesetzte Fabel liest! Man fühlt sich gleichsam befriedigter und wird gewahr, daß billig eine jede Fabel so erfunden sein oder so angewandt werden sollte. Lessing insonderheit ist in den zusammengesetzten Fabeln sehr glücklich.

Ferne sei's von mir, die einfache Fabel aus unsrer jetzigen Bücherwelt zu verbannen oder einen müssigen Kopf aufzufordern, daß er zu jedem Werk jeglichen Meisters eine zweite Hälfte hinzufüge. Jeder Lehrer indessen schäme sich mit seinem Lehrlinge dieser Mühe nicht. Statt die Moral der Dichtung weitläuftig zu erklären und über sie neu zu moralisiren, *) setze er sie in einen Fall der Anwendung, und je mehr dieser mit dem erdichteten übereinkommt, desto eindrücklicher, lebhafter und schöner wird dem Lehrlinge die Geschichte der Fabel. Wie Lessing einen heuristischen Nutzen dieser Dichtungsart für die Schulen zur Bildung der Genies vorschlug, **) „indem man die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen und jenen Umstand so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt", und von diesem Spiel der Erfindung selbst schöne Beispiele gegeben

*) Leider ist dies der Fall in den meisten Ausgaben Aesop's für Kinder, deren keines doch die sogenannten moralischen Erklärungen, die hinter jeder Fabel stehen, liest. Ein eigentlicher Aesop für Kinder ist mir noch nicht bekannt. — H.

**) S. 233 [Werke, Th. X. S. 86]. — H.

hat, so möchte ich zu Bildung kluger Köpfe einen andern Gebrauch der Fabel vorschlagen, der sowol auf die Anwendung der Fabel selbst als auf die Erfindung ähnlicher Fälle zum wirklichen Gebrauch des Lebens wiese. Es wäre nämlich die reine Erzählung der Situation, auf welche die Dichtung paßt, und zwar eine treffende Erzählung nach allen Umständen der Fabel. Hier lernte der Jüngling nicht nur einen allgemeinen Satz aus einer Geschichte finden und einen neuen aus einer veränderten Geschichte abstrahiren (eine Uebung, der ich ihren Nutzen nicht absprechen will), sondern er gewöhnte sich, in der Fabel selbst das Wesentliche vom Unnöthigen zu unterscheiden, die ganze Situation derselben praktisch anzusehen und die brauchbarste seiner Seelenkräfte, die analogische Erfindungskraft, zu üben. In jedem Stande des Lebens ist uns diese unentbehrlich. Die Seele fragt sich unaufhörlich bei jeder neuen Situation, in der sie sich findet: „Bist Du in ihr oder in einer ähnlichen gewesen? hast Du sie bei Andern bemerkt, und wie benahmen sich diese?“ Zu Bildung solcher praktischen Klugheit erfand Aesop seine Fabeln, nicht zum Behuf der Abstraction einer allgemeinen moralischen Wahrheit. Er lehrte die Menschen, sich durch Erinnerung ähnlicher Fälle zurecht zu finden im Leben, und legte ihnen in seinen Erfindungen dergleichen ihrer Situation zutreffende Fälle vor. Den Sinn derselben ließ er sie selbst abstrahiren und auf ihre jetzige Lage anwenden; so war nicht nur ihr Räthsel enträthselt, sondern ihre Seele ward auch gewöhnt, in andern Fällen ebenso zu denken, sich ähnlicher Vorfälle zu erinnern und aus ihnen Belehrung, Rath, Trost herzuholen. Ich kenne keine nützlichere Bildung menschlicher Seelenkräfte als diese Uebung der Analogie, ähnliche Fälle zu erdenken und in ihnen das Aehnliche auf treffende Art genau zu bezeichnen. Nicht etwa nur die innere Möglichkeit eines gegebenen Falls wird dadurch anschaulich gemacht und zur Anwendung seiner, als einer Erfahrung, der Weg aufs Gerathewohl gebahnt; man bahnt sich dadurch zugleich den sichern Weg, vielen Situationen allgemeine, feste Gesetze zu erfinden, und kommt also aus dem Lande der Dichtung ins Land der gewissesten Wahrheit. In allen Wissenschaften sind die größten Erfindungen nur durch Analogien gemacht worden: man dachte sich mehrere ähnliche Fälle und machte Versuche; man verglich die Folge dieser Versuche und führte sie auf allgemeine Begriffe, zuletzt auf ein Hauptprincipium zurück, und wenn dies auf jeden der gegebnen analogischen Fälle paßte, so war die Wissenschaft erfunden. Ein Gleiches ist's auch mit den trefflichen Köpfen, die man im gemeinen Leben

nicht gnug zu schätzen weiß. Sie wissen sich zu helfen, d. i. sie haben ähnliche Fälle erlebt oder dichten sich solche in der größten Schnelle und treffen den Ausgang. Diese praktische Klugheit sowol für die Wissenschaft als für das Leben zu bilden, ist das Werk der Erziehung, und Aesop's Lehrart ist dazu eine gute Schule. Die Lehrart des ältern Aesop's nämlich; und ihr zufolge sehe man bei der Fabel vorzüglich dahin, daß man bei ihr nicht etwa blos die Lehre abstrahire, d. i. auf halbem Wege stehen bleibe, sondern daß man der ganzen Fabelsituation sammt ihrer Lehre einen congruenten Fall der Anwendung erfinde; dann erst ist das ganze Fabelgebäude fertig. Hiernach ergiebt sich auch die fünfte Frage:

5. Wie muß die Handlung der Fabel beschaffen sein? Ist's gnug, daß das Ganze, das sie erzählt, blos eine Folge von Veränderungen sei, deren jede dazu beiträgt, den moralischen Lehrsatz der Fabel anschauend zu zeigen? oder muß sie auch in der Fabel wirkliche Handlung, d. i. eine Veränderung der Seele mit Wahl und Absicht sein?*)

Es ist leicht zu sehen, woher der Unterschied dieser Meinungen komme, und wie er einzig gehoben werden könne. Erfanden Aesop und seine Brüder ihre Fabel für eine wirkliche Situation des Lebens, in welcher gehandelt werden mußte, so konnte die Fabel nicht anders als eine analoge Handlung schildern, die den Zweifelnden belehrte. Offenbar war hier eine ähnliche Bestimmung der Seele mit Wahl und Entschluß in einer ähnlichen Situation vorzustellen nöthig. Die meisten Fabeln der Alten sind also, ihrer Einfalt ungeachtet, selten ohne eine wirkliche Handlung, da ja eben diese zu einer ihr ähnlichen Bestimmung der Seele als ein Spiegel dienen sollte. Der Kürze halben wollen wir diese praktische oder, um des Aphthonius Eintheilung[1]) beizubehalten, sittliche Fabeln nennen.

Unleugbar ist's aber auch, daß selbst unter den Alten viele Fabeln erscheinen, die blos einen Erfahrungssatz anschaulich machen. Ihr Amt ist also nur, eine Situation zu dichten, wo ein solcher in seinen Veranlassungen und Folgen gezeigt wird. Und

---

*) Das Erste ist Lessing's, das Andre Breitinger's, Bodmer's und andrer Theoristen Meinung. — H.

1) In vernünftige, sittliche und gemischte. Vgl. die dritte von Lessing's Abhandlungen (Werke, Th. X. S. 65 ff.). — D.

was hinderte uns, diese theoretische oder, nach dem Aphthonius, vernünftige, logische Fabeln zu nennen? In ihnen kommt auch eine Handlung vor, aber in einem weitern Verstande. Mehrere wirkende Wesen können an ihr Theil nehmen, da sie im Grunde nichts als eine Begebenheit, ein Ereigniß (évènement) sein darf, das uns den Erfahrungssatz klar und vollständig vorstellt.

Die neuern Fabeldichter haben das Feld der Fabel noch mehr erweitert. Da sie nicht für wirkliche Situationen des Lebens dichteten und also weder eine praktische Lehre noch einen unmittelbaren Erfahrungssatz anschaulich machen wollten, so begnügten sie sich oft mit einer Speculation, einem ästhetischen Urtheil, einer feinen Bemerkung, für welche sie einige veranlassende Umstände herbeiführten und sie am Ende einem der Fabelwesen in den Mund legten. Ich habe nichts dagegen, daß man diese Fabelgattung philosophische oder Conversationsfabeln nennt, sie können viel Feines und Nützliches enthalten; selten aber wird die feine Bemerkung dieser Art in der gedichteten Situation selbst völlig anschaubar gemacht worden sein, daß sie aus ihr durch eine Art innerer Nothwendigkeit folge. Eine Reihe von veranlassenden Umständen, oft nur eine Gedankenfolge ist in ihr zusammengestellt, damit die feine Bemerkung Stelle und Ort finde. Ich zweifle, daß Aristoteles diese Situationen für Aesopische Fabeln erkennen würde; den Namen sinnreicher Dichtungen aber würde er ihnen gewiß nicht versagen. Und verlören sie mit diesem Namen?

Leicht wird sich hieraus auch beurtheilen lassen, wiefern man der Fabel Allegorie zuschreiben oder von ihr sagen könne, daß ein allgemeiner Satz in ihre Dichtung eingekleidet worden sei.*) Ist jede Fabel eigentlich eine zusammengesetzte Fabel, da für einen gegebnen Fall des wirklichen Lebens ein anderer, ihm congruenter erdichtet wird, so kann diese Congruenz in der Sprache der Alten allerdings Allegorie genannt werden. In jedem von beiden Fällen ist nämlich der Erfahrungssatz oder die praktische Lehre anschaubar, mithin wird wirklich eine Handlung oder Begebenheit zur Anwendung für eine andre als Allegorie gedichtet. Daß, wenn unwichtige Erfahrungssätze eingekleidet oder alberne

*) Lessing war gegen Beides, sowol gegen die Allegorie der Fabel, als die Einkleidung der Lehre, für welche er das unstreitig treffendere Wort der Anschauung oder der anschauenden Erkenntniß wählte. S. 118—124 [Werke, Th. X. S. 29—32]. In Bodmer's „Unäsopischen Fabeln", S. 231, ist der Lessing'schen Theorie zwar widersprochen, wenige Punkte derselben aber sind, wie es mir scheint, widerlegt worden, auch wo diese die Widerlegung selbst mit sich führten. — H.

Märchen zu nützlichen Lehren allegorisirt werden, auch alberne Allegorien daher entstehen müssen, ist unzweifelhaft; die Schuld dieses Fehlers aber liegt am Bearbeitenden, der so schlechte Materialien wählte, nicht aber am Wesen der Kunst seiner Bearbeitung. Gleichergestalt ist das Wort Einkleidung der Fabel eigentlich nicht anstößig; es steht auch der anschauenden Erkenntniß nicht entgegen. Von uralten Zeiten an hat man den Ausdruck geliebt, daß die Wahrheit, die sich selten nackt zeigen dürfe, sich angenehmer und anständiger einkleide. Die besten Fabeldichter haben sich diese Idee zum Zweck gesetzt*) und fanden sich glücklich, wenn sie der nackten Vertriebnen ein etwaniges Gewand verschafft hatten, in welchem sie unerwartet oder unerkannt erschiene und desto mehr gefiele. Nur ungeschickte Hände waren's, die sie unter diesem Gewande ganz unkenntlich machten, die ihr jene schwere gothische Draperie zuschnitten und mit tausend Falten, mit einer langen Schleppe von Lehren und einem ganzen Markt von Zierrathen ihre schönen Glieder krümmten. Unmöglich aber kann diese Galatracht der Wahrheit, wie Gleim sie nennt, jenes durchsichtige koische Gewand verrufen, das alle ihre Glieder und ihren ganzen Wuchs im schönsten Ebenmaß zeigt. Selbst das härtere Wort Verkleidung ist einer gewissen Gattung von Fabeln nicht unanständig, deren Zweck es eben war, den Sinn der Erdichtung eine Zeit lang aufzuhalten und zu verbergen, damit er am Ende der Erzählung auf einmal desto größere Wirkung thäte. Oft ging diese Verkleidung zweckmäßig so weit, daß der Dichter dem Zuhörer selbst mußte entkleiden helfen und ihm, wie Nathan dem David, [1]) zurief:

Mutato nomine de te
Fabula narratur. [2])

Und wiewol ich diese Verhüllung nicht unbedingt vertheidigen mag, so können doch Umstände eintreten, wo eben sie durch ihre Täuschung mehr Herzen gewinnt, als die nacktere Wahrheit je würde gewonnen haben.

Hoc amat obscurum, amat hoc sub luce videri. [3])

---

*) Gleim's, Lichtwehr's u. A. erste Fabeln. — H.

[1]) 2. Sam. 12, 7: „Da sprach Nathan zu David: Du bist der Mann." — D.

[2]) Hor., Sat. I. 1. 69. 70. — D.

[3]) Nach Hor., A. P. 363:
Haec amat obscurum, volet haec sub luce videri. — D.

Endlich wundre ich mich, wie den scharfsinnigsten Untersuchern der Fabeltheorie gerade der Punkt entgangen sei, auf den es doch, wie mich dünkt, bei dieser Dichtung am Meisten ankommt:

6. Beispiel, Parabel und Fabel, wie sind sie von einander unterschieden? und worauf beruht die vorzügliche Kraft der Fabel vor jenen beiden?

Hat nicht auch das Exempel seine Wirklichkeit und stellt einen Erfahrungssatz oder eine Lehre anschauend vor? Wird nicht auch die Parabel als einwirklicher Fall erzählt?

Allerdings; und dennoch kann das Beispiel der Geschichte nur zum Zeugniß der Möglichkeit einer Sache dienen, so lehrreich und aufmunternd es uns übrigens auch sein möge. Immer bleibt bei ihm der Zweifel übrig, ob unter tausend Fällen der Geschichte der damalige Fall auch der unsrige sei, und ob wir ihm also sicher folgen mögen. Zween Rednern, die Fälle der Geschichte anführen, wird es selten schwer sein, gegenseitige Beispiele anzuziehen und die Wirkung des einen durch das andre, wo nicht zu vernichten, so doch zu schwächen und zu mindern; denn in der vollen Urne der Geschichtszufälle, die Alles ausschüttet, ist zu rechter Zeit und Stunde alles Mögliche möglich. Die Parabel geht dem Beispiel zur Seite; denn sie ist nur ein erdichteter Fall aus der menschlichen Geschichte, der sich also zwischen Dichtung und Wahrheit in der Mitte verliert. Was fehlt also beiden, dem Beispiel und der Parabel, am Ueberzeugenden der Aesopischen Fabel? Das Hauptstück der letztern, die innere Nothwendigkeit der Sache selbst, fehlt ihnen, durch welche sich eine Fabel vom Beispiel, von der Parabel und von allen andern Dichtungen auszeichnet. Ein Beispiel erläutert, aber es zwingt, es überzeugt nicht. Eine Parabel macht wahrscheinlich, aber auch ihr fehlt der Punkt der innern Gewißheit, der hier entscheidet. Andre Dichtungen können empfehlen; die Fabel allein dringt unausweichlich, weil sie uns die innere Nothwendigkeit der zu beginnenden Handlung oder des Erfahrungssatzes anschauend zeigt.

Und wodurch zeigt sich dies? Eben durch den Charakter der Wesen, die sie handeln läßt, es mögen Götter und Dämonen oder Bäume, Thiere, Pflanzen sein, und was sonst zur Natur gehört; denn eben sie führt die Fabel wirkend oder redend ein, damit sie dem Trüglichen des Beispiels, dem Mangelhaften der Parabel entweiche und uns durch diese handelnden Naturwesen die moralischen Gesetze der Schöpfung selbst in ihrer innern Noth-

wendigkeit zeige. Der Charakter dieser Wesen nämlich und ihr Verhältniß gegen einander ist durch die Natur bestimmt; sie handeln in diesem Charakter und müssen in ihm handeln, nicht aus Willkür, sondern aus Nothwendigkeit (ἐξ ἀνάγκης); er geht fort durch ihr Leben, und kein Geschlecht kann ihn ändern. Da er nun zugleich stark ausgeprägt und nicht wie bei dem Menschen unbestimmt, wandelbar und versteckt ist; da ihn Jedermann, auch ein Kind, kennt und von Jugend auf mit dem Namen und mit der Gestalt des Gottes, des Baums und Thieres auch sein inneres Gepräge, ja, mit der Geschichte desselben zugleich sein unwandelbares Schicksal verbindet: so ist's eben die Fabel, die uns jetzt eine Lehre, jetzt einen Erfahrungssatz aus dieser Geschichte als nothwendig darstellt, mithin von den ewigen Gesetztafeln der Natur uns ein Wort oder eine Silbe unauslöschlich ins Gemüth prägt. Eine Fabel, die diesen Zweck nicht erreicht (und viele irren weit von demselben), kann zwar als ein erläuterndes Beispiel, als eine uns zuredende Parabel, als eine zeitkürzende Erzählung gelten, das hohe Ziel ihrer Gattung aber hat sie verfehlt. Denn wozu die mühsame Dichtung? wozu der ganze Apparat neugeschaffner Wesen und ihrer Verhältnisse zu einander, wenn durch sie nicht etwas gelehrt und mit einer Kraft anschaulich gemacht werden könnte, wie Solches uns weder Geschichte noch Parabel zu lehren vermochte?

Zum Beweise meines Satzes liegt das ganze Feld der erlesensten Fabeln vor mir, und ich habe Mühe, zu wählen. Wenn es hier auf eine willkürliche, kleinfügige Menschenmoral ankäme, welchem Guten könnte nicht ein Uebel, welcher zu befolgenden Pflicht nicht eine andre entgegengesetzt werden, die sich ebensowol im Reich handelnder Wesen zeigte? So könnte man durch das Beispiel des Habichts, des Hechts und andrer königlichen Würger den Würgern der Erde fein Aesopisch schmeicheln, durch das Beispiel des Sperlings die Wollust und gar, wie jener Weltweise es that, durchs Vorbild des Schweins die unveränderliche Gemüthsruhe des Weisen empfehlen, sobald es nämlich auf nichts als auf herausgerissene Beispiele von Thierhandlungen ankäme, die sich allesammt schon dadurch entkräften, daß der Mensch weder Hecht, noch Habicht, noch Sau, noch Sperling ist und sein soll. Also kommt es hier auf höhere, allgemeine Naturgesetze, auf die unwandelbare Verbindung der Wesen im Reich der Schöpfung an, wo kein Glied der Kette entweichen, wo jedes aber an seiner Stelle thun soll, was es zu thun vermag. Daß z. B. der Mächtigere den Schwächern drücke und

verzehre, ist eine traurige Bemerkung der Naturgeschichte; daß aber auch der Schwächere sich schützen könne gegen den Starken, daß Verstand, Fleiß, Klugheit und Tüchtigkeit oft mehr als die blinde Macht gelte, daß jedes Geschöpf seine Mängel und Vorzüge, sein Glück und Unglück habe, daß jedes also, mit seiner Natur zufrieden, die Natur keines andern begehren müsse und Alles glücklich sei, wenn es seinem Loose auf Erden treu bleibt: welche schöne Dichtungen hierüber haben wir in der Fabel! Dichtungen, die als Anschauungen der Natur, als Beweise der höchsten, der innern Nothwendigkeit gelten können und als solche von Dichtern ausgemalt sind. Das Kind lernt sie und drückt sie sich ein; es empfängt mit dieser simpeln Anschauung ein Naturgesetz Gottes in seine Seele, nach welchem es in seinem Kreise gleichfalls handeln soll. Wie manche schöne Fabel haben wir darüber, daß, wer keinen Verstand braucht, nothwendig zu Grunde gehe; daß, wer nach fremden Vorzügen trachtet, die seinigen schändlich aufopfere; daß, wer dem Andern eine Grube gräbt, sie sich selbst bereite; daß in der ganzen Natur ein Gesetz der Wiedervergeltung herrsche, mithin wer da haßt, gehaßt, wer verfolgt, verfolgt werde; daß Falschheit, Tücke und Arglist überall niederträchtig, hingegen Wahrheit, Liebe, Geselligkeit, Treue und Ordnung, die Beobachtung der väterlichen, mütterlichen, kindlichen, freundschaftlichen, häuslichen und Gesellschaftspflichten ein allgemeines, ersprießliches Gesetz der Natur sei u. s. w. In vielfacher Rücksicht sind Thiere hierüber die unbefangensten Lehrer der Menschheit; denn sie reden und handeln ohne Willkür, gleichsam nur als Organe des Schöpfers. Wenn sie also den Menschen zur Zufriedenheit auf seiner Stelle, zum Fleiß und zu jeder Ausbildung seines Daseins, zur Klugheit, Billigkeit, Treue, Geselligkeit, Großmuth antreiben, so ist's, als ob ihm der Schöpfer durch alle Stimmen der Natur dies selbst geböte. Daher weilt auch die Fabel so gern im Kreise der Thiere; denn tiefer hinunter werden uns die Naturgesetze dunkler, unsere Aehnlichkeit und Sympathie mit diesen niedrigen Classen vermindert sich, und höher hinauf verschwinden die Naturgesetze in den Wolken. In den Fabeln Aesop's kommen also auch die Götter meistens nur als Entscheider des Schicksals vor, wo es bei widerwärtigen Fällen der Natur nicht wohl anders als durch sie kurz und anschaulich entschieden werden konnte. So erscheint auch der Mensch in ihnen bald als ein niedrigeres, bald als ein höheres Wesen gegen die Thiere, immer aber, seinem ganzen Habitus nach, als ein bloßes Naturwesen. Solche Gesetze des ewigen Systems der Dinge macht uns die Fabel anschaulich, und

eben in ihnen ist sie am Glücklichsten. Alles, was in der Welt willkürlich ist, es möge zur gesellschaftlichen oder politischen, zur häuslichen, gelehrten oder artigen Welt gehören, ist nicht für diese Lehrerin reiner Verhältnisse, die fabelnde Naturmuse; sie läßt Solches ihrer jüngern Schwester, der Conversationserzählung, und läßt's ihr gern.

Wie ich nun wünschte, daß diese reinen Naturfabeln, die uns ihren Erfahrungssatz oder ihre praktische Lehre nach einer innern Nothwendigkeit derselben anschaulich machen, aus allen Nationen und Sprachen gesammelt würden, so bin ich auch überzeugt, daß diese Quelle bei Weitem noch nicht erschöpft, dies Feld bei Weitem noch nicht ganz geerntet sei. Oft sind schöne Erdichtungen schlecht vorgetragen, oft die schlechtsten Privatvorfälle der Welt aufs Zierlichste und Schönste erzählt. Für diesen Ort ist's gnug, den reinen Begriff der Aesopischen Fabel entwickelt zu haben, nach welchem sie

eine Dichtung ist,
die für einen gegebnen Fall des menschlichen Lebens
in einem andern congruenten Falle
einen allgemeinen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre
nach innerer Nothwendigkeit derselben
so anschaulich macht,
daß die Seele nicht etwa nur überredet,
sondern kraft der vorgestellten Wahrheit selbst
sinnlich überzeugt werde.

Anhang.

Damit es nicht scheine, daß ich meine Fabeltheorie nur aufgestellt habe, um mich von meinen Vorgängern zu unterscheiden, so will ich aus dem größten Theoristen aller Zeiten, dem Aristoteles, darthun, daß die seinige schwerlich eine andre hätte sein können, wenn er diese Dichtungsart selbst zu behandeln werth gefunden hätte.

Er denkt an die Aesopische Fabel in seiner „Rhetorik", *) und man hat daraus geschlossen, daß er sie eigentlich nicht für

*) II. 20. — H.

Poesie halte; ein gewagter Schluß, der im griechischen Philosophen keinen Grund findet. In seiner „Rhetorik“ konnte er sie nur als ein rhetorisches Werkzeug betrachten; er behandelt sie also nur als ein Beispiel und begnügt sich daher, sie vom eigentlich historischen Exempel blos sofern zu unterscheiden, als mit ihnen beiden in einer öffentlichen Berathschlagung Beweis geführt werden sollte. Hier mußte er nothwendig dem historischen Beispiel den Vorzug geben, und zwar nur aus dem Grunde, daß es zur Berathschlagung brauchbarer sei, weil das Zukünftige in Vielem dem Vergangenen ähnlich befunden werde, und man daher vorzüglich aus der Geschichte Beispiele brauchen müsse, wo dem Ueberredenden Beweisgründe fehlen. Vorsichtig giebt er also den Rath, daß, wenn man Beweisgründe habe, man ihnen die Beispiele nicht vorsetzen dürfe, als ob man einen Beweis aus der Induction führen wolle, vielmehr müßten sie nur als Zeugnisse den Beweisen folgen. Der Fabel konnte er in diesem Felde durchaus keinen andern Platz anweisen, als daß man sie brauche, wo Beispiele der Geschichte fehlen, und setzt ihren Vorzug nur dahin,[1] daß, weil man sie erfinden könne, sie uns auch dann nicht verlasse, wenn uns die Geschichte verläßt, ja, da sie sich auf den gemeinen Glauben gründet, sie in solchem Fall auch demegorisch, d. i. zur Ueberredung des Volks brauchbar werde.

So spricht Aristoteles von der Fabel in seiner „Rhetorik“, und ich sehe nicht, wie er von ihr als einem Rednerbeweise anders sprechen konnte; um so sonderbarer ist's aber, daß man entweder aus dieser Stelle das ganze Wesen der Fabel entwickeln zu können glaubte, oder dem Aristoteles Schuld gab, daß er's schlecht entwickelt habe. Er ist hier so weit davon entfernt, daß er die Fabel nicht einmal erklärt, indem er nur von einem einzigen, dazu außerwesentlichen Gebrauch derselben redet; denn für öffentliche Staatsreden in Griechenland ist sie doch gewiß nicht zuerst und vorzüglich erfunden worden. Wenn man also den griechischen Philosophen auf der einen Seite tadelt, daß er die Fabel zum blos historischen Beispiel erniedrige, und auf der andern ihm nachspricht, daß die Aesopische Fabel nur Beispiel sei und als Beispiel wirke, so thut man ihm, wie mich dünkt, beidemal Unrecht. *) Er spricht hier nur als Rhetoriker, nicht als Philosoph der Dichtung.

Zu seiner „Poetik“ muß man gehen, wenn man seine Begriffe

---

*) Jenes ist Lessing's, dieses ist Bodmer's Meinung. — H.

[1]) Soll wol dahinein nach älterem Gebrauche heißen. Oder ist es Druckfehler für darin (statt darein)? — D.

vom eigentlichen Wesen der Dichtkunst erfahren will; und ob er wol in diesem uns mangelhaft zugekommenen Werk von der Aesopischen Fabel selbst nicht redet, so redet er doch von der Dichtung (μῦθος) überhaupt und von ihr in Ansehung des Trauerspiels sehr genau und ausführlich. Wir dürfen also nur Alles, was der Tragödie eigenthümlich ist, weglassen, so wird die Natur der Dichtung offenbar, worauf sich solche auch beziehen möge.

Allgemein also sagt er:*) „Der Geschichtschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht durchs Silbenmaß, sondern dadurch von einander, daß der Geschichtschreiber erzählt, was geschehen sei, der Dichter, welcher Art Dinge geschehen mögen. Die Dichtkunst sei deshalb philosophischer und lehrreicher als die Geschichte, weil sie mehr das Allgemeine (τὰ καθόλου) vorträgt, da die Geschichte sich an das Einzelne halte (τὰ καθ' ἕκαστον). Allgemein aber nennt er das, wenn anschaulich gemacht wird, wie einem Solchen ein Solches, d. i. einem Jeden das Seine, zutreffe, oder wie man nach innerer Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit handle. Dahin ziele die Poesie, auch wenn sie den Personen besondre Namen beilegt; mithin bestehe der Unterschied des Dichters und des Geschichtschreibers darin, daß dieser sagt, was geschehen sei, jener, wie es geschehen könne und möge, nach der Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit selbst." Goldne Worte, die uns auf einmal auch bei der Aesopischen Fabel nicht nur ihren Unterschied vom historischen Beispiel, sondern zugleich den reinen höchsten Zweck anzeigen, zu welchem eine Fabel gedichtet werden soll. Die innere Wahrscheinlichkeit oder die Nothwendigkeit selbst soll das Gewicht sein, das bei der erdichteten Handlung zeigt, nicht blos was, sondern auch wie es geschehen möge (οἷα γένοιτο). Und eben deswegen ist die Fabel philosophischer und lehrreicher als alle Beispiele der Geschichte. Sie geht auf das Feste und Allgemeine, daß, wenn so etwas gegeben sei, wahrscheinlich oder nothwendig so etwas folge; das Beispiel der Geschichte schildert nur einen einzelnen Fall, dem nicht anders als nach dem zweifelhaften Maß der Aehnlichkeit die Anwendung auf andere Fälle zusteht. Für meinen gegenwärtigen Fall aber ist durch die Fabel das, οἷον γένοιτο κατὰ τὸ εἰκὸς ἢ τὸ ἀναγκαῖον, congruent gedichtet worden, so daß sich, wie in der Geometrie, die beiden Fälle decken, mithin gleich sind.

Aus diesem Hauptbegriff, den Aristoteles von der Dichtung giebt, wird sich Alles bestätigen, was ich von der Natur der Fabel

*) Poet. c. 9. — H.

entwickelt habe. „Nachahmung", sagt er,*) „ist ein dem Menschen eingepflanzter Trieb, der sich von Kindheit auf bei ihm zeigt; er unterscheidet sich eben dadurch von andern Thieren, daß er nachahmender ist als sie. Die ersten Begriffe erwirbt er sich durch Nachahmung und freut sich, wenn er nachgeahmte Dinge sieht. Ein Zeichen hievon ist das Vergnügen, das wir bei Kunstwerken empfinden. Dinge, deren Anblick uns in der Natur unangenehm ist, sehen wir in der genausten Kunstnachahmung mit Freuden. Dies zeigt, daß Lernen nicht für Philosophen allein das Süßeste ist, sondern auch für Andre, obgleich nicht in demselben Maße. Denn sie freuen sich deshalb, wenn sie Bilder anschauen, weil der Anschauende lernt und schließt, was Jedes sei, wie es so sei und nicht anders. Träfe es sich aber, daß er den vorgestellten Gegenstand vorher noch nicht gesehen hätte, so würde seine Freude nicht aus der Nachahmung desselben, sondern aus der Kunst des Werks, der Farbe oder aus einer ähnlichen Ursache entspringen."

Auf diesen so oft mißverstandenen Begriff der Nachahmung, d. i. der künstlichen Darstellung und der Uebung unsrer Vernunft in Anerkennung der Gegenstände, in freudiger Anschauung des Aehnlichen u. s. w. baut der philosophische Grieche sein Gebäude der Dichtkunst; und könnte der Ursprung aller menschlichen Dichtung, jener wirksame Trieb in uns, Analogien zu schaffen, mit innerem Vergnügen sie anzuerkennen und jedesmal dadurch seine Begriffe zu erweitern, zu üben, zu stärken, in einer allgemeinern Quelle gesucht werden? Auch der Aesopischen Fabel ist also Analogie die Mutter, nicht Abstraction, nicht eine leere Reduction vom Allgemeinen aufs Besondre. Fabeln, die auf dem letztern Wege erfunden wurden, sind meistens todte Fabeln, dagegen die Dichtungen der Analogie in jedem Gliede leben. Auch die Freude des Zuhörers bei dieser Dichtung, seine Freude beim Anerkennen des ähnlichen Falls und sein unvermerktes, williges Lernen der eingekleideten Lehre erklärt sich aus dem Aristotelischen Grundsatz vortrefflich, dagegen die Abstraction und Reduction nichts erklärt. Der Mensch ist ein nachahmendes Thier; er freut sich also über die Fabel nicht nur als über ein nachgeahmtes Kunstwerk, sondern als über eine geheime Anleitung, durch welche er theoretisch oder praktisch selbst nachahmen lernt. Die Thiere haben ihn Alles gelehrt; jetzt lernt er von ihnen auch Weisheit.

Weiter will ich mich nicht ins Einzelne einlassen, und was

*) Poet. c. 4. — H.

Aristoteles von der Handlung, den Sitten, dem Ausdruck, den Meinungen der dramatischen Dichtung sagt,*) auf die Dichtung überhaupt und auf einen kleinen Bezirk derselben, die Aesopische Fabel, nicht anwenden. Auch bei dieser müssen die Begebenheiten verknüpft, die Charaktere der Handelnden beobachtet, die Meinungen, die sie äußern, ihrer Natur gemäß und in den Umständen der Handlung gegründet, der Ausdruck der Fabel ihrem Zweck angemessen sein u. s. w. Gleichergestalt hat die Handlung der Aesopischen Fabel ihre Größe, ihr Ganzes, ihre Schönheit; auf die Zeichnung derselben kommt mehr an als auf jeden andern Schmuck in Worten, in Beschreibungen, selbst in Ausmalung des Charakters der Thiere, geschweige in jenen fehlerhaften Episoden, die uns von der Sache selbst abführen und nicht diese allein, sondern jede andre anschaubare Dichtung verunzieren. Kurz, was Aristoteles von seiner höchsten, d. i. der dramatischen Dichtung sagt, gilt seinem allgemeinen Geist nach Zug vor Zug auch von der niedrigsten regelmäßigen Dichtung, welches eben die beneidenswürdige Genauigkeit seiner Theorie zeigt.

In Ansehung des Silbenmaßes bin ich ebenfalls von Aristoteles' Meinung.**) Das Silbenmaß allein macht kein Gedicht, sondern die Nachahmung, ob er wol auch jenes sowol seinem Ursprunge als seiner Wirkung nach sehr glücklich erklärt hat. Auch in ungebundener Rede (λόγοις ψιλοῖς) läßt er selbst eine Epopöe gelten und erkennt die Mimen des Sophron's und Xenarchus, die Fabeln des Sokrates (Σωκρατικοὺς λόγους)[1]) und alle übrigen Nachahmungen vor Gedichte, die Jemand z. B. in jambische, elegische und andere Versarten bringen könnte. Das Silbenmaß allein entscheidet ihm nicht; er ist aber dafür, daß man mit dem Dichten (ποιεῖν) geschickte Metra verbinde, und redet von den heroischen und jambischen Versen sehr richtig. Die griechische Muse hatte diese Regel gleichfalls in sich. Man kam bald darauf, auch der Aesopischen Fabel den Schmuck eines Silbenmaßes zu geben, der ihre Wirkung nicht schwächte, sondern erhübe. Das älteste dieser Art war, wie wir aus Hesiodus sehen, das heroische; es hat einen abgemessenen, simpeln, rastlosen Schritt, und daß mehrere Fabeln Aesop's von einem Griechen selbst in diese Versart eingekleidet gewesen, sehen wir aus Fragmenten beim Suidas. Noch besser aber schickte sich der Choliamb zur Fabel, weil er der

*) Poet. c. 6—8. — H.
**) Poet. c. 1. — H.
[1]) So erklärte irrig Victorius (Vettori). — D.

ungeschmückten, simpeln Erzählung näher trat und mit der größten Klarheit den schönsten Wohlklang verband. Reste von den Fabeln des sogenannten Babrius zeigen dies unwidersprechlich;*) und hätten wir ihn ganz, wer würde die Prose unsrer griechischen Fabel lesen, die nicht Aesop's, sondern der Grammatiker Prose ist, die größtentheils ungleich schönere versificirte Fabeln in sie aufgelöst haben! Der Glückliche, der uns den ächten Babrius fände, hätte der Literatur ein treffliches Geschenk gemacht; denn die zwei oder drei ganzen Fabeln, die man von ihm hat, z. B. „Die Nachtigall und Schwalbe", „Die Ameise und Cicada", „Das Gefäß, worin nichts als die Hoffnung blieb",**) und jedes kleine andre

---

*) S. *Tyrwhitt*, *Dissertatio de Babrio*, editio Harlesii, Erlang. 1785. Ich glaube übrigens nicht, daß dieser schöne Versificator Babrius geheißen habe, welches kein griechischer Name ist; wahrscheinlich ist sein Name Valerius gewesen, und die Fabeln haben *Βαλερίου λόγοι* oder *μῦθοι* geheißen. In einem Manuscript, das Tyrwhitt anführt (p. 86), steht auch dieser Name, und es ist Schade, daß man eben daselbst den wahrscheinlich lateinischen Vornamen dieses Valerius zu enträthseln nicht für werth geachtet hat. Gewiß brächte uns diese Spur um einen großen Schritt näher, wer dieser sein sollende Babrius gewesen. — H. [Die Sache ist jetzt durch Entdeckung der Fabeln des Babrius entschieden. Vgl. Herder's Werke, VII. S. 28; 207, Anm. 3. — D.]

**) *Tyrwhitt*, *De Babrio*, p. 46. 48. 69. Da die Fabeln kurz sind, will ich für einige Leser zur angenehmen Probe zwei derselben hersetzen.

Ζεὺς ἐν πίθῳ τὰ χρηστὰ πάντα συλλέξας
Ἔθηκεν αὐτὸν πωμάσας παρ' ἀνθρώπῳ.
Ὁ δ' ἀκρατὴς ἄνθρωπος, εἰδέναι σπεύδων,
Τί ποτ' ἦν ἐν αὐτῷ, καὶ τὸ πῶμα κινήσας,
Δίηκ' ἀπελθεῖν αὐτὰ πρὸς θεῶν οἴκους,
Κἀκεῖ πετέσθαι, τῆς δὲ γῆς ἄνω φεύγειν.
Μόνη δ' ἔμεινεν Ἐλπὶς, ἣν κατείληφε
Τεθὲν τὸ πῶμα. Τοιγὰρ Ἐλπὶς ἀνθρώποις
Μόνη σύνεστι, τῶν πεφευγότων ἡμᾶς
Ἀγαθῶν ἕκαστον ἐγγυωμένη δώσειν.

Ἀηδὼν καὶ Χελιδών.

Ἄγρου Χελιδὼν μακρὰν ἐξεποτήθη,
Εὗρεν δ' ἐρήμοις ἐγκαθημένην ὕλαις
Ἀηδόν' ὀξύφωνον· ἣδ' ἀπεθρήνει
Τὸν Ἴτυν ἄωρον ἐκπεσόντα τῆς ὥρης.
Χ' ἡ μὲν Χελιδών φησι· Φιλτάτη, ζώοις.
Πρῶτον βλέπω σε σήμερον μετὰ Θρᾴκην.
Ἀλλ' ἔλθ' ἐς ἀγρὸν καὶ πρὸς οἶκον ἀνθρώπων.
Σύσκηνος ἡμῖν καὶ φίλη κατοικήσεις,
Ὅπου γεωργοῖς κ' οὐχὶ θηρίοις ᾄσεις.
Τὴν δ' αὖτ' Ἀηδὼν ὀξύφωνος ἠμείφθη·

Fragment haben beim schönsten Wohlklange eine so süße Einfalt, daß der schöne, aber oft gezwungene Phädrus ihnen kaum zur Seite treten dürfte. Schade, daß dies griechische Silbenmaß der Fabel für die neuern Sprachen fast ganz unnachahmbar bleibt! seine zarte Abwechselung verliert sich bei uns Deutschen größtentheils in einförmige Jamben. [1])

Ἔα με πέτραις ἐμμένειν ἀοικήτοις.
Οἶκος δέ μοι πᾶς ἥ τε μίξις ἀνθρώπων
Μνήμην παλαιῶν συμφορῶν ἀναφλέξει.

Eine der schönsten Fabeln, die ich in einer Sprache der Welt kenne. Wahrscheinlich ist „Die Schwalbe" Lessing's (S. 104 seiner „Fabeln" [Werke, Th. I. S. 225]) aus ihr entstanden. — H. [Herder's spätere Uebersetzung der Fabel steht Werke, VII. S. 207. — D.]

[1]) Hierauf folgt die in Herder's Werken, VI. S. 29 abgedruckte Stelle: „Nachstehende Dichtungen ..... Gesetzen richte", als Einleitung der in den Zerstreuten Blättern sich zunächst anschließenden drei Sammlungen „Blätter der Vorzeit" (Th. VI. S. 33—73). — D.

5.

Persepolis.[1]

Eine Muthmaßung.

---

[1] „Das vierte Stück dieses Bandes“, schreibt Herder in der Vorrede zur ersten Ausgabe der dritten Sammlung der Zerstreuten Blätter, „ist eine Muthmaßung über die prächtigen Alterthümer von Persepolis, der ich Beifall oder Berichtigung wünsche. Da die eine Vorstellung, die ich hier zu enträthseln gewagt habe, auf mehreren Grabmälern wiederkommt und also offenbar ein angenommenes Bild der Persermythologie gewesen, so wird sie mir Gelegenheit geben, im nächsten Theil von den Gräbern der Könige zu reden und einige andre Denkmale der alten Welt (wenigstens wünsche ich dies) zu erläutern.“ In der Vorrede zur zweiten Ausgabe, fast elf Jahre später, bemerkt er: „Der Knäuel der Ideen, den ich, hier angesponnen, im nächsten Theil zu entwickeln gedachte, wuchs mir dergestalt unter

den Händen, daß er für einen Winkel dieser Blätter außer Stelle und Ort schien. Seine freie Entwickelung nach mehreren Seiten wird also in einer eignen Sammlung Persepolitanischer Briefe folgen. — Nur den kleinen Kranz von Niebuhr's durch meine Muthmaßung veranlaßtem berichtigenden Aufsatz konnte ich meiner Persepolis nicht versagen, da er zu ihr gehört. Ich verkürzte sie also und ließ Den sprechen, der diese prächtigen Trümmern selbst sah." Vgl. „Persepolis" in der Nachlese zur Adrastea (Werke, XIV. S. 727 ff.). Die unvollendeten „Persepolitanischen Briefe" (an Niebuhr, Tychsen, Heyne, Stieglitz, H. Meyer, Heeren, Eichhorn, Wahl, Kleuker, Gatterer, Tiedemann, ..., J. Müller, an Zoroaster und Hom), in welchen er seine Ansicht vertheidigt und weiter ausführt, gab erst Müller im ersten Theile „Zur Philosophie und Geschichte". Unsere Ausgabe bringt sie im siebzehnten Theile. — D.

Ich kann es voraussetzen, daß den meisten meiner Leser die prächtigen Alterthümer von Persepolis bekannt sind, die in so vielen Reisebeschreibungen zum Theil mit großer Genauigkeit abgebildet worden. Kämpfer, Chardin, Le Bruyn und noch neulich Niebuhr, ein Reisender, der an Sorgfalt und Wahrheitsliebe wenige seinesgleichen hat,*) haben die Abbildung derselben immer genauer zu machen gesucht, und der Letzte insonderheit hat darauf den treusten Fleiß verwendet. Wie kommt's aber, daß diesen Beschreibern noch keine Erklärer nachgefolgt sind, die über die Bedeutung so zahlreicher Figuren in ihrem Zusammenhange einige nähere Untersuchung angestellt und darüber wenigstens Vermuthungen geäußert hätten? Mich dünkt, diese Alterthümer sind der Betrachtung nicht weniger werth als jene ägyptischen und griechischen Reste, über welche doch beinah eine Bibliothek geschrieben worden; und die ungeheure Anzahl von 1300 Figuren sollte doch, wie ich glaube, uns von ihrer Bedeutung mehr errathen lassen als eine Hieroglyphenschrift auf den ägyptischen Obelisken. Ich lege nichts als eine Vermuthung dar, der ich Bestätigung oder Berichtigung wünsche. Sobald in einer schweren Sache nur der Anfang gemacht ist, werden Mehrere gereizt, die Mängel zu verbessern und den unbetretenen Weg, auf welchem Einer auch nicht weit kam, weiterhin zu verfolgen.

Das Erste, was uns beim Eingange dieser prächtigen Ruinen aufstößt, sind die zweierlei riesenhaften Thiere, die vor der Treppe an den beiden Seitenpfeilern hocherhaben ausgehauen

---

*) Kämpfer, *Amoenitates exoticae*, Fasc. II. Relat. 5. p. 325—353; Chardin, *Voyages en Perse*, II. 140—197; Le Bruyn, *Voyages*, II. 285ff.; Niebuhr's Reisebeschreibung, II. 121—165. Die Uebrigen, die von diesen Alterthümern gehandelt haben, siehe in Meusel's *Bibliotheca historica*, Vol. I. P. II. p. 41. 42; Heyne's Guthrie [die von Heyne besorgte Uebersetzung der großen englischen Weltgeschichte von Guthrie und Gray], II. 233. — H.

sind.*) Der Graf Caylus,**) der überhaupt diese Denkmale zu sehr durch ein ägyptisches Fernglas sah, bemerkt in ihnen nur die Aehnlichkeit mit den ägyptischen Sphinxen, mit welchen sie doch eigentlich wenig gemein haben; denn die beiden Thiere, die auswärts sehen,***) sind offenbar das erdichtete Einhorn, ein Fabelthier, das in ganz Orient bekannt ist; die beiden, die auf zwei andern Pilastern ostwärts nach dem Berge hin sehen,†) hätten zwar mehrere Aehnlichkeit mit dem ägyptischen Sphinx, sie sind aber dennoch, wie wir gleich sehen werden, gleichfalls von eigenem asiatischen Gepräge.

Jedermann ist nämlich bekannt, daß der asiatische Bergrücken oder das Gebirge Kaf der alten Fabeltradition das große Dschinnistan, d. i. der Sitz und das Vaterland tausend erdichteter Geschöpfe sei, die auf ihm wohnen. Hier ist das Reich der Peris und Divs; hier wohnt der Vogel Kaf, Simurgh oder Anka, der alle Sprachen spricht und so lange gelebt hat, daß er die Erde siebenmal mit neuen Geschöpfen besetzt gesehen; hier sind jene unzähligen Wundergeschichten des Tamuras, Feridun's, Rustem, Afrasiab u. A. vorgegangen, durch welche Drachen und Ungeheuer, der Racksche, Soham, Uranabat, Eschder u. s. w. bezähmt worden,††) Sagen, die längs dem asiatischen Gebirge hin gehn und mit Farben, die sich nach dem Charakter der Völker und Gegenden verändern, vom kaspischen bis zum Weltmeer reichen. Es wird sich anderswo eine Gelegenheit darbieten, von diesen alten Geschöpfen der menschlichen Einbildungskraft ausführlicher zu reden; hier bemerken wir nur, daß weder das Einhorn noch das andre geflügelte Fabelthier auf den Ruinen Persepolis' aus Aegypten geholt, sondern völlig asiatischen Ursprunges sei, welcher Ursprung uns auch seine Bedeutung weist.

Aus den Gedichten mehrerer morgenländischen Völker nämlich ist bekannt, daß sie die Bilder der Thiere vorzüglich zu Bildern der Menschen und Völker wählen, weil in der Sprache der ältesten Welt sowol Tugenden als Laster und jede vorzügliche

*) Kämpfer, S. 336; Chardin, S. 133 f.; Niebuhr, S. 125; Le Bruyn, Table 124. — H.

**) Caylus' Abhandlungen; Meusel's Uebers., I. 67. — H.

***) Niebuhr, Tabelle XX a. — H.

†) Niebuhr, Tabelle XX b. — H.

††) S. Herbelot, Artikel *Simorgauka*, *Soliman*, *Tahamurath*, *Div*, *Peri*, u. s. w.; Richardson's Abhandlung über die Sprachen der morgenländischen Völker, Cap. 3. Abschn. 3. S. 202 ff. der deutschen Uebersetzung; Bochart, *Hierozoic.* P. II. L. VI. De animalibus fabulosis u. s. w. Wenn Athenäus (B. XI.) von den Zierrathen persischer Becher redet, vergißt er nie dieser erdichteten Thiere. — H.

Eigenschaft unsers Geschlechts nicht besser als durch eine Gestalt der Thiere ausgedrückt werden konnte. Die Thiergestalten, unter welchen Jakob seine Söhne und Moses die Stämme seines Volks bezeichnen, *) sind hievon eins der ältesten Beispiele; das sogenannte Einhorn (Reem) ist schon unter diesen Bildern. Der moabitische Segensprecher, Bileam, braucht es zweimal, um die Stärke des Volks, das er wider seinen Willen segnen mußte, zu bezeichnen; **) und in dieser Bedeutung wird es auch in dem alten Buch Hiob gebraucht, als das Symbol einer unbezwinglichen Stärke. ***) Durch alle morgenländischen Dichter geht diese Bezeichnung; und eben in dem ebräisch-chaldäischen Propheten, der den Gegenden von Persepolis am Nächsten lebte, in Daniel, finden wir nicht nur diese Manier erdichteter Thiergestalten als Sinnbilder der Völker am Ausgezeichnetsten, sondern er hat sie auch den künftigen Sehern seiner Nation gleichsam festgesetzt und zum Muster gegeben. Ihm ist's ganz gewöhnlich, Reiche als Thiere zu sehen: und gerade erblickt er Thiere, wie sie auf diesen Mauern stehen, einen Löwen mit Adlersflügeln, einen Bären mit Elephantenzähnen, einen geflügelten Leoparden, ein gehörntes Thier mit zertretenden Füßen und zermalmenden Zähnen, Widder, Böcke mit langen Hörnern; und alle diese Bilder setzt er jedesmal in so veränderter, fabelhafter Composition zusammen, als es der Sinn erforderte, der durch sie angezeigt werden sollte. †) Da nun Daniel die beste Zeit seines Lebens unter dem medischen Darius bis auf den Cyrus der Perser gelebt hat, da er außer Palästina erzogen war und in ihm Alles einen ausländischen, und zwar gerade den Geist dieser Gegenden athmet: so könnte uns, auch nur aus diesem einzigen Datum die Bedeutung solcher Compositionen nicht fremde bleiben. Wir wüßten also, was es ungefähr heißt, wenn in andern Feldern dieser Ruinen der Löwe das Einhorn hinterwärts anfällt, ††) oder wenn Helden und Könige Thiere dieser Art beim Horn fassen und durchbohren. †††) Es war die gewohnte Zeichensprache dieser Gegenden: „Geschöpfe solcher Art bedeuten feindselige Gewalten und Mächte“; der

*) 1. Mos. 49, 9. 14. 17. 21. 27; 5. Mos. 33, 17. 20. 22. — H.

**) 4. Mos. 23, 22; 24, 8. — H.

***) Hiob 39, 9 f. In den Psalmen gleichfalls 92, 11; 22, 22; 29, 6. Jes. 34, 7. — H.

†) Dan. 7. 8. Esra's viertes Buch und Johannes' Offenbarung, nebst einer Reihe andrer Offenbarungen sind späterhin sämmtlich in dieser Art von Composition der Bilder. — H.

††) Niebuhr, Tabelle XXIII unten. — H.

†††) Niebuhr, Tabelle XXV; Kämpfer, S. 334. — H.

Hauptbegriff des Symbols, von dem wir reden, war unaufhaltsame, fürchterlich-zusammengewachsene Stärke.

Wenn also das Einhorn, der Natur der Sache und der Bildersprache in Orient zufolge, Stärke bedeutet, was wird das andre, das geflügelte Thier bezeichnen? Ohne Zweifel mächtige Weisheit. Es hat ein Menschenangesicht und außer seinen Flügeln ein Diadem auf dem Haupt: wahrscheinlich also nichts als eine Ableitung jenes weisen, vornehmen Fabelthiers auf dem Gebirge Kaf, das so viele Sprachen spricht und eine hohe Herrschaft über die Erde führt. Will man es den persischen Sphinx nennen, so ist es wenigstens nicht der ägyptische Sphinx; denn es ist aus ganz andern Veranlassungen in andern Regionen erwachsen. Es ist keine weibliche Figur, wie der Sphinx in Aegypten war, sondern ein bärtiger Mann; das Diadem ist auf seinem Haupt, man sieht ihn auf keinem Felde dieser Ruinen im Streit, daß er von einem Thier angefallen oder von einem Menschen getödtet werde u. s. w. Er steht also dem Einhorn in seinen Attributen entgegen, und da an sprechenden Thieren dieser Art Asien reich ist, so daß sich Märchen von ihnen bis unter die Mongolen, ja zu den Tungusen hin verbreitet haben, so dünkt mich, sind die Symbole an diesen beiden Figuren so klar gegeben, wie bei irgend einem Gesicht Daniel's, Esra's oder der Apokalypse. Der Schmuck, den beide Thiere an sich haben, ist in der Tradition gegründet und wird in jeder Beschreibung der Morgenländer von ihnen reichlich wiederholt. Noch jener Al-Borak, auf welchem Mohammed in den Himmel fuhr, war ein Thier dieser Art, größer als ein Esel, kleiner als ein Maulthier. Er hatte ein Menschengesicht und Pferdesgebiß; die Mähne seines Halses war von feinen Perlen, umstrahlt mit Licht, und alle seine andern Glieder bis auf seinen Schweif waren mit Edelgesteinen aller Gattung geziert. Er hatte Adlersflügel und eine menschliche Seele; er verstand, was man sprach, er konnte aber nicht sprechen und antworten; mit Perlen und Edelgesteinen war er bezäumt und umgürtet.*) Mohammed und seine Nachfolger erfanden dieses Bild nicht, es war in hundert andern Erzählungen als gemeine Tradition gegeben. Einigen apokryphischen Büchern der Ebräer, z. B. dem vierten Buch Esra,**) liegen eben dergleichen sprechende Thiergestalten zum Grunde; noch in der Apokalypse sind die beiden Symbole des starken und des weisen oder listigen Thiers nach dem

*) *Gagnier*, *Vie de Mahomed*, T. I. L. II. etc. — H.

**) 4. Esr. 11. 12. — H.

Zwecke des Buchs aus der alten Tradition kenntlich.*) Wir haben also allen Grund, bei unsern Ruinen diese beiden Bilder als Symbole der Macht und königlichen Weisheit, beide aber als Staatsbilder anzunehmen. Die Stärke bewahrt die äußere, die Weisheit die innere Pforte des Palastes; jene ist auswärts, diese nach innen gekehrt.[1])

Man fordre nicht, daß ich aus andern Schriften, z. B. aus dem Zend-Avesta, alle Stellen der Fabeldichter, die hieher gehören, sammle. Da diese letztgenannten Bücher wenigstens theilweise gewiß aus einer spätern Zeit sind, als in welcher Persepolis erbaut worden, so können sie nichts als liturgische Commentare dessen sein, was hier in ältern einfachern Bildern da steht, und das sind sie reichlich. Jeder, der sie durchlaufen hat, weiß, wie viel z. B. jener vernünftige Stier, der König der Thiere, im Zend-Avesta gelte, was gleichergestalt jener Esel in Ferackhand mit sechs Augen, neun Mäulern, zwei Ohren und einem Horn, der von himmlischer Speise lebt, und jener Vogel, der die Sprache des Himmels spricht, in ihm bedeute.**) Man sieht, daß diese Liturgien auf alte Landestraditionen gegründet, größtentheils aber, insonderheit im spätesten Buch Bundehesch, schon so zum System geordnet sind, daß sie zwar bekräftigen und erläutern, nicht aber als ursprüngliches Fundament dienen mögen. Und so werde ich sie auch fernerhin in dieser Erläuterung gebrauchen.

Gnug, weder das Einhorn, noch der persische Sphinx***) sind ägyptischen Ursprungs, sie sind auch nicht auf ägyptische Art gebildet. Sie liegen nicht, wie der ägyptische Sphinx, vor einem Tempel, sondern stehen in der Mauer des Palasts, nicht einwärts, sondern erhoben gearbeitet, so daß, da sie noch unverletzt waren, ihre Köpfe und ihr halber Leib aus dem festen Marmor herausstand. Auch ist der Tritt dieser Thiere belebter, als er bei den ägyptischen Thierbildern, selbst bei denen auf der Isischen Tafel, gefunden wird. Große Denkmale der alten Zeit, auch ihrer Gestalt nach; denn die Entfernung vom vordersten bis zum hintersten Fuß eines

---

*) Offenb., Cap. 13. — H.

**) S. *d' Anquétil*, *Zend-Avesta*, T. II. im Register, *Âne*, *Taureau*, *Oiseau* u. s. w. — H.

***) Niebuhr hat Th. 2, Tabelle XX. lit. b, d, e einige fabelhafte Thiere der alten Perser aus Münzen und Siegeln gegeben, die meine Gedanken sehr erläutern. Aus B, mit b verglichen, sieht man, wie ein und dasselbe Thier verschieden vorgestellt werden konnte; es waren, wie im Buch Daniel und Esra, symbolische Thiere. — H.

[1]) Entschieden hat man neuerdings nach genauerer Ansicht allgemein in beiden Thieren Stiere anerkannt. — D.

Thiers beträgt 18 Schuh, und es ist aus dem härtesten Stein mit großem Fleiß gearbeitet.

Von den Thieren also als Bewahrern dieses Palastes steigen wir zu den menschlichen Figuren, deren ungeheuer viel sind; indessen ist die Hauptfigur ihrer aller kenntlich gnug und oft wiederholt. Es ist der gehende oder stehende Mann,*) mit dem längsten Bart unter allen tausend Figuren, der offenbar einen Vornehmen, er sei nun Priester oder König, vorstellt, und zu dem die andern zahlreichen Reihen wallfahrten. Er ist von ansehnlicher Länge, hervorragend über die, die hinter ihm stehen und den Wedel und Fächer über ihn halten. Mit einem persischen goldnen Turban ist er geschmückt, und über ihm schwebt eine himmlische Gestalt, die allenthalben mit ihm geht,**) auch wenn sie nur mit einer Abkürzung über ihm schwebt.***) Die schönste Stellung ist die, da diese Person steht und mit der himmlischen Gestalt zu sprechen scheint, auf jenem prächtigen Grabmal, das zwar nicht mit diesem Palast zusammenhangt, offenbar aber dieselbe große Vorstellungsart befolgt.†) Wir fragen also: Wer ist die himmlische Gestalt, die über dem Haupt oder vor dem Angesicht des edeln Sterblichen schwebt? wer ist dieser erhabene Mann selbst? und wer sind die zahlreichen Heere, die zu ihm wandern? Sind diese drei Fragen aufgelöst, so sind auch die Ruinen erklärt.

1. Die schwebende Gestalt hält Hyde für ein Bild der Seelenunsterblichkeit oder vielmehr für ein Symbol der Auffahrt Gustasp's auf den Berg Dummavand;††) eine Muthmaßung, die von keinem einzigen Umstande des Symbols unterstützt wird. Nach Kämpfer, Chardin, Le Bruyn u. s. w. schwebt die Figur auf dem Grabmal dem Sprechenden entgegen, nicht von ihm weg, wie Hyde sie abgebildet hat;†††) und in allen andern Vorstellungen

---

*) Niebuhr, Tabelle XXV c; Le Bruyn, Table 129, ingleichen S. 123. Nach Niebuhr ist sein Turban wirklich mit Golde bedeckt gewesen. — H.

**) Chardin, Table LXII. 1, zu S. 156; Le Bruyn, Table 143. — H.

***) Chardin, Table LXIII, LXIV; Le Bruyn, Table 153. — H.

†) Kämpfer, S. 313; Le Bruyn, Table 158; Chardin, Table LXVII, LXVIII. — H.

††) *Hyde*, *De religione veterum Persarum*, p. 306. — H.

†††) Tafel VI. S. 305. Er hat sie wahrscheinlich aus Chardin, Table LXVIII, wo die schwebende Gestalt, verglichen mit Kämpfer, S. 313, und Chardin's eigner Tafel LXVII, offenbar verzeichnet worden. Niebuhr hat diese Tafel nicht, und in Le Bruyn ist sie unkenntlich; sie verdiente also noch die Berichtigung aus Niebuhr's Papieren. Wäre Hyde's Abbildung die rechte, so könnte man die schwebende Gestalt eher den Feruer des Königs in der Sprache des Zend-Avest's nennen, d. i. seine eigne geistige himmlische Gestalt, die ihn begleitet. — H.

auf den Mauern Persepolis' ist sie gerade über dem Haupt des lebenden, gehenden, sitzenden, Gericht haltenden Königes. Auf dem Grabmal hat sie die Sonne am Ende der Wand hinter sich; der Altar mit dem heiligen Feuer steht in einiger Entfernung vor Dem, der mit dieser Gestalt spricht; sein Auge ist weder auf die Sonne noch auf den brennenden Altar, sondern auf sie gerichtet. Daß in der persischen Religion dergleichen Gespräche zwischen heiligen Personen und der Gottheit oder den himmlischen Geistern und Genien geschahen, bedarf keines Erweises; der halbe Zend-Avesta ist voll solcher Gespräche, denen ich, wenn die Redenden in ein Bild gestellt werden sollten, kein einfacheres als dieses zu geben wüßte. *)

Und wie wird dies höhere Wesen hier vorgestellt? Als eine bekleidete menschliche Gestalt, die unter der Brust in Flügel und Schwungfedern sich verliert. Das Symbol trägt seine Bedeutung mit sich. Daß die Menschen für die Gottheit oder für himmlische Geister keine edlere als die menschliche, und die Morgenländer insonderheit die königliche Gestalt gekannt haben, beweisen die Religionen aller Völker. Da aber der untere Theil unsers Körpers am Meisten den Bedürfnissen unsers irdischen Daseins bestimmt ist, so kam es darauf an, ihn bei höheren Wesen zu verhüllen oder durch Symbole zu verwandeln. In Indien steigen einige Götter und Göttinnen aus Blumen hervor und zeigen sich auf dem Kelch derselben mit dem Obertheil ihres Körpers. Bei den Ebräern war Gott entweder ganz unanschaubar (auch jene Aeltesten auf Sinai sahn nur Himmel unter seinen Füßen, d. i. den glänzenden Schemel seines Thrones, **)) oder als Jesaias ihn erblickte, war er ein fast verhüllter König. Der Saum seines Kleides füllte den Tempel; die Seraphim, die um ihn stehn, bedecken ihre Füße mit Flügeln, und als späterhin Ezechiel außerhalb Judäa, den Gegenden Persepolis' näher, diese Erscheinung sah, war sie der persischen, die wir vor uns haben, sehr ähnlich. Der Unanschaubare schwebte über vier Thiergestalten, ***) wie hier auf Adlerfittigen der nur oberhalb Anschaubare schwebt. Daß diese Fittige ein Symbol der Schnelle und Stärke

*) *Zend-Avesta*, Vol. II. P. I., im Vendidad, im Leben Zoroaster's selbst u. s. w. (Die Jescht Sades, Neäsch und Farvardins (Vol. III.) enthalten eine lange Reihe solcher Anbetungsgrüße (Izeschne) an die Feruers (Ferueschim) und andre himmlische Wesen, manche fast in der Manier der Orphischen Hymnen. — Anmerk. der zweiten Ausgabe.) — H.

**) 2. Mos. 24, 10; Jes. 6, 1. — H.

***) Ezech. 1 und 10. — H.

sind, bedarf keines Erweises:*) mit Adlersfluge ist der Erscheinende da und übt allenthalben die Macht des Königes der Gefieder. Wo auf diesen Ruinen die himmlische Gestalt selbst nicht erscheint, da erscheinen diese Schwingen, das Symbol ihrer unsichtbaren Gegenwart und leisen, schnellen, mächtigen Wirkung.**)

Und diese Gestalt hat einen Ring in der Hand, sowie sie auch mit einem Ringe***) gegürtet ist; was will dieser Ring sagen? Er ist bei allen morgenländischen Nationen das Bild der Zeit oder der Ewigkeit, zu deren Symbol man nichts als den Zirkel, Ring, Reif oder eine in sich zurückkehrende Schlange oder endlich die Kugel wußte. Nun ist aus Zend-Avesta bekannt, daß die Zeit ohne Grenzen (le tems sans bornes) das erste Principium der ganzen Persertheologie gewesen, und wenn dieser Idee ein Attribut gegeben werden sollte, konnte ihr wol ein anderes als dieses gegeben werden? Er, der mit dem Ringe der Ewigkeit umgürtet ist, hält den kleinen Ring, die Zeit, in seiner Hand; welches letzte Symbol, wie wir bald sehen werden, vielleicht noch eine nähere Beziehung auf Den hat, der hier mit der himmlischen Gestalt redet. So wäre also dies Bild erklärt, und ich muß sagen, daß die Vorstellung desselben auf diesen Gräbern†) eine Hoheit und einfältig-reine Pracht hat, die vielleicht einzig ist in einem so alten Denkmale; denn die Idee ist simpel, und die Verzierungen sind im größten Geschmack, gegen welche manches andre hochgefeierte Kunstwerk wie eine Hütte gegen einen Palast erscheinen würde. Prächtige Säulen, Reihen von Menschen und Thieren tragen die einfache Vorstellung zweier Redenden, die nichts als die Sonne und Altar neben sich haben, einer schwebenden Gestalt und eines vor ihr stehenden Menschen.

2. Wir kommen zur Hauptperson dieser Gebäude, die bald stehend, bald sitzend, immer aber ausgezeichnet, geehrt von Menschen und von der Gottheit begleitet vorgestellt wird; wer

---

*) Auch in den ebräischen Schriften, 2. Mos. 19, 4 u. s. w. — H.

**) S. Chardin, Table LXIV. — H.

***) Nach Kämpfer, S. 313, ist's eine Schlange. (Nach Thevenot ist's ein Bogen; nach neueren, vielleicht genaueren Bemerkungen sind's die beiden Enden des heiligen Gürtels der Parsen, in welchen sich die schwebende Figur wie in einen Ring verliert. S. *De Sacy*, *Mémoires sur diverses antiquités de la Perse*. Paris 1792. Wäre diese Angabe genau, so bestätigte sich die vorangegebne Feruer-Bedeutung. Chardin sagt: *Cette figure est fort petite et fort élevée; la meilleure vue a peine d'en reconnoitre les traits en la regardant d'en bas.* Es wäre gut, wenn künftige Reisende dies Symbol in völlige Gewißheit setzten. — Anmerk. der zweiten Ausgabe.) — H.

†) Sie ist mehrmals wiederholt. S. Kämpfer, Fig. IV, V, VI, VII S. 307. — H.

ist dieselbe? ein König oder ein Priester? Die ganze Vorstellung sagt: kein bloßer Priester. Auf der Façade der Gräber, von welcher wir eben geredet haben, hat er einen Bogen in der Hand, welches Attribut allein schon entscheidend wäre. Außerdem hat er allenthalben einen Turban auf dem Haupt, wie ihn die schwebende Gestalt und nur wenige andre Personen, offenbar die Vornehmsten, haben. Er verrichtet kein priesterliches Geschäft, selbst da der Altar vor ihm ist, von welchem er entfernt steht, wohl aber verrichtet er königliche Geschäfte. Er sitzt und richtet das Volk,*) der lange Königsstab ist in seinen Händen; sein Stuhl ist königlich geschmückt, und die vor ihm stehen, nahen sich demselben nur in der Entfernung;**) auch ist der ganze Zug zu ihm offenbar kein Opferzug mit Opfergeräthe, sondern ein Zug der Unterthanen und Diener des Königes, und zwar der Diener aus allen Ständen, der Unterthanen aus allen Provinzen. Edel unterscheidet sich die Gestalt des Königes an Einfalt, Größe und männlichem Ansehen; vom weibischen Gepränge der spätern Perserdespoten ist er noch weit entfernt. Seine goldne gerade Tiare ist wie der Kopfschmuck seiner obersten Diener; nur die Tiaren niedrerer Diener sind faltig. Ein Zweig wird, nach der bekannten Sitte Orients, über seinem Haupt gehalten, vielleicht der heilige Zweig, Barsom.***) Ist dies, so wäre die Person, die ihn hält, auf der einen Tafel wahrscheinlich ein Priester.†) Die vor ihm stehen, beten ihn nicht an, sondern stehen gerade, Mann und Weib,††) lauter Kennzeichen von der Einfalt alter Zeiten. Das Merkwürdigste in seiner Hand ist eine Art von Gefäß, wie eine Blume gestaltet mit einem Kelch und zwei Knospen;†††) der hinter seinem Stuhl steht, hat auch ein solches Gefäß, aber kleiner und ohne Knospen. Es

---

*) Chardin, Table LXIII. — H..

**) Chardin, Table LXIII, LXIV. — H.

***) *Zend-Avesta*, III. 532. — H.

†) Er hat das Penom um den Mund und die Priestermütze. (Nach deutlichern Abbildungen und der von Anquétil gegebnen Abbildung des Barsom nebst der Nachricht vom Gebrauch desselben ist's dies nicht, sondern nach Niebuhr und nach Reinhold Forster's Bemerkung wahrscheinlich „ein Fliegenwedel, vielleicht von einem tibetanischen Ochsen, den eine junge Person hinter ihm hält. Sie hat den Penom vor dem Munde, um mit ihrem Hauch das heilige Feuer nicht zu verunreinigen." S. Franklin's Bemerkungen auf einer Reise nach Persien, S. 105. Der leinene Verband des Mundes hieß Penom oder Padom. — Anmerk. der zweiten Ausg.) — H.

††) Chardin, Table LXIII; Le Bruyn, Table 157. — H.

†††) Daß es ein Gefäß sei, ist insonderheit aus Niebuhr ersichtlich, ob es gleich Chardin beinah zu einer Blume verschönt hat und auch als solche erklären will. Selbst aber im Zuge tragen mehrere Personen dies Attribut, wo man offenbar sieht, daß es ein Gefäß und keine Blume sei. — H.

muß etwas Wesentliches sein; denn es findet sich bei allen Vorstellungen dieser Person, sie gehe oder sitze, außer wo sie auf dem Grabmal mit der schwebenden Figur redet. Wahrscheinlich wird uns also dies Gefäß, ein Becher in Blumengestalt, Belehrung über Den geben, der hier vorgestellt wird, vielleicht auch den Schlüssel zur Eröffnung des Sinnes mehrerer Figuren. Wir können ihn nirgend als in der Tradition der Morgenländer selbst suchen, sowie wir ja die alten Denkmale der Griechen nicht aus einer fremden, sondern aus ihrer eignen Mythologie erläutern.

Die Sage der Perser sagt nämlich,*) daß einer ihrer alten und berühmtesten Könige, Dschemschid oder Dschiamschid, diese Denkmale gebaut habe, nachdem sein Vorgänger Tahamurad oder Tehmuras zu ihnen den Grund gelegt. Beide Könige gehören in die Fabelzeiten der persischen Geschichte; die Erzählungen von ihnen müssen also auch als Mythologie behandelt werden, die vor jetzt aber zu unserm Zweck, zur Erklärung dieser Vorstellungen in der Denkart des Landes dient.

Als nämlich Dschemschid, so sagt die Fabel, den Grund zur Felsenstadt (Isthekhar, Persepolis) legte, fand man ein Gefäß von Türkis, das man seiner Kostbarkeit wegen Dschiamschid, das Gefäß der Sonne, nannte (da Schid die Sonne und Dschiam ein Gefäß heißt). Alle persische Dichter, sagt Herbelot, reden von diesem Gefäß oder dem Becher Dschiam und allegorisiren dasselbe auf tausend verschiedene Arten. In Dschemschid's Händen (dessen Name eigentlich mit dem Namen des Gefäßes einerlei ist) machen sie's zu einem Becher der Weisheit, zu einem Spiegel der Welt, in dessen Glanz er die Natur, alle verborgenen, ja auch die zukünftigen Dinge gesehen habe, und gaben diesen Namen späterhin sogar der Himmelskugel, ja jedem Buch, das die Welt wie in einem Spiegel darstellen sollte. Aehnliche Fabeln kennen wir vom Becher Joseph's, Nestor's u. A., keine aber ist so ausgebildet worden wie diese, weil sie mit dem Namen des Königes zugleich den Charakter seiner Person und seiner Regierung ausdrückt. Er war nämlich der persische Salomo dieser alten Fabelzeiten, dem alle weise Einrichtungen des ehemaligen, glücklichen Perserreichs zugeschrieben werden. Er theilte, so sagt die Sage, seine Unterthanen in drei Classen, in Krieger, Ackerleute und Künstler; von den Bienen lernte er Ordnung seines Reichs und Vertheilung der Aemter; er ordnete das Hofgesinde, erfand die Leibwache, zierte den Richterstuhl und seinen Thron. Die Stände

*) Herbelot, Artikel Giam und Giamschid; Niebuhr, S. 122. — H.

unterschied er durch Kleider und Anzug, führte den Gebrauch der Ringe ein, und, was das Vorzüglichste ist, er ordnete das Jahr. Das alte persische Jahr heißt Dschemschid's Jahr und hat bis auf die Zeiten Jezdegerd's gedauert. Sieben Provinzen soll er seinem Reich unterworfen haben und seine Regierung so glücklich gewesen sein, daß selbst der Zend-Avesta ihn, dessen Religion er doch eigentlich verdrängen oder verbessern wollte, aus Ormuzd' Munde als das Muster eines vortrefflichen, reichen, glücklichen Königes lobt.*) Seinen Einzug zu Isthekhar (Persepolis) hielt er, der Sage nach, als die Sonne in das Zeichen des Widders trat, und eben mit diesem Einzuge begann seine Aera. Also nach der persischen Landessage wären die Vorstellungen auf den Ruinen Persepolis' die Königsgeschichte dieses alten Perserköniges, als eines Gründers des persischen Reichs; sie enthielten die Thaten und Einrichtungen seiner Regierung, und die Vorstellungen auf dem Grabmal wären zuletzt seine bescheidene Apotheose. Lasset uns die Hauptstücke des Denkmals durchgehn, und wir werden den Grund finden, warum es der alten Sage nach Tacht-Dschemschid, d.i. Dschemschid's Schloß oder Cupole, heißt. Möge es errichtet haben, wer da wolle, gnug, die Vorstellungen enthalten das Ritual und Ideal eines Perserregenten und Reichsverwalters unter Bildern der alten Dschemschidsgeschichte.

Zuerst also müssen wir das Gefäß der Sonne betrachten, das der Sage nach Dschemschid bei der Grundlegung Isthekhar's fand und daher hier sitzend und stehend, ja sogar im Kampf mit einem Ungeheuer in der Hand hält; es ist das Symbol seiner Person und seines Namens; denn Dschemschid heißt ein Gefäß der Sonne, und zwar, wie die Tradition sagt, hieß er also wegen seiner Weisheit und Schönheit. Was wissen wir nun von diesem Gefäße?

Ich wollte, daß wir aus dem Munde der Morgenländer mehr davon wüßten, und daß Herbelot von den hundert Allegorien, Gedichten und Märchen, die davon reden sollen, einige angeführt hätte;**) indessen sind wir doch nicht ganz ohne Berathung. Welt-

---

*) *Zend-Avesta*, T. I. P. II. Farg. II., und im Register des zweiten Bandes Artikel Djemschid. — H.

**) „Jami jim, der Becher oder Spiegel Dschem's, Salomon's, Alexander's. Nach den morgenländischen Fabulisten stellt er das Weltall dar; daher er auch Dscham-Dschean numa, ein Spiegel des Weltalls, ein Pharos heißt." Richardson's Persisches Wörterbuch. — H.

bekannt war sogar auch den Griechen jener heilige Becher, aus dem die Perser Opfer gossen, der seiner Gestalt nach Geheimnisse der Weltschöpfung und der Befruchtung der Erde vorstellen sollte und daher sowol dem Namen als dem Gebrauch nach vom gewöhnlichen Becher unterschieden wurde.*) Da Xerxes z. B. seinen goldnen Becher und seinen Säbel in den Hellespont wirft, warf er zuerst dies heilige goldne Gefäß (φιάλην) hinein, aus welchem er bei aufgehender Sonne geopfert hatte, um mit dieser, der schätzbarsten Gabe, die er geben konnte, das Meer zu versöhnen.**) Also war diese goldene Phiale, das heiligste Gefäß der Könige, ein Opfergeräth, das schon als solches der Becher der Sonne heißen konnte.

Zugleich aber auch ist bekannt, wie gern die Perser, wenn sie vom Guten der Schöpfung, zumal von Königen sprachen, Bilder von der Sonne nahmen. „Allsehend wie die Sonne, wohlthätig, gütig, schön, glänzend wie die Sonne, ein Gefäß, ein Edelstein, ein Bruder der Sonne" u. s. w. waren gewöhnliche Beinamen der Könige, ihre Vortrefflichkeit sowie ihr Amt zu bezeichnen. Die heilige Phiale in Königs Händen, hier wie eine Blume gestaltet, konnte also, da sie der Becher der Sonne hieß und das heiligste Opfergeräth war, nach persischer, im ganzen Zend-Avesta bezeichneten Weise das schönste Königssymbol werden; ein Symbol nämlich der Heiligkeit und Würde seiner Person, seines Glanzes und Ansehens, insonderheit aber der segenreichen Fruchtbarkeit, womit er die Erde zu beglücken habe. Dies sagte der Name Dschemschid, und so werden die Uebergänge klar, die man mit persisch-morgenländischem Witz von diesem Sonnengefäß zum Becher der Unsterblichkeit, dem Spiegel des Weltalls, in spätern Zeiten gar zum Gefäß der Chemie, zum philosophischen Stein machte — Erweiterungen, die mit dem Namen Becher der Sonne, Gefäß der Sonne dem fabelnden Geist persischer Dichtung alle gegeben waren.***)

---

*) *Athenaei Deipnosoph.*, XI. 477, 478. edit. Casaub. Die verdorbene Stelle heißt also: *Τὸ δὲ κόνδυ ἐστὶ μὲν Περσικὸν, τὴν δὲ ἀρχὴν ἦν ὡς ὁ κόσμος, ἐξ οὗ τὰ τῶν θεῶν θαύματα καὶ τὰ καρπώσιμα γίνεσθαι ἐπὶ γῆς· διὸ ἐκ τούτου σπένδεσθαι.* Seine Etymologie, nach welcher es cavum collum oder *γλύμμα* heißt, s. in *Hesychius*, edit. Alberti, II. 311. — H. [Athenäus führt diese Stelle aus dem Werke des Nikomachus über die ägyptischen Feste an, Nikomachus selbst für die Bemerkung *τὴν ἀρχὴν . . . . σπένδεσθαι* den Astrologen Hermippus. — D.]

**) *Herod.*, VII. 54. p. 536 edit. Wesseling. — H.

***) Im Zend-Avesta ist's das heilige Gefäß Havan, in welchem die Parsen den Saft der Unsterblichkeit bereiten. Der Sage nach hat eben jener Hom, der ihnen das

In der Hand Dschemschid's sehen wir dies Gefäß also an Stelle und Ort; es bezeichnet seine Königswürde wie seine Person, seine Pflicht, seinen Namen. Er fand's der Sage nach, als er zu dieser Felsenstadt den Grund legte, und hält es in der Hand, als König daraus der Sonne zu opfern und als Sonne sein Reich zu segnen.

Nach dieser Erklärung verbreitet sich von der Person Dschemschid's ein Licht auf alle Figuren dieser Säulen und Mauern. Warum z. B. wird der König bald gehend, bald sitzend auf dem Königsthron, allenthalben aber von der himmlischen Gestalt begleitet und auf dem Grabmal sogar mit ihr redend vorgestellt? Die Geschichte Dschemschid's weiß von dem Allen zu erzählen. Im Zend-Avesta ist er der Erste, der Gott gefragt hat, und eine große Rede Ormuzd' an ihn wird ausführlich beschrieben.*) Den Thron und Richterstuhl, die Ordnungen und Stände der Menschen, ihren Schmuck und Kleidung hat er der Sage nach bestimmt; darum sitzt er auf diesem Stuhle mit seinen Ehrenzeichen; darum begleiten ihn diese nach der von ihm eingerichteten Art; darum kommen zu ihm alle Classen und Stände in ihrer verschiedenen Kleidung. Bis auf den Schmuck des Ohrs ist diese ausgedrückt, und durch Felder sind die Provinzen des Reichs unterschieden. Die Ringe, die er zum Gebrauch gemacht haben soll, sind in diesem feierlichen Zuge auch nicht vergessen; ja, endlich der große Ring, den er angeordnet, Dschemschid's Jahr, wird, wenn auf dem Grabmal das Attribut recht bemerkt ist, noch das eigentliche Symbol seines Lebens. Die himmlische Gestalt, mit dem großen Ringe der Ewigkeit umgürtet, hat den kleinen Ring, die Zeit, den Zodiakus, das Sonnenjahr, in ihrer Hand, als ob sie ihn darüber belehrte. Und die Sonne schwebt hinter dem Belehrenden über dem Altare, deren Lauf er, Dschemschid, maß, deren Bild er darstellte. Auch das erste Gesetz hat er empfangen; darum steht vor ihm der heilige Altar, vor welchem er in weiter Entfernung mit der Gottheit redet. Kann ein Denkmal die Person eines Königes in Bildern würdiger ehren? Und es ist eine und die nämliche Person, die diese Ruinen fort-

Gewächs der Unsterblichkeit gab, auch unter Dschemschid gelebt. S. *Zend-Avesta*, Artikel Havan, Hom u. s. w. Ueberhaupt hielt der Name Becher der Sonne, Gefäß der Sonne nach dem Sprachgebrauch der Perser alle Bilder von Vortrefflichkeit, Güte, Weisheit, Seligkeit in sich. Der Name Mircond, aus Mircoand, Mircavend zusammengezogen (da Mir die Sonne und Kondy ein Gefäß heißt), desgleichen Khondemir, Dschemschid, Mithra's Becher, der Edelgestein Mithra's u. s. w. sind alle Eins. — H.

*) *Zend-Avesta*, T. I. P. II. p. 271. — H.

gehend in königlichen Verrichtungen und Attributen auf allen Wänden des Palastes feiern; sogar die beiden Räthe, die hinter des Königes Stuhl stehen, hat die Tradition nicht vergessen und erzählt von ihnen.*)

3. Die dritte Frage erledigt sich damit von selbst: Wer sind alle diese Hunderte von Figuren, die zum Könige ziehen, und deren kleinste Zahl noch übrig ist? Seine Unterthanen und Diener. Der Sage nach war's Dschemschid, der die Rangordnungen unterschied, die Leibwachen einführte, die Stände und Kleidungen seines Volks bestimmte u. s. w.; hier folgen sie also in dieser großen Anordnung nach einander. Hier gehen Soldaten mit Spießen in der Hand, den Köcher auf dem Rücken, die Treppe hinauf; dort folgen in abgetrennten Feldern die mancherlei Stände aus mancherlei Provinzen. Den Ersten des Feldes nimmt immer ein Königsdiener bei der Hand und führt ihn ein; Künstler und Ackerleute in den verschiednen Trachten ihres Landes folgen. Der Eine bringt Kleider und Gewande, der Andre bringt in Schalen und Gefäßen die Früchte seines Landes; Dieser kommt mit seinem Pferde oder Kameel, Jener mit Ziegen, ein Andrer mit seinem Ochsen und Ochsenkarren, der Schmied mit seinen Hämmern, der Beamtete mit seines Amts Insignie daher; allenthalben aber sind die von Dschemschid errichteten Einrichtungen kenntlich. Wären die Ruinen ganz, so hätten wir die älteste politische Reichs- und Volkseinrichtung auf ihnen, die sich vielleicht irgendwo in der Welt findet. Man würde die verschiedenen, durch Cypressenbäume von einander getrennten Felder mit den Provinzen des damaligen Perserreichs zusammenhalten können und eine Art der alten Statistik desselben, eine Land- und Königskarte haben, wie sie, als Monument betrachtet, auch China nicht aufzeigen könnte.

Und selbst die Handlung des ganzen Zuges, ja, die Zeit der Handlung ist von der Sage bemerkt. Als Dschemschid seinen Einzug in Isthekhar hielt (so erzählt die Sage), war das große Fest Persiens, mit welchem die neue Aera anfing, der Anfang des astronomischen Jahrs, die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings; es ist seit ihm auch alle Jahrhunderte hin das große Fest Persiens, der Geburtstag der Welt, der Geburtstag des Reiches

---

*) Sie macht den einen zum Juden, den andern zum Griechen Pythagoras. S. Herbelot, Artikel Giamschid. Texeiro (*Relaciones del origen de los Reges de Persia,* I. 6) nennt Faëlasuf Raboni und Faeixa Gorres, zwei Aerzte als Dschemschid's Vertraute. — H.

geblieben. Am Fest Noruz,*) dem ersten Tage des Jahrs, an welchem Ormuzd die Welt erschuf und das Gesetz gegeben worden, an diesem Fest der Sonne war's, sagt die Erzählung, da auch ihr irdischer Sohn sich seines Werks, der Schöpfung des Reichs, erfreuen sollte; an ihm wurden dem Könige Geschenke gebracht von allen Ständen, aus allen Provinzen. An ihm war einst der große Zug gehalten, der auf diesen Mauern vorkommt, und war jährlich wiederholt; denn auch die sechs Gahanbars des Jahrs, die Feste der Schöpfung, hatte, der Sage nach, Dschemschid geordnet,**) und das erste dieser Gahanbars, den großen Schöpfungs- und Sonntag des Reichs, schildert dies Denkmal.***) Ein offnes Archiv seiner ältesten Einrichtung, ein Ritual der ältesten Perserregierung, auf ewige Zeiten, dem menschlichen Geist also auch noch in jeder Trümmer merkwürdig.

So deutet die persische Sage diese Mauern. Wozu sind sie also errichtet? waren sie ein Palast oder ein Tempel?

Der Sage nach war es Tacht Dschemschid, die Cupole Dschemschid's; und der Denkart Morgenlandes wäre es nicht entgegen, daß sich der König selbst ein solches Monument seines Ruhms hätte errichten wollen. Aegyptens Pharaonen haben ohne so klugen Inhalt stolzere Werke begonnen, und von den Monarchen Assyriens, Babel's u. s. w. wissen wir ein Gleiches. Die älteste Welt setzte überhaupt ihren Ruhm ins Bauen, und an den Verzierungen dieser Monumente mit einer so ordentlichen Vertheilung ist gewiß ein politisch weiserer Geist sichtbar als bei manchen andern bewunderten Trümmern; denn hier hat Alles Nationalzweck, hier ist nichts ohne bleibende Absicht. Das ganze Reich sahe sich an diesen Mauern mit seinem Könige nicht nur verewigt, sondern auch am schönsten Feste des Jahrs, dem wiederkehrenden Frühlinge, durch gegenseitige Geschenke gleichsam neu vermählt. Jeder, der die Treppe hinaufstieg und die Säle durchwanderte, sah an und in ihnen das alte Regulativ des Reiches. Der

---

*) S. darüber *Hyde*, Cap. XIV, XV; *Zend-Avesta*, T. II. p. 574; T. I. P. II. p. 357 u. s. w. — H.

**) *Zend-Avesta*, T. II. p. 575; *Hyde*, u. s. w. — H.

***) Chardin, ein vortrefflicher Reiseerzähler, hier aber eben nicht der beste Erklärer, sieht das Ganze als einen Opferzug an, wo z. B. jede an der Hand gefaßte Person geopfert werden soll u. s. w. Eine fürchterliche Erklärung, die sich Punkt für Punkt durch den Anblick des Ganzen und seiner Theile widerlegt; daher ich keinen Raum verschwenden mag, einzeln zu zeigen, wie oft er die Attribute der Personen mißgedeutet. Durch eine sonderbare Bezauberung sind die meisten Reisebeschreiber und Anführer bei der Tempelidee stehen geblieben, da es doch bekannt ist, daß den Persern dergleichen Tempel und Opfer ganz fremd waren. — H.

König selbst erschien darin als eine heilige und verehrte, aber zugleich als eine Pflichten ausübende, ehrwürdige Gestalt, als Richter, Vater und Beschützer seines Volkes; denn wahrscheinlich ist's eben auch dieser König, der mit den Ungeheuern kämpft. Ich zweifle also, ob je ein Monarch, der seinem Ruhm opfern wollte, ein so königlich-zweckmäßiges, bescheiden-prächtiges Denkmal errichtet habe. Jene stolzen Triumphbogen, jene Statuen mit überwundnen Nationen, die dem Sieger zu Füßen liegen, u. dgl. sind gewiß nicht von dieser bescheidenen, edeln Würde. Wir wollen es also vor der Hand der dichterischen Sage glauben, daß Dschemschid in den vielen Jahrhunderten, in denen er oder sein Geist regierte, dies Monument seiner Einrichtungen errichtet, nachdem Tehmuras, sein Vorgänger, dazu den Grund gelegt hatte. Wir wollen es ihr glauben, daß in einer solchen Familienära alter Patriarchenkönige ein weitläuftiges Reich zu einer so schönen und allgemeinen Staatsabsicht dies Gebäude mit gemeinschaftlichen Kräften gebaut habe.*) Der Marmor war an Ort und Stelle, man brauchte also weder die Kosten, noch die Mühe einer beschwerlichen, verzögernden Ueberfahrt; deswegen eben wurden die Denkmale in diesen Berggegenden errichtet.

Auch unterläßt ja die Sage nicht zu erzählen, daß Dschemschid in den letzten Jahren seines Lebens über das Glück seiner Regierung, über die Pracht seiner Anlagen stolz geworden sei und sich für einen Gott gehalten habe, dem nur die Unsterblichkeit fehle, worüber er und sein Reich vom Schicksal gestraft seien u. s. w.**) Sie erzählt dies mit Zügen, die sie sonst auch von Nimrod, Salomo und Andern wiederholt, und bleibt sich also wenigstens treu, die dichtende Sage.

„Wie aber, wenn diese Monumente von jenen ägyptischen Künstlern errichtet wären, die Kambyses nach Persien schaffte, da sie (nach des Grafen Caylus Meinung) so viel Aegyptisches an sich haben?" Zuerst muß ich bekennen, daß ich das eigentlich Aegyptische bei ihnen nicht finde, das der gelehrte und kunsterfahrne Graf fand. Er sah z. B. in der schwebenden Figur einen ägyptischen Käfer, der sie doch nicht ist, und führte eine Reihe andrer Aehnlichkeiten hinüber, die sich aus ganz andern Gründen, insonderheit aus der innern Analogie der Kunst auf jeder ihrer Stufen, wo sie

*) Der älteste Theil der Gebäude ist auf Niebuhr's Tabelle XVIII mit dem Buchstaben I angedeutet und dessen Ruinen Tabelle XXVIII abgebildet. Sie sind sehr beschädigt, die Figur des Königes aber dennoch auf ihnen kenntlich. Sodann sind wahrscheinlich die Gebäude H G und F gefolgt. — H.

**) Herbelot, Artikel Giamschid. — H.

diese auch besteige, erklären lassen;*) im Ganzen aber sind sowol die Figuren als ihr Inhalt so wenig ägyptisch, als die Schriftzüge auf diesen Mauern Pharaonenschrift sind.

Ueberdem ist's bekannt, daß Kambyses selbst nach Persien nicht zurückgelangte, und die Schwierigkeiten, warum dies Denkmal unter den Nachfolgern des Kambyses nicht wohl habe errichtet werden mögen, hat Caylus (aus Nachrichten der Griechen nämlich) zum Theil gut erörtert.**) Nur muß man auch hier die Schwierigkeiten nicht über ihr Maß aufhäufen. Weder die Gräber der Könige, noch die vierzig Säulen Tschilmenar sind in einem Jahr gebaut. Wenn also, der Sage nach, der Stifter des Reichs selbst den Grund zu diesem Bau legte, auf den, als auf die eigentliche Perserstadt (Persepolis), als auf den Reichspalast, das Denkmal der Hoheit Persiens, der Blick aller Folgezeiten gerichtet war, so hieße es von der Reihe menschlicher Bestrebungen zu schwach und klein gedacht, wenn nicht auch spätere Beherrscher daran hätten Theil nehmen wollen. Die Sage nennt z. B. die berühmte Königin Homai, die nicht nur Isthekhar erweitert, sondern auch an Tschilmenar gebaut habe.***) Was sie gebaut, wissen wir nicht; der Augenschein giebt's, daß diese Denkmale in ihren vielen Gebäuden nicht alle zu einer Zeit errichtet worden, ja, daß sie sogar nicht vollendet zu sein scheinen.†)

„Aber waren diese Gebäude wirklich ein Palast, oder waren sie Tempel?“††) Mich dünkt, wer die Denkmale mit dem zusammenhält, was man von der alten Religion der Perser weiß, wird keinen Augenblick anstehen, zu sagen, daß sie ein Reichspalast,

---

*) Caylus' Abhandlungen, Meusel'scher Uebers., S. 84 f. (Auch in den Erklärungen seines *Recueil d'antiquités* zieht er die hin und wieder vorkommenden persischen Amulete, so viel er kann, nach Aegypten, wo sie dann meistens unerklärlich bleiben. Le scarabée volant, sagt er z. B. Tom. 3. pl. 12, le Tau ou la clef sont représentés avec plusieurs autres symboles *absolument Égyptiens*. Les deux espèces de cerfs, dont un a des ailes et que le graveur a placés au-dessus et au-dessous d'un *entrelas difficile à concevoir et plus encore à expliquer* sont les seuls objets, que je n'avois point encore remarqués sur les monumens de l'Égypte ou de la Perse 2c. Der scarabée volant ist der Feruer des Königs, der hier wie gewöhnlich auf seinem Perserstuhl sitzt, das entrelas difficile à expliquer ist das Heiligthum der Perser, der Gürtel Kosti. Alles ist im bekannten Persercostüme. — Anmerk. der zweiten Ausgabe.) — H.

**) Ebendaselbst, S. 79 ff. — H.

***) Herbelot, Artikel Homai. — H.

†) S. Niebuhr's Beschreibung u. A. — H.

††) „Alles ist problematisch an diesen Ruinen,“ sagt der Graf Caylus. „War es eine Festung? war es ein Tempel?“ Er behauptet, daß es ein Sammelplatz mehrerer Tempel gewesen. (Diese Behauptung des Grafen Caylus veranlaßte zunächst meine Abhandlung. — Anmerk. der zweiten Ausg.) — H.

der Reichspalast Persiens und keine Tempel gewesen. Denn was wäre in denselben Tempelhaftes, sowol ihrer Bauart als den Bildern nach, die sie zieren? Der ganze Aufzug sowie die Verrichtungen des Königes selbst sind nicht Priester-, sondern Staatsgebräuche. Ueberdem weiß man, daß die alten Perser keine Tempel liebten, ja, daß sie geschworne Feinde der Tempel waren; ihr Gottesdienst war unter dem Himmel, ihre Altäre standen auf freien Bergen. Auf den Grabmalen der Könige steht der brennende Altar unbedeckt da, über welchem die Sonne erscheint. Die eigentlichen Feuertempel, Pyreen, waren keine Paläste dieser Art, sondern Feuerstätten. *)

Hiemit wird nicht gesagt, daß dies Gebäude nicht heilig, d. i. ein Reichstempel, gewesen. Der König der Perser war eine heilige Person, wie hier auch seine Abbildungen zeigen, er war ein Gott der Erde und sein Palast die hohe Pforte des ganzen Reiches.

Noch ist ein Knote übrig, an dem man sich oft versucht hat. Ist dies nämlich jenes βασιλικόν, der Königspalast zu Persepolis, den Alexander in Brand steckte, da man doch an ihm keine Spuren des Brandes wahrnimmt?

Zuerst ist's merkwürdig, daß die Griechen bei der Zerstörung Persepolis' durchaus keines Tempels, wohl aber einer festen Königsburg erwähnen, die Diodor auch kurz beschreibt. **) Wäre es nun wol glaublich, daß, wenn diese Wunder der Welt, dergleichen es in Griechenland nicht gab, vom Königspalast unterschieden und ein Tempel oder eine Tempelsammlung gewesen wären, sie ihrer mit keinem Worte gedacht hätten, da sie doch der Königsburg so auszeichnend gedenken? Den Alexander selbst kränkt es, da er aus Indien zurückkommt, daß er dies Denkmal der Perserherrlichkeit zerstört; eines Wundertempels dieser Art aber, der in der Nähe von Persepolis gestanden und stehen geblieben, wird nicht erwähnt.

Betrachtet man die Beschreibung Diodor's näher, so ist kein Zweifel, daß seine Königsburg mit unserm Tschilmenar viel gemein habe. ***) Sie liegt nicht weit von dem Königsberge, in welchem Gräber der Könige sind, worunter wahrscheinlich nicht die sogenannten Nakschi-Rustem, die entfernter liegen, sondern der Berg Rachmed verstanden wird, in welchem wir z. B. das prächtige Grabmal fanden, das alte Reisende mit Bewunderung be-

*) S. *Hyde*, Tab. 8. — H.
**) *Diod. Sic.*, XVII. 71. p. 215 edit. Wesseling, T. II. — H.
***) Diodor vergl. mit Niebuhr's Tabelle XVIII. — H.

schreiben.*) Die Burg wird beschrieben, als mit einer dreifachen Mauer umgeben, die höher und höher steigt. Noch jetzt in Trümmern, von denen weggetragen ist, was weggetragen werden konnte, thut Niebuhr der Mauern Erwähnung, deren Reste noch stehen,**) und es käme darauf an, daß ein Reisender mit Diodor's Beschreibung diese Trümmer genau zusammenhielte.***) Die verschiedne Höhe der Gebäude hat Niebuhr gleichfalls sorgfältig bemerkt,†) und es trifft gerade ein, daß das älteste und verfallenste Quadrat, das Diodor als das Innere der Burg anführt, auch am Höchsten liegt. Die ehernen Pforten Diodor's sind ebenso wahrscheinlich; denn in einem Werk dieser Art waren gewiß keine hölzernen Thüren, und Niebuhr bemerkt, daß das ganze Gebäude wahrscheinlich durch drei Pforten habe beschlossen werden können. Freilich ward es dadurch noch keine feste Königsburg; als eine Festung aber konnte sich Persepolis gegen Alexander nicht halten, er hat sie nicht belagert. Sie war eine Schatzkammer des Königreichs, ein geschlossenes Königshaus, durch seine Lage am Felsen gegen den ersten Anlauf befestigt.

Es ist also auch wol kein Zweifel, daß jene Persepolis, die Alexander der Plünderung, und die Königsburg, die er dem Brande preisgab, hier gelegen gewesen. Die Fackel, die er trug, war die Losung eines Trunkenen, zu verbrennen, was brennbar war; denn daß einige Fackeln diese ewigen Marmorfelsen zertrümmern oder in die Asche legen sollten, davon war nicht die Rede. Er gab sein königliches Zeichen, und man beschädigte, so weit man kommen konnte. Natürlich traf die Flamme nur das Holzwerk, etwa den Obertheil einiger Gebäude; so wie auch Cyrus' Grab nach Strabo's Beschreibung††) unten von massiven Steinen, oben von Holz gebaut war. Von Alledіesem ist längst nichts übrig; Felsen und Säulen aber trotzten nicht nur der ohnmächtigen Flamme einiger griechischen Trunkenbolde, sondern haben gewiß noch viel größere Verwüstungen überdauert. Wenn man die Ueberfälle, die Persien Jahrtausende hin von den wilden Völkern des Gebirges erlitten, und den Haß der Mohammedaner gegen eingegrabne Figuren überdenkt, so muß man, aller Verstümmelungen ungeachtet,

*) Niebuhr, Tabelle XVIII, P. S. 150—152. — H.
**) S. 123 ff. — H.
***) (Der genaueste Beschreiber der Trümmern Persepolis', Niebuhr, hat dies selbst gethan. Seine Abhandlung wird diesem Versuch sogleich folgen. — Anmerk. der zweiten Ausgabe.) — H.
†) S. 124 ff. — H.
††) Strabo, XV [3, 7. p. 730]. — H.

die ewige Stärke bewundern, mit der dies alte Kunstwerk der Erde der Wuth der Menschen sowol als den Zerstörungen der Zeit selbst obgesiegt. Ein Erdbeben that wahrscheinlich mehr, als mit seinen Bränden der griechische Knabe in einer Bacchischen Nacht thun konnte und mochte. Stünde Persepolis noch, wie Alexander sie ließ, wir hätten gewiß mehr als diese bedauernswerthen Trümmern.

Gnug für jetzt, und ein andermal etwas über die Gräber der Könige nebst andern asiatischen Denkmalen. Großer und guter Dschemschid, ich habe das Andenken Deiner Einrichtungen, eine Fabel der Vorwelt, aus diesen ewigen Tafeln menschlicher Kunst zu erwecken gesucht; glücklich, wenn ich's getroffen hätte und ein Andrer auf dem versuchten Wege weiter gelangte! Noch glücklicher, wenn die schöne Schrift dieser Denkmale entziffert würde; denn diese löste ganz das Räthsel.[1])

Nachschrift der zweiten Auflage.

Hätte diese Muthmaßung, im Jahr 1787 geschrieben, deren Fortsetzung sogleich mit angekündigt ward,*) auch keinen Erfolg gehabt, als folgenden Aufsatz Niebuhr's veranlaßt zu

*) Sie sollte unter der Aufschrift „Ueber die Gräber der Könige nebst andern asiatischen Denkmalen" folgen; veränderte Zeitumstände haben sie verzögert. — H.

[1]) Die Enträthselung der Keilschrift durch Grotefend, Lassen, Rawlinson u. A. hat Herder's so sinnreiche, mit großem Aufwand von Kenntniß und Scharfsinn aufgestellte Vermuthung nicht bestätigt. Herder erlebte noch de Sacy's ersten Versuch, der ihm seiner Annahme nicht zu widersprechen schien, und Ousely kam zu ähnlichen Ergebnissen. „Die historisch allein richtige Ansicht, daß in Persepolis Gebäude der Achämeniden (Kambyses, Darius, Xerxes, Artaxerxes) sind, ist schon von Le Bruyn aufgestellt," bemerkt Lassen. „Chardin brachte die Meinung auf, es seien Tempel, und die örtliche Ueberlieferung, welche in Persepolis den Reichspalast des fabelhaften Dschemschid sieht, wurde von Herder mit einer Lebhaftigkeit verfochten, die uns jetzt erstaunen machen muß." Am Richtigsten hatte zuerst Heeren geurtheilt, der aber sich schon anderer Hilfsmittel als Herder bedienen konnte. Besonders durch die Entdeckungen von Ker Porter ist unsere Kenntniß von den Resten von Persepolis außerordentlich gefördert worden. Vgl. Ritter's Erdkunde, VIII. 907—927, Lassen's Artikel „Persepolis" in der Encyclopädie von Ersch und Gruber, Vaux' „Niniveh und Persepolis" (deutsche Uebersetzung 1852). Wie groß damals das Wagniß der Erklärung sei, hat Herder selbst einsichtig am Anfange des ersten Stückes „Ueber Denkmale der Vorzeit" (unten S. 173) ausgesprochen. — D.

haben, so war sie nicht vergebens geschrieben. Nicht Jedem ist vergönnt, nach Persepolis zu reisen, und von einem solchen Reisenden, über Dinge, die er sah, falle kein erläuterndes Wort auf die Erde! Mit Dank und zum Dank Aller, die an Sachen der Art Theil nehmen, stehe also sein Aufsatz*) hier:

Persepolis.

Von Niebuhr.

„Von einem Reisenden, welcher prächtige Trümmer des Alterthums auf ihrer Stelle zu sehen Gelegenheit hat, kann kaum etwas mehr verlangt werden als deren treue Abbildung und Beschreibung im gegenwärtigen Zustande; ihre nähere Erklärung scheint für den Gelehrten zu gehören. So habe auch ich die Trümmer des prächtigen Palastes zu Persepolis gesehen und einen großen Theil davon abgezeichnet, aber die Bedeutung der vornehmsten an denselben befindlichen Figuren habe ich erst aus einer kleinen Schrift gelernt, die unter dem bescheidenen Titel: „Persepolis, eine Muthmaßung", [1] neulich erschienen und auch der dritten Sammlung der Herder'schen „Zerstreuten Blätter" eingerückt ist. Da es einem Reisebeschreiber nicht anders als höchst angenehm sein kann, wenn seine Beobachtungen und Abbildungen von Alterthümern einer aufmerksamen Untersuchung gewürdigt und dadurch erst recht brauchbar gemacht werden, [2] so folge ich mit Vergnügen dem mir gegebenen Winke, mich über Einiges, was diese Ruinen betrifft, noch näher zu erklären.

„Hätte ich zu der Zeit, als ich mich unter den Trümmern dieses Palastes befand, mehrere Kenntniß der alten persischen Fabellehre gehabt, so würde ich dem Wunsche[3] zuvorgekommen sein und auch die Stellung der schwebenden Figur, welche man daselbst oben vor den Gräbern sieht, genau bemerkt haben; so aber muß ich bekennen, daß ich darauf nicht geachtet habe. Folgendes kann ich indeß bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen. Ein Reisender findet unter diesen Ruinen so sehr viele Arbeit, daß es ihm

*) Deutsches Museum. März 1788. — H.

[1]) Wol ein besonderer Abdruck aus den Zerstreuten Blättern. — D.

[2]) Im Museum steht: „wenn ein Mann wie Herder seine Beobachtungen ... würdigt und sie dadurch ... macht." — D.

[3]) Museum: „dem Wunsche des würdigen Mannes". — D.

an Zeit fehlen muß, jede Figur nur mit der Bleifeder ganz auszuzeichnen; wenn also eine Figur oft vorkommt, so bemerkt er sich Solches nur durch einige Worte oder Zeichen, um zu einer bequemern Zeit Alles vollständig auszeichnen zu können. Auf diese Weise hat wahrscheinlich Chardin seine 67. Tabelle genau nach dem Original gezeichnet, bei der 68. aber nur die Seite bemerkt, an welcher daselbst der König, und an welcher der Feueraltar steht, und daß sich oben eine schwebende Figur befinde, ohne die Stellung dieser letztern anzudeuten. Wenn er nun aber seinen Entwurf nicht gleich nachher ausgearbeitet und seine Zeichnung mit dem Original verglichen hat (eine Arbeit, welche nicht blos Chardin, sondern auch Le Bruyn nicht allezeit für nöthig erachtet zu haben scheinen), so mag nach einiger Zeit wol mancher Strich verwischt, ihm auch die Stellung der kleinen Figur ganz aus dem Gedanken gekommen sein und gleichgiltig geschienen haben, worauf er ihr dann eben die Stellung wie auf der vorhergehenden Tabelle gegeben hat. Ich bin also der Meinung, man könne Chardin's 68. Tabelle in diesem Stücke für fehlerhaft halten, bis ein anderer zuverlässiger Reisebeschreiber uns davon näher unterrichtet.

„Auch ich finde zwischen dem ägyptischen Sphinx und dem persischen vierfüßigen Thiere mit einem Menschenkopfe die Aehnlichkeit nicht, welche der Graf Caylus gefunden haben will. Beide sind freilich Fabelthiere, aber der Sphinx ist ein Löwe mit dem Kopf eines Frauenzimmers, und das persische Thier ist aus dem Ochsengeschlechte mit dem Kopf eines bärtigen Mannes, der Sphinx liegend, das persische Thier aber stehend abgebildet. Jede Nation hatte ihre eigene Religion und also auch ihre eigene Fabellehre.

„Von Diodor's Nachrichten (B. II. S. 215 der Wesselingischen Ausgabe) finde ich Einiges mit meinen Beobachtungen übereinstimmend, Anderes, wovon man jetzt keine Spuren mehr antrifft, sehr wahrscheinlich, aber auch Einiges offenbar falsch. Das, was dieser Schriftsteller eine feste Burg nennt, kann nichts Anders sein als der Palast, dessen Ueberbleibsel wir noch jetzt bewundern. Die Lage der königlichen Gräber in der Nähe nach Osten kann hier als entscheidend angenommen werden. Da nur e i n Weg zu diesem Palast führte, der sich verschließen ließ, so konnte er für die Zeit allerdings auch eine feste Burg genannt werden. Was Diodor von ehernen Pforten und ehernen Stangen erzählt, die sich hier auf den Mauern befunden haben, darin ist nichts Unwahrscheinliches; es bestätigt vielmehr meine Gedanken von dem Geschmack des Baumeisters. Von prächtigen Wohnungen, wo fremde Könige und Fürsten empfangen werden konnten, sieht man hier

noch Ueberbleibsel genug. Aber das, was dieser Verfasser von einer innern Burg sagt, verstehe ich nicht, wofern damit nicht das große Gebäude gemeint sein soll, welches auf meinem Grundrisse, der 18. Tabelle des zweiten Bandes der Reisebeschreibung, durch L bemerkt ist, und das, was er von der dreifachen Mauer berichtet, wovon diese Burg umgeben gewesen sein soll, ist gewiß falsch. Hier ist nur eine Ringmauer, und diese muß man nicht mit einer Stadtmauer vergleichen; denn es ist die Mauer, welche die Hügel unterstützt, auf welchen die verschiedenen Gebäude des Palastes gestanden haben. Außenwerke können hier nicht gewesen sein, weil gleich am Fuße der erwähnten Mauer die Ebene anfängt, wo nicht weit von der Südwestecke des Palastes bis diesen Tag noch eine Säule aufrecht steht, andere Trümmer von Gebäuden zerstreut herumliegen und also zum Beweise dienen, daß auch in dieser Gegend prächtige Gebäude gestanden haben. Diodor lebte lange nachher, als dieser Palast von dem griechischen Helden Alexander, den die Indier den Räuber nennen, in der Trunkenheit zerstört worden war. Er selbst hat die Trümmer desselben wol nicht gesehen, sondern vielleicht gehört, daß die Mauer um den Palast verschiedene Höhen gehabt habe, und da er sich von der Anlage eines Palastes auf verschiedenen, mit einer einzigen Mauer umzogenen Hügeln keinen Begriff machen konnte, so mag er das Erzählte vielleicht so ausgedeutet haben, daß der Palast mit verschiedenen Mauern von verschiedener Höhe umgeben gewesen sei.

„Der Umfang der verschiedenen Gebäude dieses Palastes ist auf meinem Grundrisse nach dem ihm beigefügten Maßstabe zwar richtig angedeutet worden; da aber der Maßstab nur klein ist, so scheinen die Gebäude auch keinen großen Umfang gehabt zu haben, und dies hat wol zu folgender auf der 62. Seite befindlichen Anmerkung Gelegenheit gegeben. Daselbst nämlich heißt es: „Wenn wir die Häuser der Griechen, ja der uns noch nähern alten Römer ansehen, so schütteln wir den Kopf und wollten nicht also wohnen; wie viel mehr müßte man bei einem Palaste Dsjemschied's den Kopf schütteln, wenn man ihn mit den Palästen unserer Könige vergleichen wollte! — Ich lasse mich auf keine Einwendung ein, die man aus dem Geschmack unserer Zeiten in Absicht auf Bauart, Abtheilung, Aussicht, Decoration u. s. w. macht, weil das Alles nicht hieher gehört." *) Ich meines Theils glaube, daß einige

*) Diese links ausgedruckte Stelle, die sich auf einige Einwendungen des Grafen Caylus bezog, ist in dieser Ausgabe ganz weggelassen worden. Ich bedaure indeß ein Mißverständniß nicht, das die folgenden schätzbaren Erläuterungen veranlaßt hat. — Anmerk. des Verfassers der „Zerstreuten Blätter". — H. [Soll das Wort links hier

Gebäude dieses Palastes mit einem solchen Geschmack aufgeführt worden sind, daß noch jetzt unsere Baumeister die Ueberbleibsel derselben mit Nutzen und Vergnügen werden studiren können. Ich will nochmals versuchen, eine kurze Beschreibung davon zu machen.

„Der Palast der ehemaligen persischen Könige oder der Reichspalast der alten Perser lag vor dem hohen Gebirge Rachmed, nahe bei der großen Stadt Istakr und an der Seite einer überaus fruchtbaren, von dem Araxes durchströmten Ebene, welche vier bis sechs Meilen breit ist und ganz von hohen Gebirgen umgeben zu sein scheint. Die verschiedenen Gebäude desselben sind alle nach einem Geschmack aufgeführt gewesen; man findet überall ähnliche Figuren und Inschriften. Man kann aber darum noch [1]) wol nicht annehmen, daß alle diese verschiedenen Gebäude in einem Jahrhunderte aufgeführt worden sind. Die in der südwestlichen Ecke liegenden scheinen nach meinem Urtheil die ältesten zu sein, und davon war das durch I bezeichnete wol das allerälteste. Da dieses also wahrscheinlich dasjenige ist, welches Dsjemschied aufgeführt hat, so wollen wir die Lage und Bauart desselben zuerst etwas näher untersuchen.

„Dies Gebäude lag auf der Spitze eines Felsens, 50 Fuß über der unten liegenden fruchtbaren Ebene. Dessen ganze Länge war 53 doppelte Schritte, d. i. ohngefähr 150 Fuß; der in der Mitte befindliche Saal war ohngefähr 80 Fuß lang, fast ebenso breit und hatte in 6 Reihen 36 Säulen. An beiden Seiten des Saals befinden sich Nebenzimmer, welche man, so wie das Vorzimmer, bei einer nähern Untersuchung auch gewiß nicht klein finden wird. Das Ganze war also zu einem Wohnhause sehr regelmäßig und bequem eingerichtet. Die Einfassung der Thüren und Fenster, fast Alles, was man hier von der äußern Mauer und den Zwischenwänden noch antrifft, bestehen [2]) freilich aus sehr großen Stücken, dies Alles aber hat kein plumpes Ansehen, sondern ist sehr hübsch bearbeitet. Auch in der Grundmauer dieses Gebäudes, von der man noch jetzt deswegen Vieles sehen kann, weil es auf dem höchsten Hügel stand, liegen die Steine noch so genau auf und an einander, daß man schwerlich eine bessere Wand von einem italienischen Baumeister finden wird. Der glatte Fußboden in dem 80 Fuß langen und fast ebenso breiten Saale dieses Gebäudes ist der Fel-

---

heißen „auf der vorigen Seite"? In den Zerstreuten Blättern stehen die Worte „Wenn wir ... in einem Palaste" auf der vorhergehenden Seite (S. 365), welche die linke Seite des Blattes ist. — D.]

[1]) So hat auch das Museum; man erwartet dafür doch. — D.

[2]) So steht auch im Museum. — D.

sen selbst, ein grauer Marmor, welcher eine schöne Politur annimmt und alsdann fast schwarz wird. Der harte Fels ist hier folglich abgetragen; er ist überdies an der Südseite senkrecht abgehauen, so daß er hier bis auf den Theil herunter, welcher erst hernach aufgefahren ist, eine steile Wand ausmacht. Man findet zwar jetzt nicht die geringste Spur von einem zweiten Stockwerk dieses Gebäudes; allein von einem Bauherrn, der, um einer freien und schönen Aussicht zu genießen, für seine Wohnung einen Platz 50 Fuß hoch über einer fruchtbaren Ebene aussuchte, der auf einem Felsen baute, der um sein Gebäude eine so starke Mauer aufführte, daß die Zeit sie nach einigen tausend Jahren noch nicht ganz zerstören können, von einem solchen Bauherrn kann man gewiß erwarten, daß er seinem Lieblingspalaste, dessen Umfang er nach der Größe der Spitze des Felsens, worauf er baute, einrichten mußte, durch Aufsetzung eines zweiten Stockwerks noch einmal so viel Platz zu verschaffen gesucht haben wird.

„Es mögen mehrere Jahrhunderte verflossen sein, bevor der Palast so ausgebaut worden ist, als er zu der Zeit war, in welcher Alexander den Anfang zu seiner Zerstörung machte. In der Zwischenzeit aber ist er sehr vergrößert worden. Verschiedene Hügel in einer Länge von 270 doppelten Schritten, etwa 1200[1] Fuß, und einer Breite von ohngefähr 900 Fuß sind durch eine starke Mauer von dem schönsten Marmor mit dem Berge Rachmed gleichsam verbunden. Wo der Baumeister fand, daß der Fuß eines Felsens weiter heraustrat, als er nach seinem Plan hervorgehen sollte, da hat er den Felsen senkrecht abgetragen, wodurch dieser dann selbst ein Theil der Ringmauer ward. Man hat die Spitzen mehrerer Felsen abgenommen und auf denselben prächtige Gebäude aufgeführt; aber nicht alle niedrigen Stellen auf dem eingeschlossenen Platze hat man zu einer gleichen Höhe aufgefahren, wie es vielleicht ein europäischer Baumeister gemacht haben würde, sondern nur den Platz zwischen der Ringmauer und den abgetragenen Felsen aufgefüllt. Und dies ist die Ursache, warum die Ringmauer an verschiedenen Stellen eine verschiedene Höhe erhalten hat.

„Nun betrachte man die innere Anlage dieses prächtigen Palastes nach den Ueberbleibseln, welche man davon noch 2000 Jahre nach seiner Zerstörung antrifft. Zu dem ganzen Hügel, auf welchem die verschiedenen Gebäude desselben lagen, führt nur e i n e Treppe, aber eine doppelte Treppe, und so bequem, daß man noch jetzt kaum eine bequemere in einem europäischen Palaste finden wird.

---

[1]) Nach S. 146. Z. 22 wären 1200 Fuß mehr als 400 doppelte Schritte. — D.

Einige der untern Stufen mögen wol durch die Zeit mit Erde bedeckt worden sein. Ihre senkrechte Höhe ist aber noch jetzt 33 Fuß; auf diese Höhe hat sie 104 Stufen und etwa in der Mitte einen Ruheplatz. Vor jedem der beiden Aufgänge war oben eine große Pforte, und wenn man sich hier umdrehte, so fand man abermal eine Pforte, ehe man zu dem Eingange des Palastes kommen konnte. Die Lage dieser drei Pforten ist auf dem Grundriß durch Punkte angezeigt, indem man hier in überaus großen Marmorblöcken noch jetzt die Löcher sieht, wo die Zapfen gestanden, auf welchen die Thüren sich gedreht haben, wenn sie auf- oder zugemacht worden sind.

„Auf dem prächtigen Wege von dieser Treppe bis zur Wohnung des Königs sind jetzt noch einige Ueberbleibsel des Alterthums vorhanden, die, sowie die eben erwähnte Treppe, der Witterung noch wol einige tausend Jahre werden trotzen können; und von Menschen haben sie auch nicht viel zu fürchten, so groß sind die Marmorblöcke, woraus sie zusammengesetzt sind. Dies sind die 28 bis 30 Fuß hohen Wände, deren Lage auf dem Grundriß durch A und Æ angedeutet ist. Bei O findet man noch Stücke von eben solchen Wänden, sowie auf dem Wege bis hieher auch noch eine aufrecht stehende Säule, welche mit den erwähnten Wänden ohngefähr eine gleiche Höhe hat und also einen Beweis zu geben scheint, daß der ganze Weg oben bedeckt gewesen ist. Viele Trümmer liegen hier noch zerstreut herum, und wie viel mag nicht bereits weggetragen sein!

„Endlich kam man zu dem Gebäude L, welches ich für die Wohnung des Königs halte. Vor demselben und mit der Vordermauer dieses Gebäudes verbunden, sieht man abermal zwei Wände mit der Abbildung des erdichteten Thiers, welches man nahe bei der Haupttreppe findet. Das Gebäude selbst war 200 Fuß lang und ebenso breit; es hatte an der Vorder- oder Nordseite zwei Thorwege und hintenaus oder nach Süden ebenso viele, von denen die Seitenwände noch stehen und gegen 30 Fuß hoch sind. Weil es in einer etwas niedrigern Gegend liegt als die meisten der übrigen Gebäude, so hat der Wind an der Vorderseite so viel Staub zusammengeweht, daß die hier befindlichen Alterthümer schon bis an die Fensterbank in der Erde begraben sind; an dieser Seite befinden sich neun Fensteröffnungen, die so groß sind, daß man sie beim ersten Anblick für Thüren hält; sie sind aber gewiß Fensteröffnungen gewesen, und hinter solchen Fensteröffnungen waren auch die Zimmer wol nicht klein. Von der innern Abtheilung dieses Gebäudes, ob nämlich etwa in der Mitte ein großer, freier Platz gewesen sein mag, davon ist jetzt nichts mehr zu sehen.

Die Trümmer, welche man nicht von hier weggetragen hat, sind mit Erde bedeckt. Daß aber außen herum lauter Wohnungen gewesen sind, das sieht man aus den davon annoch übrigen Thür- und Fensteröffnungen, welche letztere aber an der Ost-, Süd- und Westseite nicht so groß sind als die an der Vorderseite, weil die Sonne von diesen Seiten in die Zimmer dringen konnte. In diesem 200 Fuß langen und breiten Gebäude muß also für eine königliche Familie schon viel Platz gewesen sein; und wer möchte wol behaupten, daß solches nur ein Stockwerk gehabt habe? Die Perser müssen schon damals längst gewohnt gewesen sein, hoch in die Luft und auch mit Holz zu bauen, und von einem Baumeister, der eine solche Anlage zu machen wußte, wie man hier findet, kann man wol nicht erwarten, daß er hinter einer so schönen Treppe und einem 30 Fuß hohen und prächtigen Gange nur ein Gebäude von einem Stockwerk aufgeführt habe, dessen Haupteingänge ebenso hoch waren als das Gebäude selbst.

„Von den übrigen Gebäuden, worunter das bei M auch besonders sehr prächtig gewesen sein muß, will ich nichts erwähnen, sondern nur noch Einiges von den Colonnaden B, C, D, E bemerken. Hier ist weder von den äußern noch den Zwischenwänden das Geringste mehr übrig; Alles dies ist weggetragen und zu Istakr, Schiras und in andern Städten zu neuen Gebäuden gebraucht, die auch schon längst wieder zu Grunde gegangen sind. Aber die Anlage dieser Säulengänge zeigt meines Bedünkens ganz deutlich, daß sie durch Zwischenwände von einander abgesondert gewesen sind. Und dann war B ein Vorsaal oder Vorgebäude, etwa 150 Fuß lang, mit zwei Reihen hoher Säulen. Vor demselben waren vier prächtige Treppen, an den Seiten ganz mit halberhabnen Figuren, sehr schön in Stein ausgehauen, bedeckt. Von diesem Vorsaale führten zwei Gänge e e in den Hauptsaal, welcher 180 Fuß lang und ebenso breit war und in sechs Reihen 36 wohl proportionirte, 48 bis 50 Fuß hohe Säulen hatte. An den beiden Seiten nach Osten und Westen waren andere Säle D und E ebenso lang, aber nur mit zwei Reihen oder 12 Säulen; vor dem bei E war noch wol ein Altan über der Hauptmauer, welche hier 40 Fuß hoch ist, und wenn auf dieser Mauer eherne Stangen gestanden haben, wie Diodor berichtet, so hatte man selbst in dem Saal E, welcher nach dieser Seite vielleicht auch ganz offen gewesen ist, eine freie und schöne Aussicht über die fruchtbare Ebene. Diejenigen, welche daraus, daß man hier keine Spuren von einer obern Decke mehr antrifft, den Schluß haben machen wollen, daß diese Colonnaden gar nicht bedeckt gewesen sind, scheinen es nicht

bemerkt zu haben, daß alle diese Säulen nur so weit von einander und von den Zwischenwänden gestanden haben, daß Balken von ohngefähr 30 Fuß Länge von einer Säule zur andern oder zu einer Zwischenwand haben reichen können; sie scheinen auch nicht bemerkt zu haben, daß man unter diesen Trümmern noch jetzt Säulen antrifft, auf welchen statt des Capitäls der doppelte Vordertheil des erdichteten Einhorns liegt, daß eben der doppelte Vordertheil dieses Thiers auf den Säulen vor den prächtigen Gräbern einen Balken trägt, und daß man ihn also auch zu eben diesem Gebrauche auf diese Säulen gelegt haben werde. Ich meines Theils glaube, daß alle diese Colonnaden nicht nur bedeckt gewesen sind, sondern daß wenigstens der Hauptsaal C noch ein Stockwerk gehabt habe. Daß man davon jetzt keine Trümmer mehr antrifft, kann dagegen nichts beweisen; denn der Baumeister brauchte natürlicherweise zu dem obern Stockwerke keine so großen Baumaterialien als zu dem untern, und jene sind also wol die erstern gewesen, die man weggeschleppt hat. Selbst die Bemerkung, daß hier von der großen Menge Säulen nur so wenige mehr aufrecht stehen, scheint mir ein Beweis zu sein, daß eine große Last darauf gelegen haben müsse, welche denn wol, als sie herunterstürzte, auf einmal viele Säulen umgeworfen haben mag. Ein Baumeister, der hier alle Hügel so gut zu nutzen wußte, der nicht mehr so plump und ganz von großen Steinmassen baute wie die Aegypter, sondern auch den Gebrauch des Holzes in der Baukunst kannte und seinen Säulen ein so gutes Verhältniß gab; ein Bauherr, der auf Hügeln wohnen wollte, um der frischen Luft und einer freien Aussicht zu genießen, wird auch solche herrliche Colonnaden nicht ungenutzt gelassen haben. Wenn aber auch nur über C ein zweites Stockwerk, und über B, D, E mit ehernen Stangen oder mit Gitterwerk umgebene Terrassen gewesen sind, welche herrliche Aussicht hatte man dann nicht, besonders von der Terrasse E, 90 Fuß über dem Horizont, nach Istakr und über die ganze fruchtbare Ebene! Daß der Berg Rachmed hinter dem Palaste zu der Zeit auch nicht so wüste gelegen habe als jetzt, das kann man sich leicht vorstellen.

„Wenn also Diodor von prächtigen Wohnungen in diesem Palaste redet, wo fremde Könige und Fürsten aufgenommen wurden, und man annimmt, daß selbige bei B, C, D, E gelegen haben, so möchte ich fragen, welcher Monarch in der ganzen Welt jemals fremden Königen und Fürsten an seinem Hofe eine so prächtige Wohnung habe anweisen können! Da keiner meiner Vorgänger einen Grundriß von der Lage und Größe der verschiedenen

Gebäude dieses Palastes entworfen hat, so ist es auch nicht wohl möglich, sich davon nach ihren Beschreibungen und perspectivischen Zeichnungen einen deutlichen Begriff zu machen. Nun aber lese man Kämpfer's, Chardin's und Le Bruyn's Beschreibungen dieser Ruinen noch einmal, mit meinem Grundrisse zur Seite, und man wird finden, daß ich nichts übertreibe. Unsere Meinungen darüber sind freilich verschieden; auch hat der Eine diesen, der Andere jenen Theil des Palastes umständlicher beschrieben und abgebildet; die Beschreibungen der Trümmer aber müssen sich nicht widersprechen, und wenn man Solches dennoch in diesem oder jenem Punkte finden sollte, so ist es nunmehr leicht, es ausfindig zu machen, welcher Reisebeschreiber in diesem Punkte nicht die gehörige Aufmerksamkeit angewandt hat.

„Die Verzierungen dieses alten persischen Palastes waren von denen, die man in den europäischen Palästen antrifft, freilich ganz verschieden, aber darum wol nicht weniger prächtig und kostbar. Die Reisebeschreiber haben bereits eine Menge Figuren abgebildet, welche man hier an den Treppen und an den Seitenwänden der Thür- und Fensteröffnungen antrifft; fast alle diese Figuren haben zwar eine steife Stellung, das Verhältniß der Glieder gegen einander ist aber ziemlich gut, und Alles ist so scharf in den harten Marmor gehauen, als nur jetzt ein Bildhauer seine Arbeit vollenden kann.*) Die polirten Marmorwände und Säulen bedurften eigentlich keiner Verzierungen; wer weiß aber, ob man nicht auch an den Wänden allerhand Bildhauerarbeit angebracht oder selbige mit gemalten Geschichten behangen hat? Man findet noch unter den jetzigen Persern, welche Mohammedaner sind, Porträtmaler, die man freilich nicht mit den unsrigen vergleichen kann, welche aber in diesem Lande vielleicht nicht mehr angetroffen werden würden, wenn nicht schon die alten Perser Liebhaber der Malerei gewesen wären. Die persischen Teppiche sind jetzt auch bei Auswärtigen berühmt; vielleicht ist die Kunst, sie zu verfertigen, in Persien schon sehr alt, und so kann man wol nicht daran zweifeln, daß schon Dsjemschied den Fußboden in seinem Palaste mit kostbaren Teppichen belegt habe. Die Decke über den verschiedenen

*) „Daß die alten Perser auch schon das Räderfuhrwerk gekannt haben, davon sieht man den Beweis auf der 22. Tabelle des zweiten Bandes meiner Reisebeschreibung. Das daselbst abgebildete Rad hat hübsche Speichen und ist beschlagen, wie unsere Wagenräder. Es scheint aber, daß die Räder sich nicht um die Achse gedreht haben, sondern daß die Achse in den beiden gegenüber stehenden Rädern befestigt gewesen ist und sich mit denselben umgedreht habe, wie bei den Wagen in Natolien, an welchen letztern aber die Räder noch so plump sind, als wenn dies Fuhrwerk erst ganz neu erfunden wäre.“ — Anm. im Museum.

Zimmern und großen Sälen dieses Palastes ist wol gewiß von Holz gewesen; weil aber davon schon längst nichts mehr vorhanden ist, so ist es auch schwer zu bestimmen, wie hier die Balken über den Säulen mit einander verbunden waren, und wie Alles dies verziert gewesen sein mag.

„Nun vergleiche man den so hoch gerühmten Labyrinth oder einen der prächtigsten Tempel der Aegypter mit diesem Palast, und man wird finden, daß die Aegypter noch die Bauart in einem Felsen nachahmten, als schon Dsjemschied seine Wohnung oben auf einen Hügel setzte und darin große und prächtige Zimmer einrichten ließ. In Vergleichung der ägyptischen Säulen mit denen, welche man hier antrifft, wird man jene niedrig und plump finden, wenn die zu Persepolis ein so schönes Verhältniß haben, daß man auf den Gedanken kommen möchte, daß die Griechen die schöne Proportion ihrer Säulen von den Persern gelernt haben. Man findet an den Trümmern dieses Palastes überhaupt so viele Beweise von dem Geschmack der alten Perser in der Baukunst, daß man sich nicht lange bedenken darf, schon den Dsjemschied für einen weit größern Baumeister zu erklären, als die Aegypter es jemals geworden sind.

„Herr Herder ist unter den deutschen Gelehrten der erste, welcher die übrigen auf die Ruinen von Persepolis aufmerksam gemacht hat; er hat auch in der Erklärung der daselbst befindlichen Figuren bereits viel geleistet und macht Hoffnung, uns durch Hilfe dieser Ruinen noch näher mit den alten Persern bekannt zu machen. Möchte es ihm[1] gefallen, uns auch Erläuterungen über die Sprache der alten Perser zu geben. Ich habe von den an den Trümmern des Palastes zu Persepolis befindlichen Inschriften sehr viele copiirt; aber nicht Alles ist von gleicher Wichtigkeit. Aus den neupersischen, den arabischen und kufischen Inschriften z. B. werden wir nichts Wichtiges lernen können; die sind von Mohammedanern. Aber das auf der 20. Tabelle befindliche Siegel kann dem Sprachforscher vielleicht nützlich sein; denn das darin befindliche Thier ist gewiß ein Fabelthier der Perser und also die Schrift um dasselbe gleichfalls persisch. Ich habe dies Siegel beides so gezeichnet, wie es in den Stein geschnitten ist, und wie es in Siegellack abgedruckt aussieht.[2] Ob die wenigen Linien, die sich unten

[1] Im Museum: „es diesem scharfsinnigen Gelehrten". — D.

[2] Nach dem von Niebuhr's berühmten Sohne Herder übersandten Abdrucke des auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen befindlichen Siegels hat J. Müller eine Vignette der Abhandlung „Persepolis" (im 1. Th. „Zur Phil. u. Gesch.") vorsetzen lassen. — D.

auf der 27. Tabelle befinden, gleichfalls persisch und von einigem Werthe sind, das kann ich nicht bestimmen; sie sind nur schlecht eingehauen. Die 34. Tabelle aber halte ich für wichtig, weil ich unter den darauf befindlichen Schriftzügen einige pelvische gefunden zu haben glaube. Schade, daß dies etwa nur der sechste Theil der ganzen Inschrift ist, und zwar nur eine Ecke derselben; es ist also keine einzige Linie vollständig, das Uebrige ist durch die Zeit schon ganz unkennbar geworden. Von der schönen keilförmigen Schrift, welche man auch in den ältesten Gebäuden des Palastes antrifft, und die gewiß so alt ist als die Gebäude selbst, findet man fast beständig drei Inschriften von drei verschiedenen Alphabeten neben einander, und zuweilen dieselben Inschriften an zweien Thürpfosten gegen einander über. Die verschiedenen Buchstaben des einen Alphabets habe ich auf der 23. Tabelle zusammengetragen. Da ich gleich bei dem ersten Versuche fand, daß es so äußerst schwer ist, diese uns gänzlich unbekannten Schriftzüge so zu copiiren, daß man jeden Buchstaben deutlich von dem andern unterscheiden könne, so setzte ich hinter jeden Buchstaben einen Punkt, und ich denke, man werde mir wegen dieses Zusatzes keinen Vorwurf machen. Die Schriftforscher würden mir vielmehr auch noch wol danken, wenn ich ebenso jedes Wort durch ein Zeichen von dem andern unterschieden hätte; aber dies war nicht möglich. Alle Buchstaben stehen gleich weit von einander. Ich entdeckte indeß zufällig, daß diese Inschriften, so wie die europäischen, von der Linken zur Rechten gelesen werden müssen. (Reisebeschreibung, II. 143.)

„Es ist wol wenig Hoffnung, daß diese uralten Inschriften jemals werden erklärt werden können. Chardin sagt zwar (Voyages, Vol. II. p. 181), daß sich in der königlichen Bibliothek zu Isfahan 26 Bücher befinden, welche Schach Abbas den Parsis oder sogenannten Feueranbetern abgezwungen hat, und daß selbige mit alten persischen Schriftzügen geschrieben sind. Er bemerkt aber nicht, daß er sie selbst gesehen hat. Wenn man also auch alle diese 26 Bücher nach Europa bringen könnte, so dürfte man auch dadurch wol wenige Hilfe zur Erklärung der ältesten Inschriften, die sich an diesen Trümmern finden, erhalten. Indeß schmeichle ich mir, daß bei meinen Abschriften die größte Sorgfalt angewandt worden ist; sie können dem Philosophen zu vielen Betrachtungen Anlaß geben, und wenn die Gelehrten meine Arbeit auch nur blos in dieser Hinsicht nicht unnütz finden, so werde ich meine daran gewandte nicht geringe Mühe reichlich belohnt halten.“

6.

Ueber die menschliche Unsterblichkeit.[1]

Eine Vorlesung.

---

[1] „Die Unsterblichkeit des dritten Stücks" [der vierten Sammlung der Zerstreuten Blätter], bemerkt Herder 1792 im Vorwort, „möchte ich des Inhalts wegen empfehlen, weil ich den Glauben an diese Unsterblichkeit für wichtig halte. Wir sind nicht, wie jene Rotte sagt, „von ungefähr geboren und fahren wieder dahin, als wären wir nie gewesen". Wird unsers Namens auch vergessen, so ist unser Leben doch nicht „wie eine Wolke zergangen und wie ein Nebel verzehret und wie ein Schatte dahin gefahren". Es ist die Selbstheit eines Wollüstlings oder eines Tyrannen, zu glauben, daß mit uns das Weltall untergehe; vielmehr erstreckt sich der Geist der Humanität in seinen Wirkungen schon auf unsrer Erde über das Grab hinaus und erzeugt oft alsdann eben die süßesten Früchte. Selbst die ungeheure Begierde der Alten nach namentlicher Unsterblichkeit oder einer Fortdauer in Denkmalen halte ich nur für das Mißverständniß einer an sich wahren Pflicht und Lehre; man nahm nämlich,

wie Kinder zu thun pflegen, das Symbol für die Sache, das darstellende Zeichen für die Kraft der Wirkung. Je mehr das Menschengeschlecht aus seiner Kindheit herauszugehen gezwungen wird, desto mehr darf es die Hülse wegwerfen, es muß aber am Kern haften. Freilich ist's nur eine *menschliche* Unsterblichkeit, von der ich hier rede. Qua licet, aeternus es, könnte man mit dem Apollo, der seinen Liebling in eine Blume verwandelte, sagen; aber auch diese Unsterblichkeit ist der Menschheit viel werth, ja, die Grundlage ihrer ganzen Zusammenordnung.

Quotiesque repellit
Ver hiemem Piscique Aries succedit aquoso,
Tu toties oreris viridique in cespite vernas [flores]."

[Ovid. Met. X. 164—166]. — D.

„Alle Blumen der Dichtkunst hast Du gebrochen," so sagt ein französisches Epigramm zu einem französischen Dichter, „nur die Unsterbliche nicht." Wir wissen nämlich, daß im Französischen eine Blume wirklich die Unsterbliche heißt. Nicht ebenso leicht ist es zu wissen, wo die Unsterbliche blühe, und wie sie von ihren täuschenden Schwestern sich unterscheide. Es giebt mancherlei Immortalitäten, und die vielfachen Sinne der Menschen suchen sie auf verschiednen Wegen.

Von der Unsterblichkeit des Geistes oder der Seele reden wir hier nicht, sie ist eine Blüthe der Hoffnung, ein Same der Ahnung, der in unser Aller Herzen liegt, und den die Phantasie oder das moralische Urtheil oder das innerste Gemüth der Menschen auf mancherlei Weise erzogen hat; nicht aber ist sie ein Werk des Wissens oder der noch kältern Erfahrung.

Es giebt eine andre Unsterblichkeit des Namens und Nachruhms, die ich die historische und dichterische oder die Kunstunsterblichkeit nennen möchte. Sie scheint von großem Reiz. Edle, jugendliche Seelen opfern gern vor ihrem Altar; manche leidenschaftliche Menschen haben sie gar zum einzigen Ziel ihrer Gedanken gewählt und, so zu sagen, in ihr gelebt. In den Jugendzeiten der Welt nämlich war allerdings auch der süße Traum erlaubt, mit seinem Namen, in seiner Person und Gestalt auf die Nachwelt überzugehen und ein leibhafter Gott zu werden. Der enge Kreis der Empfindungen und Begriffe, in welchem damals die Menschen lebten, das Band einer blühenden und ewigen Sprache, das die verschiednen Stämme einer gemeinschaftlichen Abkunft mit einander verknüpfte, der Name Vaterland, der in Hellas und Rom die Gemüther an einander band und dort die öffentlichen Spiele, ja alle Plätze des heiligen Landes, hier die Hauptstadt der Welt, und was zu ihr gehörte, gleichsam zum ewigen Schauplatz und Tempel der Unsterblichkeit weihte, vor Allem aber

die Gaben der Musen, die damals noch unter den Menschen wandelten und das Gefühl eines ganzen Volks zu einer Theilnehmung am Ruhm und der Unsterblichkeit ihrer Mitgenossen stimmten: dies Alles konnte die Seelen der Mächtigsten, Würdigsten, Weisesten, Schönsten gleichsam in ein höheres Element erheben, daß sie, mit Göttern und Heroen umgeben, sich auch ihrem Namen, ihrer Gestalt nach, gleichsam leibhaftig in der Zahl derselben fühlten und die Schale der Unsterblichkeit schon bei Leibesleben tranken. Ohne dies Gefühl wären die Künste und Gesänge Griechenlandes und Rom's nie so geehrt, geliebt, gesucht worden; ohne dasselbe hätte kein Homer und Pindar, kein Flaccus und Maro gedichtet, kein Apelles gemalt, kein Phidias und Polyklet gebildet. Mit Thränen beneidete Alexander den glücklichen Achill, daß ihm die Götter zu seinem Verewiger einen Homer geschenkt hätten; und auch Tyrannen schonten des Mundes der Nachwelt, der Weisen und Dichter, damit sie durch sie nicht in der schlimmsten Gestalt andern Völkern und der Nachkommenschaft erschienen.

Exegi monumentum aere perennius
Regalique situ pyramidum altius,
Quod nec imber edax aut aquilo impotens
Possit diruere aut innumerabilis
Annorum series et fuga temporum.
Non omnis moriar, multaque pars mei
Vitabit Libitinam; usque ego postera
Crescam laude recens, dum Capitolium
Scandet cum tacita virgine pontifex.

So singt ein römischer Dichter selbst und verheißt in mehrern Oden sich und seinen Freunden einen unsterblichen Nachruhm.*) Auch haben die Götter dem, was in diesem Streben nach Unsterblichkeit wirklich Ewiges war, ihren Beistand nicht versagen können; die Helden Pindar's und Homer's, die Mächtigen und Weisen Griechenlandes und Rom's leben eines Theils noch in Bildsäulen, Brustbildern, Aufschriften und Gedichten; Kunst und Geschichte halten vereinigt den unverwelklichen Kranz des Andenkens über ihren Häuptern. Horaz hat sein Capitolium überlebt; der Venusinische Schwan durchfliegt alle gebildeten Völker.

Wie aber, wenn dies der einzige Weg zur Unsterblichkeit oder die einzige Art einer ewigen Fortdauer wäre, wie wäre es mit uns bestellt? mit uns, die sodann ein paar Jahrtausende zu spät ge-

*) *Horat. Carm.*, II. 20; III. 30; IV. 8. 9. — H.

kommen wären, um mit der Jugend der Welt ihre frischen Morgenkränze zu theilen? Hinter zehn Helden und Dichtern zu sein, ist schon ein geringerer Platz; die Namen der Menschen, wenn sie hergezählt werden müssen, werden so bald verwechselt, so blöde unterschieden; die Personen, die solche bedeuten, stehen so oft verunstaltet und verkannt da, daß in dem großen Labyrinth der Zeiten, in welchem oft das Schlechteste neben dem Besten gepriesen wird, das wahre Verdienst sich zu verlieren scheint. Die Tafel der Muse ist beschrieben, fast mehr beschrieben, als das Gedächtniß der Menschen davon fassen kann; was am Rande hinzugethan wird, können nur kleine Buchstaben sein, oft schwer zu lesen und von zweifelhafter Bedeutung. Der Mund der Fama hat seinen Credit verloren, das Lob der Kunst, Dichtkunst, ja selbst der Geschichte hie und da nicht minder. Die Sprachen der Völker sind zertheilt, und wer kann sich eine Stimme geben, die von den Säulen Hercules' bis zum Indus reiche? Das Feld der Geschichte, auch der Verdienste und Kenntnisse selbst, ist zu groß geworden, dagegen die Aufmerksamkeit der Menschen in ihrem Innern geschwächt, die Theilnahme derselben an einem einzelnen Gegenstande, Geschäft oder Lande dergestalt verwittert, daß es dem fremden Leser schon Mühe kostet, seinen engen Horizont nur zu erweitern, sich in eine fremde Noth, in ein fremdes Verdienst, in einen fremden Charakter nur einzulassen und zu finden. Ein gemeinschaftliches politisches Vaterland haben die Völker Europens gar nicht mehr, die wenigsten haben es innerhalb ihrer eignen Grenzen. Friedrich der Große, der einen Alexander und Cäsar in Manchem weit übertrifft, und dem die Götter selbst in seine Gesichtszüge das Gepräge der Unsterblichkeit drückten, wird schwerlich je so allgemein, so classisch berühmt werden, als Alexander und Cäsar es sind und waren; er steht, der Zeit nach, hinter zu vielen Andern und muß mit ihnen Allen den Wettlauf nach dem Kranze des Ruhms wagen. Und wo steht das Ziel dieses Wettlaufs? welche Hellenodiken theilen den Kranz aus? Den Augur an der Tiber wird Niemand dafür erkennen, in seinen theuern Himmel will Niemand rechtliches mehr. Ueberdem ist auch sein Kalender voll, seine Altäre sind besetzt, und die Litanei der Heiligen überhaupt ist eine schlechte Pindarische Ode. Die Heroen der alten Welt, die Götter Griechenlandes und Rom's sind gefallen; Jahrhunderte haben sich bemüht, die Mittel der Unsterblichkeit zu vernichten, die Wege dahin zu verschwemmen, den Hügel, auf welchem sie blüht, den Menschen ungangbar zu machen und sie dafür mit dem alltäglichen Loose eines Tantalus, Ixion oder Sisyphus zu beschenken.

Facilis descensus Averno,
Noctes atque dies patet atri janua Ditis,
Sed revocare gradum superasque evadere ad auras,
Hoc opus, hic labor est. Pauci, quos aequus amavit
Juppiter aut ardens evexit ad aethera virtus,
Dis geniti, potuere.[1])

Sollte es nicht eine andre Unsterblichkeit geben, die uns nicht geraubt werden kann, ja, auf die uns eben jene der Kunst, Geschichte und Dichtkunst als ein jugendlicher Traum selbst hinweist? Es wäre sonderbar, daß, was seiner Natur nach wahrhaft unsterblich ist, uns von Zeiten, Menschen und Schicksalen geraubt werden könnte; die Götter selbst können es nicht rauben.

Unsterblich nämlich und *allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziel, der möglichst besten Ausarbeitung seiner Form, wesentlich liegt*, was also seiner Natur nach fortdauern, auch unterdrückt, immer wiederkommen und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß: das *rein Wahre, Gute und Schöne.* Aus diesem Samen sind Göttergestalten hervorgegangen, Heroen und Wohlthäter der Menschheit entsprossen und entsprießen noch; sie haben auch auf uns gewirkt; wir haben Beruf und Macht, in ihrem Werk fortzuwirken und dadurch den schönsten und edelsten Theil unsrer selbst in unserm Geschlecht zu verewigen. Es sei mir vergönnt, diesen Gedanken, der keine Poesie, sondern die schlichteste Wahrheit ist, mit Wenigem zu entwickeln. Ich bin gewiß, daß in jedem edeln Gemüth, das mich hört, sich auch ein Land der Unsterblichkeit aufthun werde, indem Jedem sein Herz sagt: „Hier wohnt wahre menschliche Unsterblichkeit, hier oder nirgend; außer ihr ist Schatten und Orcus."

Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbt. Wir denken in einer *Sprache*, die unsre Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweise, an der so viele Geister bildeten und formten, zu der auch in andern Sprachen die schönsten Genien des Menschengeschlechts beitrugen und uns damit den edelsten Theil ihres

[1]) Virg. Aen., VI. 126—131. — D.

Daseins, ihr innerstes Gemüth, ihre erworbnen Gedankenschätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir tausend Erfindungen, die aus alten Zeiten, ja, zum Theil von den fernsten Gegenden der Erde zu uns gekommen sind, und ohne die wir ein freudeloses, dürftiges Leben führen müßten. Maximen und Sitten sind auf uns geerbt, die nicht nur das Gesetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, sondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrückniß und Gewohnheit hinaufzuschwingen, Vorurtheile abzuschütteln und, indem wir andre Gemüther von demselben Licht des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundschaft und Thätigkeit weit inniger zu vereinigen, als geist- und sinnlose Körper sich je vereinigen könnten. Diese Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt, sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müssen wir an ihr halten und im Guten oder Bösen, thätig oder hindernd auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dies ist das unsichtbare, verborgne Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beispiele, Lebensweise und Erziehung, Liebende durch Liebe, Freunde durch harmonische Freundschaft knüpft, also daß wir in diesem bindenden Medium auf die Unsern, auf Andre, auf die Nachkommenschaft wirken müssen und fortwirken werden. Dies ist das Innre der wahren menschlichen Unsterblichkeit, jedes äußere Bild von ihr ist nur ihr Name, ihre Bezeichnung.

Lassen Sie uns, um dies inne zu werden, nur an die lebendigsten Augenblicke unsers Lebens, insonderheit unsrer Kindheit und Jugend gedenken; gingen wir nicht, da wir sie genossen, stets aus uns heraus und theilten uns mit, oder wir empfingen von Andern, fühlten sie in uns, uns in ihnen? Da vergaßen wir unsre eingeschränkte sterbliche Form, wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unsterblichen Genusses und Daseins. So gingen in uns als Jünglinge die Gedanken Derer über, die am Meisten auf uns gewirkt haben; ihre Töne flossen in uns, wir sahen ihre Gestalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch ihr innres Wort gemacht ward, gedieh zur Form unsrer Seele. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht blos was, sondern wie sie es dachten, hat sich uns mitgetheilt, wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf Andre. Schiene gleich Manches im dunkeln Grunde unsers Gedankenmeeres todt und begraben zu liegen, zu rechter Zeit steigt's doch hervor und organisirt sich zu

und mit andern Gedanken; denn in der menschlichen Seele ist nichts todt, Alles lebt oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhange ist, so belebt, so erweckt eine die andre. Noch in einem höhern Grade wirken so auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen, insonderheit derer, mit denen wir täglich umgehn, die wir hassen oder lieben, verabscheuen oder verehren. Gegen jene empört sich unser Gemüth, die Eindrücke dieser gehen sanft in unsre Natur über. Wir gewöhnen uns an des Andern Wort, Miene, Blick, Ausdruck, so daß wir solche unvermerkt an uns nehmen und auf Andre fortpflanzen. Dies ist das unsichtbare magische Band, das sogar Geberden der Menschen verknüpft; eine ewige Mittheilung der Eigenschaften, eine Palingenesie und Metempsychose ehemals eigner, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigner Gedanken, Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu sein und sind's nie: wir sind mit uns selbst nicht allein, die Geister andrer, abgelebter Schatten, alter Dämonen oder unsrer Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner, Mißbildner und tausend zudringender Gesellen wirken in uns. Wir können nicht umhin, ihre Gesichte zu sehn, ihre Stimmen zu hören, selbst die Krämpfe ihrer Mißgestalten gehn in uns über. Wohl ihm, dem das Schicksal ein Elysium und keinen Tartarus zum Himmel seiner Gedanken, zur Region seiner Empfindungen, Grundsätze und Handlungsweisen anwies! sein Gemüth ist in einer fröhlichen Unsterblichkeit gegründet.

Um hierüber mit mir eins zu werden, bemerke man Folgendes:

1. Je reiner und edler etwas in unsrer Natur ist, desto mehr geht's aus sich heraus, entsagt seinen engen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig. Eine Form, die uns zusammendrückt, drückt, wenn wir sie Andern auflegen, diese um so mehr zusammen, eben weil es nicht ihre Form ist; dahingegen was Andern Luft und Lust macht, was ihnen freien Athem und ein Elysium giebt, in welchem freiwillige Blumen blühn, dies ist reiner unsterblicher Aether. Dahin gehören z. B. helle, wahre Gedanken, jede Erweiterung der Wissenschaft, bei welcher wir uns selbst vergessen und nur in den Gesetzen des Gegenstandes denken, Regeln der Vernunft, Sitten und Rechte, in denen Jeder, auch wider Willen, das Allgemeingeltende, Würdige anerkennt und in ihnen gleichsam Formeln der Ewigkeit liest. Wo Saiten dieser Art erklingen, tönen alle reine menschliche Gemüther mit; wir freuen uns ihrer, bis unvermerkt sie das Saitenspiel unseres innern Sinnes werden. So haben alle Wohlthäter des

Menschengeschlechts herabgewirkt, so wirken Eltern, Lehrer, Gesetzgeber, Freunde auf uns, und wer sonst den Gang unsrer Gedanken, den Plan unsers Lebens zur reinsten edelsten Humanität fördert. Und o wie glücklich sind vor allen Andern die Heroen und Genien der Menschheit, wenn ihnen bei ihrer Macht auch Weisheit und bei ihrer Weisheit und Macht auch Güte zu Theil ward! welche tausend Mittel haben sie in ihrer Hand, auf die schönste und gewisseste Art unsterblich zu werden! Möge der Unterdrückte, der Hilflose, der Verwaiste ihre Namen kennen oder nicht; so lange er durch ihre Veranstaltung Schutz, Hilfe, Aufmunterung, Unterhalt, Freude genießt, so lange leben *sie* in ihren Anstalten selbst unsterblich. Die bessere Bildung, die der Verwahrloste empfing, die gute Aufnahme, die der Verlassene findet, jede Brauchbarkeit, zu der er gebildet wird, jeder Dank, jede Freude in ihm sammt allen guten Wirkungen, die er aufs Neue fortsendet, Alles ist ihr Werk, ihre Veranlassung und Stiftung. Die Früchte, die sie zum reinen Ertrage der Menschheit säten, sind von unsterblicher Art, von immer wuchernden Zweigen; dagegen das, was sich in und mit unsrer sterblichen Gestalt verzehrt, das geht hinab in den Orcus.

2. Zum Uebergange dieses Beitrages in den gesammten ewigen Schatz der Menschheit gehört nothwendig eine *Ablegung unseres Ich*, d. i. eine Entäußerung sein selbst und der Vorurtheile, die an diesem Selbst haften. Wollten wir, wenn wir's auch könnten, Welt und Nachwelt mit unsern Schwächen beschenken? Nein! Der Nektar der Unsterblichkeit, der Lebenssaft, durch welchen das Wahre und Gute keimt, ist ein reiner Saft: alles mit Persönlichkeit Vermischte muß in den Abgrund; in den Gefäßen und Triebwerken der großen Weltmaschine muß es so lange geläutert werden, bis der Bodensatz sinkt. Die Wahrheit ruht auf sich selbst; wenn ihr Würfel auch sechsmal umgewälzt würde, er ist und bleibt ein Würfel. Dagegen die Pyramide, die auf ihre Spitze gestellt würde, entweder zertrümmern oder mit ungeheurer Mühe umhergewälzt werden müßte, bis sie ihre ruhige Grundlage fände. Leicht wird diese Selstverleugnung, sobald man einmal die Luft der hohen Region genossen und in das Gebiet des Beharrlichen, des Wahren versetzt ward. Gern legt man die sterbliche Hülle der Persönlichkeit ab, wo sie Welt und Nachwelt nur an unsre Unvollkommenheit erinnern würde. Der erste Begriff eines allgemeinen Gesetzes sagt schon, daß es von Privatleidenschaft entfernt sein müsse; so will auch jede reine Form des Guten und Schönen kein Porträt, sondern ein Ideal sein. Wer über sich selbst der strengste Richter zu sein vermag, nur der ist ein Sohn der Götter, seiner Natur nach und

in seinen Werken unsterblich. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, etwas über die Dämonen, Heroen und Genien der Alten zu sagen, deren Göttergestalten überhaupt mir wie abgezogene Begriffe und Kategorien erscheinen, unter welche sich alles Unsterbliche in Menschengedanken, -Werken und -Charakteren gleichsam sinnlich ordnet.

3. Da aber jedes Ding nur auf eine Weise das Beste seiner Art sein kann, mithin nach ewigen Gesetzen die Formen der Dinge wiederkommen müssen, und kein Inneres ohne ein Aeußeres, kein Gedanke und Wille ohne Bezeichnung sein kann: so sieht man, daß im Garten der Unsterblichkeit auch die Kunst des Ewig-Wahren, Guten und Schönen unentbehrlich ihre Stelle finde. Zwischen allen Abwegen ist nur eine Straße die gerade und wahre, und wenn nach vielen Jugendübungen das Meisterwerk erscheint, so dürfen wir nicht zweifeln, daß es den Charakter des Beharrlichen und Dauernden an sich trage. Geweihte Augen erkennen ihn darin, und wenn der Neid eine Wolke, die Barbarei einen dichten Nebel darüber würfe — die Wolke fällt, der Nebel schwindet, und das Licht des ewigen Werks strahlt Jahrhunderte weiter. Unglaublich ist's, wie wenig eigenthümliche Formen im Reich der Gedanken und Menschenwirkungen erscheinen, wenn man die Geschichte prüfend hinab verfolgt. Weit weniger Regenten beherrschen die Welt der Wissenschaften, der Künste, der Erfindungen, Gesetze, Maximen, als Monarchen Länder beherrschen; mancher derselben regierte Jahrhunderte lang in einem süßen Irrthum fort, zuletzt aber fand sich doch das verscharrte Gold wieder auf; nach dem langen Winter begann die ewige Kraft der Natur einen neuen schönern Frühling. In der Geschichte aller Zeiten und Völker ist das Schönste und Beste jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit dem Gepräge und Charakter des Immerwiederkehrenden bezeichnet; ein glücklich getroffenes maximum oder minimum seiner Art, eine aufgelöste Formel, die einzig so aufzulösen war.

Irre ich nicht, so muß, wenn wir gesund sind, diese Betrachtung uns einen neuen Geschmack am Leben, eine neue Hochschätzung des Ranges, auf welchem wir stehen, und den Wunsch einflößen, in ihm sowol Ewigkeit zu genießen, als für das Fortdauernde in der Menschheit in der besten Art zu wirken. Theilnehmen müssen wir; wir stehn im Strom der Zeit, wo eine Welle die andre treibt; nützlich oder schädlich müssen wir also auf die Zukunft wirken, wie die Vergangenheit auf uns wirkte: der Kampfpreis des Lebens ist, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Saite treffen, wo wohlklingende Consonanzen ins Unendliche hinauf- und hinuntertönen. Wären diese

gleich dem gemeinen Ohr unhörbar, sie sind dennoch da, sie tönen weiter und erwecken neue harmonische Mitlaute. Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft, vielmehr können wir's durch Anstalten, Reden, Thaten, durch Beispiel und Lebensweise. Dadurch drücken wir unser Bild lebendig in Andre ab; diese nehmen's an und pflanzen es weiter. So erhob sich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei: wir genießen seine Früchte und müssen zu seiner weitern Cultur mithelfen. Wie weit diese reiche, umfaßt unser Blick nicht; aber unsre Hand sei emsig, unser kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt, in diesem hohen und richtigen Gefühl werde man leicht des Namens vergessen, mit dem unsre Person bei Leibesleben genannt ward; nicht unser Bild wollen wir unsern Mitgenossen und der Nachwelt vermachen, sondern unsern Geist, unser Herz, die besten Bestrebungen unsers Daseins, die edelste Form, die wir von Andern in uns, auf Andre aus uns brachten.

Nachschrift.

Um dem Verdacht der Declamation zu entgehen, der bei Schriften dieser Art alle bleibende Wirkung hindert, will ich in ruhigerm Tone die Grundsätze hinzufügen, auf welche sich die feste Wahrheit vom Fortwirken der Menschen in die Zukunft gründet. Man vergesse das Wort **Unsterblichkeit**, und am Wenigsten denke man dabei an eine eitle Fortdauer im Namen. **Fortwirkung auf menschliche Seelen im Kreise der Menschheit**, das ist die Frage.

1. Wenn ein Gesetz in der Oekonomie der Naturwesen offenbar ist, so ist es Reihe, Fortdauer der Geschlechter und Arten. Ein Individuum macht dem andern Platz, es bringt den Samen seiner Zerstörung mit sich, und eben die Gesetze, die sein Wachsthum, seine Blüthe, seine Fortpflanzung befördern, befördern auch seine Auflösung. Es geht von hinnen und lebt nur in Andern seiner Art fort, denen es sich mit seiner ganzen Erscheinung gleichsam aufopferte und hingab. Diese Regel der Natur, die in Pflanzen und Thieren sichtbar ist, gründet eine Verewigung der Arten, zu welcher denn auch alle Triebe der einzelnen Wesen,

ihre Begierde nach Nahrung, Wachsthum, und sowol die Geschlechter- als mütterliche Liebe beitragen.

Der Mensch als Thier und Pflanze ist diesem Gesetz unterthan; er ist's aber auch als ein kurzer Inbegriff und Abbild der Natur, in der eigensten Einrichtung seiner Gattung. Sein Verstand und seine Vernunft bedürfen zu Aeußerung ihrer Form sowol der Vergangenheit als der Zukunft; die Erscheinungen jener bewahrt sein Gedächtniß auf, die Einbildungskraft stellt sie dar, der Verstand bildet aus ihnen Erfahrungen, die er auch auf die Zukunft anwendet. Seine Seele ist also nicht aufs Jetzt eingeschränkt, sie muß, ihrer Art nach, vom Vergangenen für die Zukunft leben, und eben der ist der verständigste oder gleichsam der eigentlichste Mensch, der die Vergangenheit aufs Jetzt, und da dieses in jedem Augenblick vorüber ist, aufs fortgesetzte Jetzt, die Zukunft, richtig anwendet. In jeder seiner Wirkungen also ist der Mensch eine fließende Größe. Darauf beruhen die Gesetze seiner Erziehung; seine Bildung und Mißbildung, sein Glück und Unglück, der Nutze oder Schade, den er stiftet, fließen daher; und was der einzelne Mensch ist, ist auch sein Geschlecht; denn jedes Glied desselben griff vorwärts in die Kette der Wirkungen vor ihm und ließ menschliche Wirkungen nach. Der menschliche Verstand ist, wenn ich das Gleichniß brauchen darf, ein Januskopf mit drei Gesichtern: man kann zu viel in die Vergangenheit, zu viel in die Zukunft sehen und darüber das Jetzt versäumen; wie dem aber auch sei, keines dieser Verhältnisse läßt sich vom andern trennen und scheiden. Die regsten Neigungen und Triebe unsers Geschlechts zielen auf diese Fortwirkung, das Streben nach Selbsterhaltung, Gesundheit, Macht, Vergnügen, Ruhm und Glück, die Liebe sein selbst sowie die Geschlechter-, Eltern-, Vaterlandes- und Menschenliebe.

Sofort läßt sich aus dieser Verbindung dreier Regionen in unsrer Seele das Glück der Sterblichen erläutern, die, mit trefflichen Seelenkräften ausgerüstet, auf vorzügliche Punkte solcher Verbindung trafen und ihr Jetzt sowol als ihre Vorzeit auf die Nachkommenschaft vor Andern wohl anzuwenden wußten. Sie traten zu einer Zeit auf, da gnugsame Versuche, die Präliminarien ihres Geschäfts schon da waren; diese gebrauchten sie aufs Beste, und so durften sie um die Zukunft unbesorgt sein, die ihnen früher oder später mit Bewunderung, Liebe und Nacheiferung freiwillig folgte. Es wäre zu erweisen, daß bei Homer, Sophokles, Plato, Aristoteles, Archimedes, bei Raphael, Baco, Galilei, Newton u. A. dies der Fall gewesen; Herschel und Mehrere, die zu unsrer Zeit in mancherlei Dingen Epoche ma-

chen und machen werden, zeigen, daß es auch noch bei uns derselbe Fall sein könne. Und allemal waren es die unbefangensten Gemüther, die die größte Epoche machten. Treue Haushälter der Vorwelt, nutzten sie diese auch in ihren Schwächen und Fehlern; so trafen sie den Punkt der Vollkommenheit, und die Zukunft that ihnen ihre Pforten auf, ohne daß sie solche, wie es Andre nutzlos versuchten, mit Gewalt sprengen durften.

2. Wie also des Menschen eigenstes Vermögen mehr oder minder ein umfassender Geist ist, der mit Hilfe der Vorzeit aus seinem Jetzt auf die Zukunft wirkt, so sind die Mittel, die er in Händen hat, oder die er, eben dieser seiner Natur nach, sich selbst erschafft, offenbare Werkzeuge und Symbole dieser thätigen Fortwirkung. Ich rechne hiezu vorzüglich Sprache, Schrift, Wissenschaft, Kunst und die Kunst der Künste, Gesetzgebung und Staatseinrichtung; sie sind die großen und kleinen Schiffe, mittelst welcher er den Ocean der Zeiten durchsegelt.

Von der Sprache ist unnoth zu reden, da sie als das Werkzeug der Fortpflanzung menschlicher Gedanken, Neigungen und Thaten allgemein anerkannt wird: durch sie erben sich die Schätze der Vorwelt auf späte Geschlechter hinab; durch sie sind die Wirkungen der Seele des Stammvaters einer Nation noch mit dem letzten seiner Nachkommen verbunden. Durch eine gemeinschaftliche Sprache nehmen mehr oder minder alle Glieder eines Volks an einander Antheil; Zeiten gießen ihren Geist auf Zeiten, Völker auf Völker in immer neuen Mischungen hinab, und sowol durch Vermehrung als Verwandelung der Sprachen strebt das Menschengeschlecht weiter. Freilich ist die Zeit längst vorüber, da alle Welt nur eine Zunge und Sprache war, mithin sich Alles Allem mittheilen konnte im Reiche der Menschen; sie wird auch nie wiederkommen auf Erden. Indessen sind sowol durch herrschende als durch gelehrte Sprachen bereits so viele Völker mit einander verknüpft, auch haben verschiedene Sprachen sich einander selbst so stark mitgetheilt und an einander gebildet, daß auch hier ein großer Fortgang der Dinge unverkennbar bleibt. Schwerlich werden die griechische, römische und französische Sprache als allgemeine Mittel der Bildung je ausgerottet und verdrängt werden; die englische Sprache eifert ihnen nach, und die deutsche wird sich einst an sie fügen.

Es ist ein hoher Platz in der Geschichte der Menschheit, der Sprache nach für alle gebildeten Nationen unsers Erdballs zu

schreiben, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wie in Sibirien, in beiden Indien wie in Europa gelesen zu werden; wäre es auch nur, um widerlegt zu sein, wie gegen Pauw's Bemerkungen[1]) von beiden Indien aus ist geschrieben worden. Es ist ein schöner Platz in der Geschichte, gerade auf ein Zeitalter zu treffen, da die Sprache einer Nation zu dem Grade der Bildung gekommen ist, in welchem sie wahrscheinlich fortdauert; in diesem Garten blühen sodann unsterbliche Menschengedanken. Aber auch ohne diesen Vortheil theilen sich ächte Erfindungen, Geistesformen von der schönsten Art, wahre Erläuterungen und Förderungen der Wissenschaft auf mancherlei Wegen mit; wie mit dem Blumenstaube entfernter Zonen fährt Zephyr mit Gedanken der Menschen weit umher, daß man oft, wo man sie am Wenigsten suchte, ihre Blüthen und Früchte findet. Und dann, ist's nicht schon Würde und Werth gnug, auch nur auf seine eigne Nation in einigen Geschlechtern fortzuwirken? Vielleicht durch die dreißigste und hundertste Hand gehen die Früchte Deiner Bemühungen aus einer veralteten in eine neuere oder fremde Mundart über. Dein Name ist längst vergessen, Dein Eigenthumsrecht war vielleicht schon mit dem ersten Vierteljahre dahin, indem behende, rüstige Sprecher es sogleich zu dem ihrigen machten; aber was ist Eigenthumsrecht und Name bei einem Gut, das der Menschheit zugehört? Je reiner Du denkst, desto mehr wirst Du Dich selbst des Unrechts der Vergessenheit freuen und Dich in ihm geehrt finden.

Die Schrift und die Buchdruckerei gehören zum Fortpflanzungsmittel der Sprache; die Vorsehung hat durch sie bereits Wunderdinge gewirkt und wird mit beschleunigter Kraft in den nächsten Jahrhunderten gewiß Wunderdinge befördern. Ein Sprachrohr für menschliche Seelen, wirkt sie auf einmal an hundert Orten und Enden jetzt und zukünftig.

Wissenschaften und Künste sind Formen des menschlichen Geistes, auf denen, je wahrer und nützlicher sie sind, desto fester das Siegel der Unsterblichkeit haftet. Laß es sein, daß Künste verloren gegangen sind, vielleicht konnte man sie entbehren; wenn aber auch nicht, so strebe der menschliche Geist, sie wieder zu erfinden und die seinigen vor einem gleichen Untergange dauerhaft zu sichern. Er thut dieses durch die Kunst aller Künste, die Gesetzgebung und Staatskunst; denn ist der Mensch ein politisches

---

[1]) Gemeint sind Corn. de Pauw's „Recherches philosophiques sur les Américains ou Mémoires intéressants pour servir à l'histoire de l'espèce humaine" (1768. 1769), die Lessing übersetzte. — D.

Geschöpf (ζῶον πολιτικόν), wie er es gewiß ist, [1] weil außer diesem Zustande oder im Verderb desselben er das Schätzenswürdigste und Beste seiner Natur verliert: so strebe er, es ganz zu sein und auf Aeonen hinab zu erreichen, was in seinen Kräften steht. Eine böse Politik vereinzelt, schwächt, unterdrückt, quält und tödtet Menschen, dem Vieh gleich; sie hat Welttheile verheert, Völker ausgerottet oder zu Sclaven gemacht, Denkmale zerstört, Künste untergehen lassen, Wissenschaften verachtet und die Fortwirkung des menschlichen Geistes tausendfach gehindert. Unter einer guten Gesetzgebung und Staatseinrichtung, die wie Alles auch auf andre ihr ähnliche Staaten wirkt und sich mit ihnen vereint, blüht Sicherheit und Friede; Künste gedeihen, Wissenschaften sprießen empor, Vernunft und Sitten läutern einander, und sowol der menschliche Geist als das menschliche Herz senden in kleinen und großen Kreisen, in niedern und höheren Ständen die schönste Beute ihres Lebens, Erfahrung, Klugheit, Sittlichkeit, Vernunft, Kunst und Wissenschaft, weiter. Unleugbar ist's, daß Europa durch seine vereinte Macht, durch Erfindungen, Anstalten, Emsigkeit und Klugheit sich Mittel erworben hat, auf alle Völker der Erde sowie auf die fernste Nachwelt mächtig zu wirken: welch eine Zukunft schlösse sich auf, wenn diese ungeheure Macht und Klugheit einst Weisheit und Güte würde!

3. Ohngeachtet aller einander entgegenstrebenden Kräfte unsers Geschlechts scheint eine allgemeinere, vollere, sanftere Fortwirkung desselben auf die Nachwelt in der Ordnung der Dinge und im Lauf seines Daseins zu liegen. Alles, was Raum und Zeit bindet, ist Gesetzen unterthan; wie? und die leidenschaftliche freie Willkür der Menschen, ihr Aberwitz, ihre Rasereien sollten jeder beschränkenden Ordnung der Natur unbändig sein und unbändig bleiben? Erröthen sollte unser Geschlecht, wenn es so etwas auch nur im Traum behaupten wollte! Geburt, Tod, Heirathen, Fieber, selbst die Witterung hat ihren Calcül gefunden, und die schädlichen Thorheiten der Menschen sollten ihn nach einer dreitausendjährigen Erfahrung nicht finden? Nicht blos den Calcül werden sie finden, sondern auch Regel und Riegel. Ohnstreitig tobt jene wilde Persönlichkeit, die sich einst durch Uebermuth und sinnlose Zerstörungen unsterblich machte, nicht mehr mit der Freiheit, wenigstens nicht mit der Billigung auf der Erde umher, mit welcher

[1] Nach Aristoteles. — D.

sie ehedem verehrt ward, es wäre denn in entfernten Ländern und Winkeln; mancherlei Ursachen tragen dazu bei, jeder zu frechen persönlichen Anmaßung Einhalt zu thun und mit Aufopferung derselben lieber die Ruhe des Ganzen zu sichern. Immer mehr verliert sich Alles in größeren Massen; es wirkt durch leidenschaftlosere, oft sogar nur durch mechanische Mittel und muß sich also der kältern Vernunft eher fügen. Revolutionen, wie die von Attila, Dschingis-Khan oder von unsern deutschen Vorfahren bewirkt wurden, haben wir in Europa kaum mehr zu besorgen, und was von Europa aus die Welt drückt, ist meistens der kalte Geiz, die niedrige Habsucht. Eine Geißel Gottes fürs Menschengeschlecht zu sein, nach diesem einst rühmlichen Hunnenruhm wird Niemand mehr gelüsten; selbst Barbaren hüten sich, ihre zerstörende Natur zu rauhe zu zeigen. Die Werkzeuge ihrer Macht sind einestheils gelähmt oder andern Sinnes geworden; kurz, was die helle Vernunft anfing, warum sollte dies das Gesetz und eine festgestellte Ordnung Aller mit Allen nicht einst vollführen? Wer hieran zweifelt, müßte es als erstes Naturgesetz annehmen, daß das Menschengeschlecht, unter das Schlechtere verkauft, zum Besseren nie gelangen könne, und daß seine klärsten, sichersten Grundsätze ewig und immer täuschende Scheinworte bleiben müßten. Ist dies aber nicht, hat der allweite Raum sich zu Sternen und Sonnen aufgeklärt und, was Chaos war, nach Naturgesetzen in dauernde Bahnen geregelt, so lasset uns beim jungen Menschenchaos auf unsrer Erde an dieser wünschenswerthen Entwicklung auch nicht zweifeln, vielmehr dazu Alles, was wir können, guten Muthes beitragen! Licht ist das stillste, aber wirksamste Element der Natur; durch seinen schnellen Strahl, durch seine ungestört fortgesetzte, geräuschlose Wirkung belebt und reinigt es die Natur, erweckt und färbt die schlummernden Blumen, macht andre Farben ersterben; es ist der stille Träger fortwirkender Schöpfungskräfte. So sei auch unsre Thätigkeit für die Nachwelt, und der ganze Lohn derselben, daß durch sie wie durch verschlungene Lichtstrahlen eine neue schöne Schöpfung lebe!

7.

Ueber Denkmale der Vorwelt.[1]

[1]) Im Vorwort zu der vierten Sammlung der Zerstreuten Blätter heißt es unmittelbar nach der oben S. 155 f. abgedruckten Stelle: „Aus dem Gebiet einer unsichtbaren Unsterblichkeit treten Sie zu Monumenten des sichtbaren Verfalls menschlicher Dinge und lesen ein paar Aufsätze Ueber Denkmale der Vorwelt. Gerne möchte ich nach den Gesichtspunkten, die ich im ersten Stück angegeben, diese Aussichten über mehrere Völker fortsetzen, weil bei jedem Volk sich eigne Resultate ergeben. Bei den Indiern sehen Sie z. B., daß und warum eine schöne Götterlehre nicht sogleich eine schöne Kunst gewähre, und im folgenden Stück wird es sich noch deutlicher zeigen, warum der Geschmack Ostasiens so sonderbar abweiche. Lassen Sie Sich indeß

durch diesen Mangel das nicht verleiden, was jene Völker wirklich Gutes haben; lesen Sie also auch meine Briefe über die Sakontala und die Sammlung von Gedanken einiger Bramanen [die unmittelbar darauf folgten; vgl. Herder's Werke, VI. S. 185—222] ohne Vorurtheil für oder wider. Wo Ihnen in diesen der Geruch einer zu starken Würze vorkommt, da denken Sie, er ist von einer indischen Pflanze." An Heyne schrieb er: „Ich wünschte, daß Ihnen mein Gang über die Völker in Rücksicht auf Kunstdenkmale nicht mißfiele; aus diesen zwei Stücken ist aber noch nicht recht zu sehn, wo ich hinaus will; das dritte und vierte wird vielleicht ein Weiteres zeigen." Dazu aber kam es nicht. — D.

Erstes Stück.

Wenn Pope sein Gedicht „Vom Menschen" mit der Wahrheit anfängt, daß in unserm umgrenzten Leben uns wenig mehr nachgelassen sei, als „umherzusehn und zu sterben", [1]) so meint er mit diesem Umherschauen wol etwas mehr als ein bloßes Anstaunen der Dinge, das manche Thiere mit uns gemein haben würden. Verwunderung ist das erste Kind der Neugierde, sie muß aber auch eine Mutter der Untersuchung werden. Ein Reisender, der von seiner Wallfahrt unter Trümmern und Denkmalen nichts als die Wahrheit zurückbrächte, „daß Alles eitel sei", und der seine gewonnene Gleichgiltigkeit mit dem Namen der Ruhe eines Weisen beehrte, hätte damit nicht viel gewonnen, sondern vielleicht an seiner ehemaligen Wirksamkeit in einem eingeschränkteren Kreise verloren. Schwermüthig auf den Trümmern der Vorwelt zu sitzen, mag eine malerische Stellung sein, sie ist aber weder gnügsam noch nützlich.

Auf mehrere Weise hat sich also der menschliche Verstand sorgsamer beschäftigt, wenn er sowol die Trümmern alter Revolutionen im innern Bau unserer Erde als über derselben die fast allenthalben zerstreuten Denkmale der Vorwelt bemerkte. Dort hat es an Hypothesen nicht gefehlt, viele dieser Erscheinungen zu einem System zu ordnen und dadurch die Entstehung unsers Erdkörpers zu erklären; hier ist man noch auf dem behutsamern Wege, einzelne Facta zu sammeln, andere zu erklären, und nur wenige kühne Geister haben sich bisher an eine allgemeine Auflösung gewagt. Wer wollte diese auch jetzo schon wagen, da so viele Denkmale noch unentziffert, andre kaum angezeigt oder mangelhaft beschrieben sind,

---

[1]) Since life can little more supply
Than just to look about us and to die (I. 3. 4). — D.

andre, vielleicht nothwendige Zwischenglieder, uns noch ganz fehlen? Die Entdeckungen rücken indeß gewaltig fort, und der Trägste wird gezwungen, an ihnen Theil zu nehmen. Ja, was noch schätzbarer ist, der Entdeckungsgeist unsrer Zeit gewinnt offenbar an Sicherheit, an unparteilicher Darstellung, an gelehrter Genauigkeit, an zusammenstellender Wahrheit; denn die Jahrhunderte unwissender Mönche oder täuschender Bekehrungsgeister sind beinahe vorüber. Ein Reisender geht auf der Spur des andern, einer berichtigt, einer scheut den andern; und wenn, wie es zu erwarten steht, auch manche geheime Berichte, die einst eine eigennützige Politik verbarg, werden gemein gemacht werden, so wird die Geschichte der überirdischen Denkmale in dieselbe Combination treten, in welche seit einigen Jahrzehnden die Geschichte der unterirdischen Vorwelt bereits sehr rüstig getreten ist, ohne Zweifel mit mancherlei neuen Resultaten. Je langsamer wir dabei mit Hypothesen fürs Ganze zu Werk gehn, desto fester wird das Gebäude gerathen.

Es werden also auch mir, einem Mitwandrer auf unsrer trümmervollen Erde, einige Anmerkungen erlaubt sein, die entweder die Gedanken Anderer leiten oder von ihnen verbessert werden mögen.

1. Zuvörderst, dünkt mich, müsse man die ebräischen Sagen über die Urwelt der gesammten Auslegung aller alten und ältesten Völkerdenkmale nicht zum Grunde legen, sondern sie blos für das, was sie sind, für Nachrichten eines Hirtenvolks der Gegenden annehmen, in welchen es lebte. So wenig dem Geologen die sechs Tage der Schöpfung einen Aufschluß zum Bau der Erde geben werden, so wenig können wol die an sich schätzbaren Familiennachrichten dieses Volks etwas Genugthuendes für alle Erdvölker gewähren. Die Genealogie der Söhne Noah's scheint nichts als eine Landkarte der Gegenden zu sein, die der Sammler dieser Nachrichten kannte, in einer Projection entworfen, wie er sie ansah und mit dem Stammvater seines Volks nach Charakteren, die er uns nicht angiebt, in Verbindung brachte. So sind auch späterhin die rings um Palästina wohnenden Völker mit Ebräern blos nach Geschlechtsverhältnissen in Verbindung gebracht und mit Ehre oder Schande bezeichnet. Dem Forscher allgemeiner Denkmale der Vorwelt ist diese Privatbeziehung eher hinderlich als nützlich; sie kann ihn weit verführen, und am Ende gewann er aus ihr doch wenig mehr als ebräische Namen. Nun ist aber aus allen Welttheilen bekannt, daß Völker selten oder fast nie sich selbst so nennen, wie sie von Auswärtigen genannt

werden, geschweige daß alle Völker der Erde an Namen, die ihnen ein abgeschlossenes Volk in einer Verwandtschaftstabelle gab, kenntlich sein sollten. Was z. B. gewinnt Bruce dabei, daß er seine kunstreichen Troglodyten Kuschiten nennt, als daß er uns den Pfad seiner Hypothese unsicher macht und unsern Gesichtskreis unangenehm verengt? Ebensowol hätte er sie Kainiten oder Kabylen nennen können und hätte ihnen damit noch eine höhere Abkunft gegeben. So vergesse man bei allen Denkmalen die sogenannte Sündfluth, mögen sie vor derselben oder gar, wie die Beduinen von den Pyramiden sagen, vor Adam's Schöpfung gebaut sein; wenn dem Forscher hierüber nicht andere Merkmale Zweifel oder Aufschluß geben, so darf ihn diese Chronologie weder beruhigen noch gegen andre Facta zu einer gewaltsamen Hypothese verleiten. Noch weniger darf er sich dabei auf die spätere Angabe und sogenannte Tradition unwissender Araber und andrer Mohammedaner verlassen, da es bekannt ist, aus wie trüben Quellen ihre ganze Tradition geflossen sei, in welcher Unwissenheit sie solche annahmen und mit tausend Verwirrungen vermehrten. Wenn sie ihm hier also das Grab Adam's und der Eva, dort Hiob's und Abel's zeigen, so haben diese Zeugnisse ebenso wenig urkundlichen Werth, als wenn sie ihm die Grenzen des ehemaligen Paradieses wiesen. Schon der uralte Sammler der ebräischen Nachrichten nahm diese nur aus einer Tradition auf und setzte sein Eden an eine Quelle von vier Strömen, die auf unserer Erde nirgend aus einem und demselben Quell entspringen. Ein Anders ist's mit Denkmalen, die durch alte schriftliche Zeugnisse genau bestimmt sind, oder an denen sich die mündliche Tradition nach gegebenen Umständen der Geschichte wahrscheinlich hat erhalten mögen. Sonst ist in den Sagen Morgenlandes über die Errichtung ihrer Denkmale dem Namen Salomon's so wenig zu trauen, als in andern Gegenden dem Namen Alexander's oder Julius Cäsar's.

2. Vielmehr rede jedes Denkmal für sich und erkläre sich selbst, wo möglich auf seiner Stelle, ohne daß wir irgend aus einer Lieblingsgegend die Erklärung holen! Wenn man z. B. in Sibirien oder der Mongolei die rohesten Anfänge der Hieroglyphenschrift in Menschen- und Thierfiguren oder andern Zeichen, auf Felsen gegraben und mit rother Farbe bezeichnet, antrifft, was schließt man natürlicher, als daß auch hier einmal ein Volk den Versuch machte, den fast alle sogenannten Wilden in jeder Weltgegend gemacht haben, und den täglich jedes Kind macht, wenn es sinnliche Figuren roh entwirft und mit solchen irgend ein Andenken bezeichnet? Anmerkenswerth sind der-

gleichen Figuren, nicht aber wunderbar; vielmehr müßte man sich wundern, daß solche nicht viel häufiger auf der Erde vorkommen, wenn auch hiervon nicht die Ursache am Tage läge. Da nämlich in den meisten Gegenden der alten Welt die Cultur der Künste sehr alt ist, so sind dergleichen Kindheitversuche längst untergegangen und haben sich eben nur in den vom Mittelpunkt der Cultur entfernten Gegenden, in Nordasien, Amerika, vielleicht im innern Afrika und auf den Inseln, erhalten. Würden sie einst zusammengebracht, so würde man auch an ihnen allgemein jene Perioden des Fortganges menschlicher Geschicklichkeit und Uebung sehen, die man im Besondern bei jeder Kunst, z. B. bei der chinesischen Schrift, bei den Hieroglyphen der Aegypter, ja, nach einer vergleichenden Zusammenhaltung verschiedener dieser nordasiatischen Figuren, selbst an ihnen deutlich wahrnimmt.*) Auf undenkliche Zeiten vor unsrer Geschichte ergiebt sich aus solchen Versuchen kein Schluß; denn wie leicht war der Versuch zu machen, und mit wie vielen gebildeten Völkern ist diese Nordstrecke Asiens von je her in Verbindung gewesen!

Wenn im vordern Asien dagegen Alles so verwüstet ist, daß man, außer den Trümmern von Baalbek und Palmyra, die ihre Wüste schützte, in Syrien, Palästina, Mesopotamien, Assyrien und Chaldäa von den alten Wundern der Welt und ihren Hauptstädten so gar wenige oder keine Reste antrifft,**) so erklärt sich dies abermals leider aus der bekannten Geschichte dieser Völker, aus den Materialien, von denen ihre Städte und Denkmale aufgeführt waren, endlich aus der Veränderung des Bodens und des Klima dieser Gegenden selbst. Ein steinerner Götzensitz bei Aradus, Todtengrüfte in Felsen, Reste von Wasserleitungen in der Wüste, überbliebene Haufen von gebrannten, zum Theil mit Buchstaben bezeichneten Steinen an Orten, wo einst die größte Pracht der Welt blühte, sind gleichsam das Mindeste, das man erwarten kann, von welchem Mindesten man also auch um so mehr Gebrauch machen sollte. Wo irgend es möglich wäre, sollte kein beschriebener Stein dieser Gegenden übergangen, ja nirgend auf der Erde ein unverstandenes

*) [Ph. J. von] Strahlenberg [„Das nord- und östliche Theil von Europa und Asia", 1730], Tafel 16, 15, 14, 4. — H.

**) Als ein sehr brauchbares Register der Denkmale des Alterthums auf der gesammten Erde können Oberlin's *Orbis antiqui monumentis suis illustrati primae literae*, Argent. 1790, dienen. Meiners' „Beschreibung alter Denkmale", Nürnb. 1786, erstreckt sich nach S. 12 nur auf diejenigen, „deren Urheber gänzlich unbekannt sind, und die alle auf das Dasein größerer und gebildeter Völker schließen lassen, als man bei der Entdeckung der neuen Welt in großer Entfernung von diesen Monumenten antraf". — H.

Alphabet geringe geschätzt werden; es kann mit andern zusammengehalten, es kann einst verstanden werden. Lobenswürdig ist also die Mühe, die z. B. **Niebuhr** sich bei seiner Nachzeichnung der Inschriften zu Persepolis, in Arabien und dem Theil Aegyptens gab, den er bereiste. Hätte **Bruce** bei den viel mehrerern Hieroglyphen, die er sah, diese Mühe verfolgen können, so wären wir schon weiter, da er selbst nur die Summe aller auf zweihundert und einige zählt. Setzte man diese Mühe dann einst bei den Denkmalen im innern, im süd- und östlichen Afrika, auf Ceylon, in Indien, im westlichen Nordamerika, und wo sich sonst Charaktere finden, fort und machte Europa zur Niederlage derselben, so würde man, wenigstens hie und da, sie an einander reihen können und sich nicht blos an dem dunkeln Namen unbekannter Charaktere begnügen dürfen. Ein sprechendes Denkmal kann uns einst als ein Capitel der Genesis, als eine Stimme der Vorwelt gelten.

3. **Der Erklärung der Denkmale ist es nicht vortheilhaft, wenn man die Völker, unter denen sie errichtet worden, abgetrennt und gleichsam so isolirt betrachtet, als ob keine mehr auf der Erde gewesen wären.** Die gezwungene Voraussetzung, die uns hierüber anklebt, entspringt theils aus den wenigen Nachrichten, die wir vom Zusammenhange und Handel der alten Welt haben, noch mehr aber aus der gedrückten Vorstellung, die uns der Zustand Europa's während seiner barbarischen Jahrhunderte eingeprägt hat. Glücklicherweise aber war dieser Zustand nur ein trauriger Zwischenact in der Geschichte, der doch auch damals das große Verkehr der Völker in Asien, Afrika und Europa nicht ganz aufhob,*) am Wenigsten aber ältern Zeiten zum Nachtheil gereichen darf. Unsre **Genesis** selbst in ihrem eingeschränkten Patriarchenkreise verräth einen Zustand der Welt, in welchem nothwendig viel Gemeinschaft der Völker unter einander, Gewerbe, Künste, selbst Wissenschaften und Luxus waren;**) und doch lag es ja am Wenigsten in der Lebensart herumziehender Hirten, Dinge dieser Art aufzuzeichnen. Da nun die Geschichte der Griechen so jung und entfernt ist, warum wollten wir nicht **noch gegenwärtige Thatsachen** als Zeugen gelten lassen, gegen welche sich doch überhaupt ein auswärtiger, später Geschichtschreiber wie ein

*) S. **Fischer's** „Geschichte des teutschen Handels", Theil 1, **Sprengel's** „Geschichte der geographischen Entdeckungen", **Anderson**, **Bruce**, **Robertson** u. s. w. — H.

) **Gatterer's „Kurzer Begriff der Weltgeschichte" (Theil I. S. 31 ff.) hat davon ein kurzes Bild gegeben. — H.

schwätzender Hauch verliert? Konnte Persepolis, konnten die Gräber der Könige in seiner Nähe, konnten die indischen Tempel in Ilur, auf Salsette, Elephante, Ceylon, endlich alle berühmten Alterthümer des Oberägyptens bis tief in die Wüste und Abessinien hinein ohne Künste und Luxus gebaut werden? Sehr erfreulich war es mir also, da ich von einem philosophischen, die Geschichte weit umfassenden Denker allen seinen Mitforschern die Wahrheit laut zugerufen fand:*) „Das Menschengeschlecht ist nur eins; es hat in allen Zeitaltern in einander gewirkt und wird und soll in einander wirken.“ Denn so schwer es wird, bei Behandlung der Geschichte und ihrer Denkmale dies jeden Augenblick sichtbar zu machen, so ist es doch der Keim des ganzen *lebendigen Körpers unsrer Geschichte*. Das menschliche Geschlecht ist *ein* Ganzes; seit seiner Entstehung hat es angefangen, sich zu organisiren, und soll diese Organisation vollenden.

Den Denkmalen des Alterthums wird also ein großer Aufschluß, wenn man auf die *Wege des Völkervereins und Völkerverkehrs* merkt. Viele Denkmale liegen offenbar selbst auf dem Wege dieser Gemeinschaft und sind wahrscheinlich durch ihn entstanden. So die Alterthümer an der Küste des östlichen Afrika, so vielleicht jene andern an der westlichen Küste der indischen Halbinsel. So war's mit Babylon, Damascus, Palmyra, Tyrus; mit einigen Resten des nördlichen Asiens scheint es nicht anders, und ich halte z. B. die Stadt *Madschar*, über deren sonderbaren Ursprung von den wilden Madscharen so manche Verwunderung geäußert worden,**) für nichts als einen *Handelsort, eine Niederlage der Perser auf einem allgemein bekannten Wege des Welthandels*. Wenn sich, wie ich kaum zweifle, Inschriften daselbst finden, so werden diese ein Mehreres erklären. Lägen indeß auch manche Denkmale nicht unmittelbar auf dem Handelswege der Völker; setzen sie Reichthum, Handel, mithin Gemeinschaft der Nationen, selbst Nachahmung in Künsten voraus, und die Geschichte gäbe kein Licht darüber: so müssen uns Sagen statt der Geschichte gelten, und da, dünkt mich, könnte doch die alte ägyptische, persische, indische Fabel, wenn sie von so bündigen

---

*) *Schlözer's* „Weltgeschichte“, Theil I. S. 85, hin und wieder. — H.

**) S. *Büsching's* „Magazin“, Th. V. S. 533 ff. Schon *Fischer*, einer der verdientesten Männer um die nordöstliche Geschichte, muthmaßte den persischen Ursprung dieser Stadt; meine Hypothese ist aber nicht völlig die seine. Gefundene Inschriften würden die beste Auskunft geben. — H. [Die Stadt lag am Nordabhange des Kaukasus an der Kuma und Buiwala, in der Nähe des jetzigen Swjatoi-Krestna; es haben sich nur noch unterirdische Gewölbe von den Trümmern erhalten. — D.]

Zeugen, den Denkmalen selbst, unterstützt wird, uns immer statt eines Homer's jener Nationen dienen. Ueberhaupt scheint Asien von je her ein vielbelebter Körper gewesen zu sein, und noch jetzo ist's die Mutter und das Grab alles Welthandels.

4. Nur der Zustand einer jungen Welt kann uns die Prachtdenkmale des hohen Alterthums erklären. Ihrer Bestimmung nach sind's offenbar Tempel, Paläste, Gräber. Bei Tempeln weiß Jedermann, was die Religion, damals ganz eine Sache des Staats, für Alle, die den Bau anordneten und vollführten, bedeutete. Die Könige waren Götter der Erde, die Priester ihre Werkzeuge oder Regierer. Das Volk lebte sparsam, bedurfte im dortigen Himmelsstrich wenig; milden Gesetzen unterworfen, diente es willig unter der Zucht der Könige und Priester. Den Göttern also einen Tempel, den Königen ein Haus oder ein Grabmal bauen, war ihm Eins; für sich lebte es gern in Hütten, die keine Denkmale sein sollten. Setzt man nun einen so ordentlich eingerichteten Zustand des Reichs voraus, wie ihn z. B. die Mauern Persepolis' in Figuren zeigen, und fügt eine Religion hinzu, wie die Religion der Perser ihrem Wesen nach war, eine Religion, die nichts als Thätigkeit, Ackerbau, Belebung der Welt mit guten Früchten anordnet; denkt man dann im ersten jugendlichen Heldenalter der Welt an jene glücklichen Eroberungen, von denen die persische Fabel redet: so werden uns eben auf dieser Stelle, im Herzen Asiens, zwischen Aegypten und Indien, auf einer Anhöhe, die dem Bau ihre Marmorfelsen selbst anbot, und wo sich Bergeskraft, Volksmenge, Verehrung gegen seinen König als das Bild der Gottheit mit Künsten andrer Länder wie in einen Mittelpunkt vereinigen konnten, Denkmale, wie die zu Persepolis sind, sehr begreiflich. Nicht anders war's mit Indien und Aegypten, wo wahrscheinlich, am Meisten in Aegypten, die Künste viel einheimischer waren. Die Eintheilung des Volks in Kasten, die strenge Unterwerfung desselben unter Gesetze, Ordnungen und Priester, seine Bestimmung zu einzelnen Gewerben, die Gnügsamkeit desselben und sein milder Himmel unter einer mild-despotischen Regierung, die Lebensweise der Aegypter endlich, bei denen Alles von Höhlen ausging, und deren Kunst vorzüglich darin bestand, diese Höhlen zu formen und zu bezeichnen, vorliegende Felsen zu Götterbildern, Sphinxen und Obelisken zu bilden: ein Zusammentreffen solcher Umstände in einem solchen Zeitalter machte allein dergleichen Denkmale möglich. Wir können und werden jetzt so wenig Obelisken als Pyramiden bauen, selbst die Zeit unsrer großen gothischen Kirchen scheint in Europa geendet; unser Fleiß, unsere

Staatskunst wendet sich auf mehrere, schnellere, oft auch nützlichere Gegenstände. Daß auf die Gräber der Könige so viel gewandt wurde, bezeigt vollends die Jugend der Welt. Man erfreute sich seines irdischen Lebens, man wünschte Unsterblichkeit und hatte sich noch nicht getraut, sich jenseit des Grabes derselben zu versichern; man suchte sie also im Grabe. Der Mann, dem bei einem kurzen Leben die Welt zu Gebot stand, erbaute sich die prächtigste ewige Wohnung, in welche er als Leichnam, der Sage nach oft mit vielen Schätzen, aber auf einem verborgnen, nur den Priestern bekannten Wege hineinschlüpfte und da ewige Ruhe oder ein ewiges Leben im Grabe hoffte. Alles dies athmet den Geist jugendlicher Weltzeiten, er war der Riese, der diese Denkmale erbaute.

5. Bei allen Denkmalen der Vorwelt muß man nicht nur zurück auf die Ursachen sehen, die solche beförderten, sondern auch auf die Wirkungen, die dadurch befördert wurden; denn kein Kunstwerk steht todt in der Geschichte der Menschheit. Jedermann sind die neueren Hypothesen bekannt, durch die man auf ein Urvolk der Künste und Erfindungen hinaufzusteigen versucht hat; man bemühte sich um sie, seitdem man den Kasten Noah' als völlig unbrauchbar ansah. Einen unparteiischen Forscher der ältesten Denkmale darf vor jetzt noch keine solche Hypothese kümmern; in der Zusammenwirkung der Völker, in lauter Versuchen zu ihrer Organisation liegt ihm das erste Urvolk, und er sieht in der Kette der Dinge nicht nur zu dem hinauf, was vorherging, sondern auch zu dem, was daraus erfolgte. Vor Allem fällt ihm da die gleichsam zum zweiten Mal geschaffene Natur des Menschen, d. i. die ungeheure Neigung ins Auge, mit der jedes dieser ältesten Völker noch nach Jahrtausenden an seinen Erdstrich, an seine Religion und politischen Satzungen gebunden ist. Kein europäisches Band vermag die Völker zu binden, wie z. B. die Indier an ihren Ganga, an ihre heiligen Oerter und Pagoden gebunden sind. Die Perser waren mit ihren Feuertempeln weniger an ein Vaterland geheftet, da der Palast Dschemschid's nur ein Heiligthum ihrer Staatsverfassung gewesen zu sein scheint. Und doch, wie sehr hat auch dies Volk eben in seinen Urgegenden auf manche zum Theil noch unerkannte Art fortgewirkt! Die Höhlen und Tempel des obern Aegyptens sind längst eine Wohnung der Nachtvögel und Räuber; die Wirkung derselben aber, ihre sogenannte Weisheit, ihre Geheimnisse, ihre Symbole, wie weit umher ist sie verpflanzt! in welche Formen ist sie metamorphosirt worden! Endlich die armen Krypten des jüdi-

schen Landes, ursprüngliche Höhlen der Troglodyten, nachmals Gräber der Könige und der Reichen, zu wie Manchem haben sie Anlaß gegeben, was ohne sie schwerlich auf so viele Völker verbreitet wäre! In diesen unterirdischen Grüften war eine Versammlung der Väter, ein Todtenreich (Scheol), voll ewigen Schattenlebens. Hier flossen Bäche Belial's, hier nagte der Tod, hier in diesen Felsenklüften ward Auferstehung offenbart. Wäre, wie in Indien, im vordern Asien der Körper verbrannt worden, so wäre wahrscheinlich die Idee der Seelenwanderung auch hier entstanden oder fortgepflanzt worden, und die Vorsehung hätte sich auf einer andern Stelle der Erde einen Geburtsort trostreicher Hoffnungen, deren das bedrückte Menschengeschlecht bedurfte, erwählt. So allenthalben. Keine Wirkung, die durch ewige Denkmale ins Herz der Menschen gebaut werden konnte, hat ihres Zweckes verfehlt. Lasset uns z. B. hören, wie ein armer Israelit nach einer 1200jährigen Verbannung sich nach den nackten Gebirgen, den Gräbern und Denkmalen seines uralten, von ihm nie gesehenen Vaterlandes sehnt. *)

Seufzer nach den Denkmalen des heiligen Landes.

Eine Elegie.

Hast Du vergessen der Deinen, die jammernd schmachten in Fesseln?
Zion, vergissest Du jener unschuldigen Schaar,
Eines Restes der Heerde, die sonst in ruhigen Thälern
Vor Dir weidete, jetzt fremd und entfernet von Dir?
Nimmst Du den Frieden nicht an, **) mit dem von jeglicher Seite
Sie Dich grüßen, wohin irgend ein Treiber sie trieb?
Ach, den Gruß eines Sclaven, der noch in den Fesseln zu hoffen
Waget: es rinnen ihm Zähren nach Zähren hinab,
Wie der Thau vom Hermon in nächtlichen Tropfen hinabrollt;
Glücklich, könnt' er sie nur weinen in Deinen Schooß!
Könnte mit ihrem Bade nur Deine verödeten Hügel,
Feuchten! Und dennoch, nein! sinket die Hoffnung ihm nicht.

---

*) Jehuda Hallevi hieß er, der Uebersetzer oder Verfasser des Buchs Kosri. Er lebte im zwölften Jahrhunderte, einer der größten Bedrückungszeiten seines Volks; daher man ihm die heftigen Stellen verzeihen wird, die ihm der Schmerz gegen andre damals lebende Völker auspreßte. — H. [Jehuda Levi ben Saul ist gemeint; sein Buch hieß Kosri oder Kosari. — D.]

**) Der gewöhnliche Friedensgruß mehrerer morgenländischer Völker. — H.

Wenn ich Dein Elend beweine, so gleich' ich der nächtlichen Eule;
Harfe des Dankes wird, Harfe der Freude mein Herz,
Denk' ich Deiner Erlösung. O Beth=El, heilige Stätte, *)
Heilige Hallen, wo einst sichtbar der Ewige sprach,
Wo die azurnen Thore des Himmels sich nimmer verschlossen,
Sonne, Mond und Gestirn wichen dem herrlichen Glanz
Gottes! Könnt' ich ergießen mein Herz, wo des Ewigen Geist sich
Auf der Jünglinge Schaar, Israel's Jünglinge, goß!
Seliger Ort! dem höchsten der irdischen Throne zu heilig,
Nur dem Schöpfer geweiht, nur des Erhabensten Thron,
Ach, und entweihet jetzt von verwegnen Knechten! O könnt' ich
Einsam irren umher, Zion, in Trümmern von Dir,
Könnt' in trauriger Stille, auf dunkeln Fittigen schwebend,
Zu Dir tragen mein Herz, welk und vom Jammer geknirscht,
Könnte mit meinem Angesicht dort hinsinken zur Erde,
Fest anschließen die Stirn an den gesegneten Staub
Und aufrichten sie dann zu den Gräbern meiner verwes'ten
Väter, anstaunend jetzt Hebron, der Könige Grab,
Euch, Ihr Berge, die Ihr die größesten Lichter der Welt deckt,
Zion, so athmete ich Aether der Geister in Dir!
Nackt und entsohlet würd' ich mit Wollust suchen den Erdgrund,
Der, sich eröffnend, Dich, Lade des Bundes, empfing,
Dich in den dunklen Schooß, Du Heil'ges der Heiligen, aufnahm,
Daß des Verruchten Hand nimmer entweihete Dich.
Hingestreuet des Hauptes Schmuck auf Deine Gefilde,
Wäre Verwünschung mir, mir dem Verzweifelnden Trost.
Jede Verwünschung, womit ich den Tag des Jammers belege,
Der Dich verödet, o Land, wäre mir einzige Lust;
Sonst ist jede mir schnöde, so lang ich von Hunden den Löwen, **)
Fürsten von Sclaven zerfleischt, Edle von Raben zerhackt
Sehe gezerret umher. Ich scheu' und hasse das Taglicht,
Das so scheußliche mir, schreckliche Bilder mir zeigt.
Der Du den Kelch der Trübsale mischest, halt, o Erbarmer,
Halt ein Wenig! gefüllt ist er mit bitterem Trank.

---

*) Ein schönes poetisches Bild. Sein ganzes verödetes Land redet der Dichter als den nackten Stein an, auf welchen der Stammvater seines Volks, Jakob, einst das Haupt legte, darüber den offnen Himmel sah und die Verheißung des Ewigen hörte. — H.

**) Bei dieser Stelle soll der Verfasser, da er im funfzigsten Jahr seines Alters nach Palästina gezogen war und mit zerrissenem Kleide, mit entblößten Füßen, diese Elegie singend Jerusalem betreten hatte, sein Leben gewaltsam verloren haben. Vielleicht nur eine ausschmückende Tradition, um diese Stelle recht zu bezeichnen. — H.

Laß mich erholen mich und allen Jammer noch einmal
Fühlen, und gieße den Rest völlig dann über mich aus!

Krone der Schönheit, ermuntere Dich! Erwach, o Geliebte,
Denke, Zion, der Huld, denke der Liebe zu Dir,
Welche die Herzen Deiner Gespielen mit mächtigem Reiz zieht,
Daß Dein Wohl sie entzückt, daß sie Dein Jammer betrübt!
Aus der Gefängniß Kluft sehnt ihre Seele zu Dir sich,
Knieen sie nieder, zu Dir neiget sich sehnend ihr Haupt.
Nimmer vergisset die Heerde, von jenen Höhen verscheuchet,
Deiner Hürde; sie denkt ihrer im dunkelsten Thal,
Schmachtet ächzend zurück zum Schatten der heiligen Palmen,
Lenket immer zu Dir ihren ermatteten Tritt.
Dreimal selige Burg! kann, übermüthig im Stolze,
Pathros gleichen sich Dir, Sinear gleichen sich Dir?
Mag ein unheiliger Spruch sich Deinem Urim und Thummim
Gleichen? besitzt ein Volk, was Du vom Himmel empfingst?
Wo sind ihre Gesalbten des Herrn? wo ihre Propheten?
Wo des Levitenchors göttlich entzündetes Lied?
O, die Reiche der Götzen, sie werden im Rauche vergehen;
Du nur, Wohnung des Herrn, Du nur, Erkorene, bleibst!
Heil dem Manne, dem einst in Deinen Mauern die Ruh' wird!
Heil dem Manne, der harrt, bis er mit Jauchzen erblickt,
Daß Dein Morgen erscheint, daß Deine Freude nun ausbricht,
Daß sich Alles erneut, wenn Du Dich wieder verjüngst!

Also der Israelit; und wem gingen nicht sonderbare Gedanken auf, wenn er einen so tiefen Eindruck alter Einrichtungen, verfallener Denkmale, öder Gräber noch nach Jahrhunderten bemerkt und dies Jammern und Jauchzen hört? So Vieles dabei dem Dichter eigen und in seiner individuellen Lage gegründet gewesen sein mag; so unangenehm es seinem ganzen Volk sein würde, wenn man es aus aller Welt Ende ins verödete Palästina beschränkte: so ist es schon merkwürdig gnug, daß nach einer so langen Verbannung Wünsche und Seufzer dieser Art von Tausenden wenigstens noch in Worten, Bildern und Gebräuchen festgehalten werden. Und noch werden wahrscheinlich manche Jahrhunderte hin die Trümmern Jerusalem's, und was dem anhängt, Millionen der Menschen im Andenken sein und ihnen Bilder des wahren oder falschen Trostes, Reize zu Liebe und Haß, Hoffnungen, Ahnungen, Prophezeihungen gewähren. Ihr Bau ist einmal gleichsam im

Herzen der Zeit, im Jugendunterricht und in der Religion gegründet. Lasset uns dagegen sehen, wie Mohammedanische Prinzen die Ruinen Persepolis' betrachteten, und was sie auf ihnen anzuzeichnen gut fanden.*)

Gott allein bleibt!

Wo sind die Könige, die Allererhabensten?
Sie waren nur so lange, bis das Schicksal
Den Todesbecher ihnen bot.
Wie viele stolze Städte blühten einst!
Sie sanken, und der Tod begrub mit ihnen
All' ihre Lebenden.

O wisse, Creatur, nur Gott besteht!
Du wünschest Dir das Reich des Soliman;
Wo ist nun Soliman? Von seiner Pracht,
Von seiner Größe, seinen Schätzen nahm
Er nichts mit sich. Was Staub betritt, wird Staub;
Ein Menschenantlitz decket jede Schichte
Der Erde; jeder Tritt vielleicht betritt
Hier einen Königssohn. Von dem Vergangnen
Erfreuet uns ein Ruhm nur, gute That.
Wer Tugend sucht, begehrt nichts mehr als sie.

So sammeln sich die Menschen Weisheitsprüche aus Trümmern, die ihre Vorfahren selbst veranlaßt haben. Jeder indessen dieser verschiedenen Eindrücke, die aus Denkmalen der Vorwelt hervorgingen, ist dem Forscher der Menschheit wichtig.

Und so wird es mir denn erlaubt sein, nach den hier geäußerten Grundsätzen einige Betrachtungen über dieses und jenes Denkmal der Vorwelt anzustellen und, wo die klare Geschichte nicht hinreicht, einige Muthmaßungen zu äußern. Zeitig gnug kommen wir auf unserm unbefangenen Wege zu Griechenlandes und Italiens Denkmalen, mit denen sich ohnedies die Einbildung am Liebsten beschäftigt.

---

*) Niebuhr's Reisebeschreibung, Th. II. S. 239. — H.

Zweites Stück.

Um aller Rangsucht über das älteste Alterthum eines Urvolks zu entgehen, fangen wir mit Denkmalen nicht einer Bergnation, sondern eines Volkes im schönsten Klima, an den Ufern des Ganges und weiter hinab auf der indischen Halbinsel unsere Betrachtung an. Mögen die Bramanen der Sage nach aus Norden gekommen sein, so soll uns dieser Norden noch ebenso wenig als die Chronologie ihres Alterthums bekümmern; einige Denkmale der indischen Religion sind vor uns; sie sollen uns leiten.

Freilich fehlt uns hiebei noch ungemein Vieles. Die alten Denkmale und Tempel des eigentlichen Indiens sind uns noch wenig bekannt, geschweige daß uns über ihre Einrichtung, ihre Figuren und Inschriften kunstmäßige Nachricht gegeben wäre; fast nur vom westlichen Rande der Halbinsel kennen wir die Alterthümer auf Elephante und Salsette, die Höhlen zu Canara und Weniges mehr etwas genauer, deren deutlichste Nachricht und Abbildung wir unserm Landsmann Niebuhr zu danken haben.*) Auf der andern Seite der Halbinsel bei dem berühmten Tempel des Jaganat, den Denkmalen bei Madras**) und weiter hinan, den Ganga hinauf bis zu dem großen Gebirge sind wir über Bildsäulen, Tempel, ausgehauene Göttergeschichten, Inschriften u. s. w. noch in einer tiefen Dämmerung; denn wenn Reisende hie und da mit kurzen Worten etwas anzeigen, so ist dies selten befriedigend, obgleich immer lehrreich. Das Beste hoffen wir hierüber von der gelehrten Gesellschaft zu Calcutta, die in genauerer Beschreibung einiger Alterthümer, wiewol meistens noch ohne

*) Niebuhr, Reisebeschreibung, Th. II. S. 16 ff. — H.

**) In den dänischen Missionsberichten sind hie und da (Th. II, III, V, VI) z. B. von der Pagode zu Sidambaram, den Denkmalen bei Madras u. s. w. einige gute, obwol unzureichende Nachrichten gegeben. In den *Sketches chiefly relating to the history of Indostan*, Lond. 1790, sind S. 94 ff. eine Reihe merkwürdiger Denkmale nur angeführt, und in Tiefenthaler's „Beschreibung von Hindostan" sind sie als heidnischer Unrath meistens mit großer Verachtung abgefertigt worden. Das englische Werk, *A comparative view of the ancient monuments of India* (1785) ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; der Anzeige nach soll es auch vorzüglich nur von den Denkmalen auf Salsette handeln. Riem's „Monumente indischer Geschichte und Kunst" (Berl. 1789) enthalten im ersten Stück die Grabmale der Kaiser Akbar und Scheri-Schach, mithin Proben nicht eigentlich indischer, sondern arabischer Baukunst. In Tavernier, Grose, Anquétil und mehrern Reisebeschreibungen steht manches Gute, das aber auch bei Weitem nicht zureicht. — H.

Zeichnungen, bereits einen Anfang gemacht hat.*) Wandelte einen Briten die Leidenschaft an, eine architektonisch-malerische Kunstreise durch Indien zu veranstalten, oder gefiele es Hrn. Hastings, der sich um die indische Literatur für Europa bereits sehr verdient gemacht hat, auch Zeichnungen und Nachrichten von alten Denkmalen, wenn er solche, wie wahrscheinlich, gesammelt, bekannt werden zu lassen, so wären wir auf einmal viel weiter.

Aus dem indeß, was wir von Indiens Denkmalen bisher wissen, ergiebt sich, daß der in ihnen herrschende Geschmack sowie ihr ganzer Zweck äußerst local und national sei, so daß, woher auch die Samenkörner der Kunst und Religion an den Ganga gekommen sein mögen, sie an demselben eine völlig eigne Natur angenommen haben. Lasset uns diese Beschaffenheit in einigen Stücken nach Vortheilen und Nachtheilen entwickeln.

1.

Die meisten Denkmale Indiens hat die Religion gestiftet; denn wir wissen, mit welcher Macht diese über alle Stämme des Volks noch jetzt herrscht. Ihr gehören jene wundersamen Tempelhöhlen voll ausgehauener Göttergeschichten, jene zahlreichen Pagoden, in denen sich auch Statuen des Gottes oder der Götter finden, denen sie als Wohnungen geweiht sind; ihr sind die Gemälde, die man an Processionen von Göttern und ihren Thaten umherträgt; ihr endlich sind jene unzähligen Ruhegebäude und Säulengänge, mit denen die Indier ihre heiligen Teiche geziert und umfaßt haben, so daß in mehr als einem Betracht mancher unruhige Europäer dies schöne Land als den Sitz uralter Ruhe, Güte und Sanftmuth anstaunte. Nun sind viele ihrer Göttergeschichten so zart gedacht, ihre Mythologie ist so ganz eine Metaphysik des Blumen- und Pflanzenlebens, daß man aus ihr die schönsten Abbildungen der Kunst hoffen müßte.**) Brama, das indische Symbol der Schöpfung, erscheint auf einem Lotosblatt,

---

*) Vor Allen bemerke ich *W. Chamber's Account of the sculptures and ruins of Mavalipuram* im ersten Theil der *Asiatic Researches*, S. 145 ff. Im zweiten Theil sollen von andern Denkmalen Nachrichten enthalten sein, so wie im 7. Bande der „Britischen Archäologie" Beschreibungen der Alterthümer bei Bombay. Beide Bücher habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt zu gebrauchen. — H.

**) S. die Mythologie der Indier bei Baldeus, Sonnerat, W. Jones, *On the Gods of Greece, Italy and India* in den *Asiatic Researches*, Vol. I., Forster's Anmerkungen zur „Sakontala", den übersetzten „Bagawedam" u. s. w. — H. [Wir haben die Schreibung der Namen, wie sie Herder giebt, beibehalten, wo nicht offenbare Druckfehler sich fanden. — D.]

schwimmend über dem ruhigen Meer; sein Weib Saraswati, die Göttin der Wissenschaft und der Harmonie, hält ein Buch in der Hand oder spielt die Zither. Wischnu, die erhaltende Kraft der Welt, zeigt sich in seinen einundzwanzig Verkörperungen zwar mehrmals in fürchterlichen, einigemale aber auch in sehr annehmlichen Gestalten. Als die schöne Mojeni bezauberte er den Gott der Zerstörung selbst. Als Rama erschien er wie ein schöner Jüngling, Bogen und Pfeile in seiner Hand, und befreite die Welt von Ungeheuern und Riesen. Als Balapatra und Parasurama lehrte er die Menschen Fleiß und Tugend; in jener Verwandlung wußte er selbst nicht, daß er Wischnu sei, und trägt den Pflugschar. Als Krischna kam er auf die Welt, die grausamen und stolzen Könige zu stürzen. Alle Götter hielten sich bereit, ihn anzubeten, sangen sein Lob und warfen ihn mit Blumen; die Harmonien der Engel erklangen, und alle Sterne sahen glückbringend nieder. Von einer Hirtin erzogen, hütete er als Schäfer die Heerde; die melodischen Töne seiner Hirtenflöte lockten die wilden Thiere zu ihm, sie bezauberten Schäferinnen und Schäfer; neun liebende Mädchen sind in seinem Gefolge, mit denen er tanzt und scherzt. Er tödtete die ungeheure Schlange Kalija, schützte den tugendsamen König Dherma-Raja, fand allenthalben Anhänger und Freunde und lebte ein fröhliches Leben bis zu seinem selbsterwählten Ende. Er ist der Lieblingsgott der indischen Weiber; in seinen Abbildungen erscheint er vor allen Ramas mit Blumen gekränzt, mit Edelgesteinen geziert, leicht und fröhlich. Dergleichen Vorstellungen Wischnu's giebt's noch mehrere, und seine Gemahlin sowol als einer seiner Söhne sind Bilder der Schönheit. Lakschmi, seine Gemahlin, die Göttin des Reichthums, entsprang mit der Göttin der Wissenschaft und der Harmonie aus dem Milchmeere; Wischnu fand sie in einer Rose von hundertundacht Blättern, tausendundacht kleinen Blättern und erzeugte mit ihr Kama oder Manmadi, den Herzensnager, den Gott der Liebe. Dieser ist ein Kind; den Köcher trägt er auf dem Rücken, Bogen und Pfeile in seiner Hand: sein Bogen ist von Zuckerrohr, mit Blumen umkränzt, eine Schnur Bienen ist seine Senne, seine Pfeile sind zugespitzte Blumen; er reitet auf einem Papageienweibchen. Sein schönes Weib, Rati, die Zärtlichkeit, kniet auf einem Pferde und drückt jagend einen Pfeil ab. Selbst Iswara oder Siwa, der Gott der Zerstörung, erscheint nicht allenthalben schrecklich; als ein wunderschöner Bettler wußte er einst die tugendhaften Weiber mit Liebe zu bezaubern, daß ihre sonst reinen Gelübde und Opfer nicht mehr galten. Dies sind die Hauptgottheiten der Indier, und

außer ihnen giebt es auch in der Zahl der Untergötter der Dichtung nach sehr artige Gestalten. Indra, der Gott des Luftkreises, der zwar den Donnerkeil führt, nicht aber ein tobender Gott ist, wohnt als König der Genien und guten Geister im überirdischen Paradiese, dreier Welttheile Beherrscher. Sanft berührt sein Wagen die Gebirge der Erde, und außer dem Donnerkeil ist eine Blume in seinen Händen. Der Seegott Varuna schwimmt auf einem Fisch; die Göttin des Flusses Ganga geht auf dem stillen Strome und trägt zwei Wasserblumen in ihren Händen. Arun ist der Wagenführer der Sonne, er lenkt zwölf oder sieben Rosse durch Kraft des Gottes Surya, der hinter ihm sitzt, und zerstreut die Schatten der Nacht. Nareda, Brama's Sohn, ein Gesetzgeber, groß in Künsten des Krieges und Friedens, trägt die Wina, eine Aeolische Laute, in seiner Hand, die der harmonische Geist der Luft bewegt. Die indischen Musen und Nymphen endlich, Personificationen der unschuldigsten und schönsten Wesen der Natur, der Bäume, Pflanzen, Blumen, der Jahrszeiten, ja selbst der musicalischen Töne, sind beinahe die zarteste Sprosse einer menschlichen Dichtung. Was kann nicht aus Geschöpfen dieser Art in Bildern geformt und in der vorstellenden Kunst sowol als in tonreichen Worten gedichtet werden?

Fügen wir nun hinzu, daß die Indier, insonderheit in den obern Stämmen, ein schöngebildetes musicalisches Volk und das weibliche Geschlecht unter ihnen nach der glaubwürdigsten Reisenden Zeugniß in der Kindheit und den jüngeren Jahren von sehr zarter Bildung sind; fügen wir hinzu, daß die Religion der Bramanen, nordwärts ausgegangen, unweit der Grenzen von Kaschmire, im Mittelpunkt der Schönheit Asiens, ihren ersten mythologischen Wohnsitz aufgeschlagen und Krischna bei seiner Erscheinung sich die schönsten, fröhlichsten Stämme gewählt habe; ziehen wir den feinen sinnlichen Geschmack der Bramanen in Betracht, der, von Wein und Thierspeise gesondert, die Blume und das Wasser feiner als irgend eine andre Nation kostet, die Organe des Gefühls, der Sinne und der Einbildungskraft rein erhält und keine stürmische Leidenschaft der Seele von langen Generationen her kennt; bemerken wir, daß unter allen Nationen der Erde die Indier das einzige Volk sind, das die sinnliche Wollust zur schönen, ja sogar zur gottesdienstlichen Kunst gemacht hat,*) und fügen

*) S. hierüber Grose, de Pages, Mackintosh, die *Sketches relating to the manners of the Hindoos*, und die Nachricht jedes Reisenden, der nicht gegen die Nation eingenommen war. — H.

dann die zarte Genauigkeit, den religiösen Fleiß, die unermüdliche Aufmerksamkeit dazu, mit denen vielleicht nur sie Werke der Kunst vollführen konnten, wie sie Werke des mühsamsten Fleißes vollführen: was werden wir von ihren Abbildungen so feiner Dichtung nicht auch in Gemälden oder andern Vorstellungen erwarten! Und wenn wir Gelegenheit hatten, indische Malereien oder andre Kunstwerke aus den jetzigen Zeiten ihres allgemeinen Bedrucks und Verfalls zu sehen und die schönen Farben, den feinen Fleiß, die zarte Seele in ihnen zu bemerken: wer würde nicht neugierig auf die Denkmale ihrer bessern und besten Zeiten! wer wünschte nicht am Berge Meru einen Parnaß, auf Agra's Fluren ein Thessalien und an den Ufern des Ganga ein asiatisches Athen zu finden!

Ganz betrügt uns vielleicht diese Hoffnung nicht; und wenn einst die Denkmale der Kunst und Dichtung jener Gegenden uns wie die griechischen dargelegt würden, so wird nach manchem schon bekannten Winke man wenigstens Bedenken tragen, die Indier hinfort in Ansehung der Kunst und Dichtkunst noch hinter die Aegypter zu setzen und sie, die unter allen Völkern der Erde vielleicht am Wenigsten Barbaren sind, unter rohe Barbaren zu zählen. Niebuhr,*) der viele ägyptische Denkmale gesehen hatte, findet die Basreliefs und Statuen im Tempel auf Elephante viel besser in der Zeichnung und Stellung als die ägyptischen Figuren; er bemerkt an mehrerern derselben zornige oder furchtsame Mienen und äußert überhaupt von diesen ungeheuern, in Felsen ausgehöhlten Tempeln die Meinung, daß sie nicht weniger Arbeit und weit mehr Kunst gekostet hätten als die ägyptischen Pyramiden. W. Hunter**) rühmt an einigen dieser Riesenfiguren „sehr schön gebildete Theile, in denen das Schwellen der Muskeln und mancherlei Affect, z. B. der tiefe, stille Gram, in andern Verachtung und Unwille wohl ausgedrückt sei; er findet bei den meisten ein regelmäßiges Verhältniß der Glieder und bemerkt bei den Höhlen zu Canara, daß, da in ihnen keine Mißgestalten, wie auf Elephante und bei Ambola, gefunden werden, diese Kunstwerke vielleicht die ältesten von allen und zu einer Zeit gearbeitet sein möchten, da der Geschmack und die Mythologie des Volks noch nicht verdorben waren". Hätten wir nun gnugsame Beschreibungen, ich will nicht sagen, Abbildungen von indischen Denkmalen des höheren Landes, um nur einigermaßen die Geschichte der Kunst dieses Volks

---

*) Niebuhr's Reisebeschreibung, Th. II. S. 32 ff. — H.

**) Ebeling's „Sammlung von Reisebeschreibungen", Theil IX. S. 466 ff., Hamburg 1787. — H.

verfolgen und Ursache angeben zu können, wie, wo und wann die Mißgestalten der Bilder angefangen oder aufgehört haben; kennten wir die Bilder der Götter und Helden in ihren verschiedenen Erdstrichen, Secten und Tempeln mit einiger Genauigkeit: so würde es leicht werden, zu unterscheiden, wo z. B. die dicken Lippen und andre fremde Züge der Gestalt und Kleidung zu finden oder nicht zu finden sind, und wie sie sich mit der unstreitigen Geschichte, Mythologie und Bildung der indischen Nation gemischt oder gepaart haben. Nun aber sind wir hierüber fast ganz im Dunkel. Wir wissen selbst nicht, woher die bekanntesten Abbildungen der indischen Götter, die wir in den oben angeführten Büchern sehen, genommen sind.*) Noch weniger wissen wir, wo sich andere, an die Jones in seinen Gedichten und Erläuterungen denkt, finden, und eine Geschichte der Mythologie, Kunst und Dichtkunst dieses Volks liegt noch ganz in der Zukunft. Wie sollten wir an diese jetzt schon zu denken wagen, da die Denkmale ohnweit Bombay, Madras, Pondichéry, die Jahrhunderte lang den Europäern so nahe lagen, kaum in den neuesten Zeiten bemerkt und beschrieben sind, und wir z. B. von den höchst merkwürdigen sogenannten sieben Pagoden zu Mavalipuram erst neulich einige Nachricht erhalten haben?**) Sagte man uns, daß in Griechenland Denkmale vorhanden seien, auf denen sich die vornehmsten Götter und Helden Homer's in Stein gehauen fänden, welche Aufmerksamkeit würde dies erregen! Dort sind die vornehmsten Geschichten des ersten indischen Heldengedichts, des „Mahabharit" gebildet; dort ist das Bett Dherma-Raja's, Wischnu's u. s. w., wenige Meilen von einer Hauptniederlage der Engländer und Franzosen, noch ganz unbeschrieben: wie nun, wenn man die Pagoden, in denen meistens jede Gottheit ganz local verehrt wird, durch ganz Indien verfolgt? Vieles hat freilich die Zeit zerstört; noch Mehreres haben die Mohammedanischen Fürsten für ihren Gott und Mohammed verwüstet oder in Moscheen verwandelt; was noch da ist, sahen die Missionare als schändliches Götzenwerk an, und der Gelddurst der Europäer verachtete es aufs Tiefste; nur der Wunsch bleibt uns also übrig, daß der Sinn reicher Briten auf eine malerische Alterthumsreise durch Indien, so weit die Bramanenreligion reicht, gerichtet würde. Jetzt reden wir, Weniges ausgenommen, nur wie

*) Die in Baldeus, Hollwell, Jones scheinen mir die ursprünglichsten, wie denn mit den ersten die indischen, gewiß Originalgemälde, im Museum des Cardinal Borgia zu Veletri sehr übereinkommen. Woher mag Jones die seinigen haben? hat er sie etwa simplificirt? — H.

**) *Asiatic Researches*, Vol. I. S. 145 ff. — H.

über mythologische Kalenderbilder und über Nachrichten von Hörensagen.

2.

Wenn es über diese zu reden erlaubt ist, so müssen vor Allen die Hindernisse angeführt werden, die der Kunst der Indier entgegenzustehen scheinen; widerlegt die Zeit meine Vermuthungen, so will ich gern widerlegt sein.

Das Haupthinderniß nämlich war die Quelle ihrer Kunst selbst, ihre Religion und die daher geformte Einrichtung. Ihre Götter entsprangen aus symbolischen Begriffen, die man auch in Denkmalen als Symbole beibehielt, die aber deshalb die Kunst gewaltig einschränkten. Die gewöhnliche Stellung derselben ist die sitzende; denn sie sind Könige, Herren des Weltalls: diese Stellung mit zusammengeschlagenen Füßen nach morgenländischer Weise ist der bildenden Kunst nicht förderlich. Eine halbe Figur geht aus dem Teppich oder der Blume, auf welchen sie sitzt, empor; die Füße sind wie hinzugefügte, todte Glieder; keine lebendige Kraft, kein strebender Wuchs kann im Gebilde sichtbar werden. Wenn nun auf dem Haupt des Gottes noch die Pyramidenkrone steht, wenn sein Ohr mit Gehängen, seine Brust mit Perlen, sein Kleid mit mancherlei Schmuck Orients geziert ist, so wird die Figur zwar reich, für die Kunst aber minder schön werden.*) Ein Gemälde, das diesen Zierrath mit frischen, lebendigen Farben ausdrückt, kann mit der Natur wetteifern, das Basrelief aber und die Statue bleiben zurück. Da nun auch stehende Figuren ordentlicherweise mit diesem Putz, der selbst die Füße umwindet, beladen sind, so wird der Kunst hiemit ihr Hauptgegenstand, die Bildung des Körpers, entzogen. Zukünftige Nachrichten mögen es einmal zeigen, wie Krischna mit seinen Gespielen, Kama, der Gott der Liebe, mit Mutter und Weibe scherzend vorgestellt sind; sonst giebt Wischnu, wie er auf der Schlange oder im Schooß seines Weibes schläft, nach unsern Begriffen kein schönes Götter-

*) Dieser Putz schien ihnen von der Göttergestalt so unabtrennlich, daß der verkörperte Gott sich den Menschen fast nicht anders offenbaren konnte. Als Krischna geboren ward, sagt der Bagawedam, brachte er vier Hände zur Welt, ein Kleid, mit Rubinen besetzt, und mit prächtigen Perlen gezierte Ohrengehänge. Er erschien mit einem königlichen Purpur bekleidet, Waffen an seiner Seite und eine Krone auf seinem Haupte. Himmelblau war sein Leib; daher kommt auch sein Name. S. „Sammlung asiatischer Originalschriften", Zürich 1791, S. 178 ff. — H.

gemälde. Sind vollends fürchterliche Erscheinungen desselben abzubilden gewesen, wie er als Fisch das Gesetzbuch vom Grunde des Meers heraufholte, als eine Schildkröte die sinkende Erde unterstützte, jetzt als ein Eber auf den Riesen losging, dann als ein Ungeheuer aus der Säule hervorbrach: so kommt's auf den Geschmack der Kunst an, wie sie diese Fabel zu behandeln wußte. Mir sind schöne und häßliche Abbildungen davon bekannt; *) authentische Nachrichten werden erweisen, welches die beliebtesten, die häufigsten Vorstellungen waren, und wie solche etwa nach Gegenden und Zeiten gewechselt haben. Ebenso beschwerlich sind der bildenden Kunst einige Thiere, auf welchen indische Götter reiten. Im Märchen läßt es sich artig hören, wie der Gott der Liebe auf einem Papagei, Siwa auf einer Kuh, dem Bilde der Tugend, Supramanier [1]) auf einem Pfau, Sani, der Gott der Strafe, auf einem Raben, der König der Hölle auf einem Büffel, der König der Geister auf einem Elephanten reitend vorgestellt wird; das Bedeutende davon läßt sich nirgend verkennen, dem Auge indessen giebt es außer dem Gemälde mit Farben kein so gnügsames und festes Kunstverhältniß, als wenn der Gott des Feuers auf einem Widder, der Gott des Meers auf einem Krokodil, der Gott der Winde auf einer Gemse, der Gott des Reichthums auf einem weißen Roß, mit Kränzen geziert, die Göttin der Zwietracht und des Elendes auf einem schwarzen Pferde, das Panier des Raben in der Hand haltend, reitet. Allenthalben indeß sieht man, die *symbolische Allegorie* hatte die Kunst übermannt, diese gehorchte der religiösen Bezeichnung und Sage.

Noch deutlicher bemerkt man dieses an den *Attributen, mit welchen die heilige Sage ihre Götter auch in der Kunst beschwerte*: um diese Attribute nur zeigen zu können, gab sie ihnen viele Hände, viele Köpfe. Hiemit hatte freilich die Sage reiche Gelegenheit, an dieser göttlichen Ungestalt sich erhalten und wiederholen zu können; bei jedem Symbol, jedem Arm, jedem Kopf konnte eine Geschichte, eine Eigenschaft des Gottes erzählt werden, und an einer einzigen Figur hatte der Lehrer sowol als der Schüler gleichsam die ganze Epopöe des Gottes, ein vollständiges Inventarium seiner Verhältnisse und Thaten. *Alles* war an ihm bedeutend, und ich zweifle, ob die Symbolik der Kunst bei *einem* Volk der Erde ausführlicher behandelt sei als bei den

---

*) Man vergleiche z. B. *Baldeus*, *Dapper*, *Sonnerat*, *Jones*; im Ersten und Letzten sind die leidlichsten Gestalten. — H.

[1]) Supramanja? — D.

Indiern. Die Symbolik der Aegypter wenigstens erscheint gegen sie so einfach, daß es zu verwundern ist, wie man beide verwechseln oder einander hat gleichschätzen mögen. Jede von beiden ist local, es herrscht auch ein völlig verschiedener Geist der Zusammensetzung in dieser und jener.

Aus Büchern nämlich scheint die ganze Kunst der Indier entsprossen zu sein, wie auch Wischnu bereits in seiner ersten Verwandlung die verlornen Wedams hervorholte; daher ich für diesen Theil der symbolischen Kunst recht viele indische Gedichte, Märchen und Sagen übersetzt wünschte. Ganz einen andern Weg nahm die Kunst der Griechen; sie diente zu Anfange den Priestern, aber nicht lange. Bald warf sie dem Bacchus die Hörner, andern Göttern ihre drückenden Symbole ab und symbolisirte die Götter selbst zu bleibenden, ewigen Charakteren. Eine Stirn des Jupiter's, Hercules, Apollo und Bacchus ist für die ganze Figur charakteristisch; so ihre andern Glieder. Die Kunst der Griechen ward gebildet, als Kunst zu sprechen, ohne fremde Attribute, ohne Buchstaben der heiligen Sage; dahin konnte sie unter der Leitung der Bramanen bei den Indiern schwerlich gedeihen. Die Kaste der Künstler war ein untergeordneter Stamm, der Stamm der Bramanen war sein Gebieter. Fleiß und Arbeit konnte jener zum Werk bringen, dieser brachte dazu anordnende Gedanken.

3.

Wenn also auch, wie ich doch nicht glaube, die Kunst der Indier als Kunst keinen Werth erhielte, in der Geschichte der Menschheit wird sie ihn je und immer als Denkmal eines philosophischen Systems behaupten, das vielleicht nur am Ganga entstehen konnte, an ihm aber auch unvergänglich zu sein scheint. Ich zeichne einige Hauptsätze dieser merkwürdigen Philosophie aus und setze sie mit der Kunst in Verbindung.

1. Eine schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft war die Grundlage dieses Systems, das sich ebenso sehr der sinnlichen Anschauung als der tieferen Forschung empfiehlt. An die Principien der Perser von Licht und Finsterniß, an die Systeme andrer Nationen von thätigen und leidenden Kräften der Natur konnte allerdings viel Wahres und Gutes geknüpft werden; ich zweifle aber, ob eins derselben dieser Trias von Kräften an Allgemeinheit, Leichtigkeit und Anmuth der Ueber-

schauung gleich sei. Jede Blume lehrt uns dieses System (die Indier liebten die Blumen), und was jene lehrten, bestätigten die Blumen des Himmels, Sonnensysteme, Milchstraßen, alle Theile des Universum: Schöpfung, Erhaltung und Untergang sind die drei Punkte ihrer großen oder kleinen Epoche. Die schaffende Kraft, Brama, ward bei den Indiern bald in den Schatten gedrängt und um den lautesten Theil ihrer Verehrung gebracht (denn wie wenig wissen wir von der Schöpfung!), indeß Wischnu und Siwa, der durchdringende Erhalter und Zerstörer der Dinge, sich in den Thron der Weltherrschaft theilen. Auch das war schön bei diesem Poem des Weltalls, daß die Fortpflanzung der Wesen ein Mittelpunkt der Vereinigung aller drei Kräfte ward, die einander begegnen, einander aufzuheben scheinen und eben dadurch die Kette der Natur weiterhin gliedern.*) Fruchtbarkeit zerstört die Blume, und doch streben zu dieser Blüthe alle ihre Kräfte; was sie zerstört, erhält die Schöpfung. So sind auch Wischnu's Verwandlungen gewissermaßen die Summe aller Ereignisse der Menschengeschichte; denn was zeigt uns diese als Sinken und Emporholen, gewohnte Unterdrückungen aller Art und sodann hie und da etwa einen neuen Altar des verkörperten, hilfreichen Gottes Rama.

2. Die Seelenwanderung lag in diesem System, wo nicht wesentlich, so doch als ein Traum; ein angenehmer oder schrecklicher Traum für Wesen, die in die Region unsichtbarer Kräfte durchaus nicht zu dringen vermögen. Das Verbrennen des Leichnams trug wahrscheinlich zu ihrer Gründung bei, und es ist unglaublich, wie tief sie sich in den weichen Gemüthern der Indier gegründet habe. Sie allein bewiese, wenn keine andere Beweise da wären, was durch Wahn und Glaube aus einem Menschen gemacht werden möge; eben aber auch sie beweist, daß das Bramanensystem ein sehr durchdachtes System sei, welches denn auch seine feinen Eintheilungen der Weltelemente, Sinne und Seelenkräfte, der Tugenden und Laster, ja der feinsten Wirkungen des menschlichen Geistes gnugsam bestätigen.**) Kennten wir die reiche Literatur der Bramanen im Fortgange ihrer älteren und neueren Geschichte, so würde diese uns über Mehreres hievon Licht geben.***)

*) Iswara wollte brennend die Welt zerstören, Wischnu fing ihn auf, Brama unterstützte Beide; daher der Lingam. S. Sonnerat [„Reisen"], S. 152 (Zürcher Ausg. 1783. 4.). — H.

**) S. hierüber insonderheit den *Baghvat-Geeta*. Lond. 1785. — H.

***) S. hierüber den Aufsatz XVIII. *On the Literature of the Hindous*, *Asiatic Researches*, Vol. I. 340 ff. — H.

3. Das erste und einzige Wesen, das nicht Brama, Wischnu, Iswara, sondern Brehm, die Selbstständigkeit ist, hat die indische Philosophie in einer so entfernten Höhe, zugleich aber auch in einer so innigen Nähe mit uns vorzustellen gesucht, daß sie von beiden Seiten schwerlich übertroffen werden möchte. „Es war; es ist, was da ist; es bleibt. Außer ihm ist die Schöpfung Maja, Täuschung; sie ist nur gegenwärtig in unsern Sinnen, in unserm Verstande. Weit inniger als die großen Elemente ist das Wesen der Wesen in Allem; das All ist aber nicht dies Wesen selbst: kein Ding ist ein Theil von ihm; alle Dinge sind in ihm, sie sind sein Abdruck. Das Gemüth kann ihn suchen, diesen Wesenden, durch Grundsätze, die, wie er, allenthalben das einzige Ewige sind." Und sie haben ihn gesucht, diese sonderbaren Weisen, und suchen ihn noch auf strengen Wegen der Enthaltsamkeit, Absonderung und Vereinigung (Concentration) der Gemüthskräfte und Gedanken. Ob sie ihn gefunden haben, ob er auf diesem Wege zu finden sei, wollen wir wenigstens nicht entscheiden, die wir in unserer Lebensart, unter Zerstreuungen und Begierden vielleicht von der feineren Maja (Verblendung) nicht einmal einen Begriff haben, die jene von Wein, Blut und Leidenschaft gesonderten Menschen unter der Idee des Wesens der Wesen täuscht.

Auf die Kunst der Indier hatten diese hohen Speculationen einen mächtigen Einfluß, indem sie die Verehrung heiliger Bilder, Orte und Elemente, mithin die ganze Composition heiliger Denkmale bestimmten. „Wie das Auge", sagen sie, „durch das Licht, das Gefäß durchs Feuer, das Eisen durch den Magnet durchdrungen und belebt wird, so wird auch durch den ewigen Geist das Weltall mit Kräften begabt, und die Seele des Menschen mit den edelsten Kräften. Heilige Bilder sind nur Erinnerungen der Gottheit, die man am Eigentlichsten und Tiefsten in sich selbst, in einem reinen Verstande und Herzen findet." Mit diesem Grundsatz waren die Grenzen ihrer religiösen Kunst bestimmt und durch die dreifache Personification des höchsten Gottes ihr ganzer Weg vorgezeichnet; denn die Idee des höchsten Gottes selbst war keines Bildes fähig.

Dies zu erweisen, laßt uns einige Stellen des Baghvat-Geeta, in denen Krischna zu Arjun über sich selbst und seine Gestalt spricht, hören.

„Auf und vernimm der Geheimnisse größtes! Alles, was da ist,
Ruhet in mir wie die Luft im weiten, unendlichen Aether

Und kehrt wieder zurück nach seinem vollendeten Zeitlauf
In die Quelle des Seins, aus welcher es wieder hervortritt. —

„Vater und Mutter der Welt, der Erscheinungen Grund und Erhalter,
Ihre Geburt und Wiederauflösung und endlicher Ruhort,
Regen und Sonnenschein, Tod und unsterbliches Leben,
Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Sein und Verschwinden. —

„Nichts ist größer als ich. Wie die köstliche Perl' an der Schnur hängt,
Hangen die Wesen an mir. Ich bin im Wasser die Feuchte,
Licht in der Sonn' und im Mond', Anbetung bin ich im Wedam,
Schall in dem Firmament und Menschennatur in der Menschheit,
Süßer Geruch in der Erd' und Glanz in der Quelle des Lichtes,
Leben und Gluth in Allem, des Weltalls ewiger Same."

Wer wollte dies Wesen bilden? wer könnte es malen? Um den Menschen anschaulich zu werden, muß der sich offenbarende Gott Symbole wählen, und so wählt er in jeder Gattung und Art das Edelste, das Erste.[1])

„„Ich bin der Schöpfung Geist, ihr Anfang, Mittel und Ende.
In den Naturen das Edelste stets von allen Geschlechtern.
Unter den himmlischen Wischnu, die Sonne unter den Sternen,
Unter den Lichtern der Mond, von Elementen das Feuer,
Meru unter den Bergen, das Weltmeer unter den Wassern,
Ganga unter den Strömen, Aswata unter den Bäumen.
König in jeglicher Art der Menschen und aller Lebend'gen;
Unter den Schlangen bin ich die ewige Schlange, der Weltgrund,
Unter den Rossen das Roß, das aus den Wellen des Milchmeers
Sprang, und der Elephant, aus eben den Wellen geboren.
Unter den Waffen der Donner, der Führer himmlischer Heere
Unter den Kriegern, ein Lehrer der Geister unter den Lehrern,
Unter Gebeten das stille Gebet, der himmlischen Chöre
Führer, von Worten das göttliche Wort, einsilbig und heilig.
Millionen Formen, Geschlechter, Arten und Farben,
Das ist meine Gestalt. Auf! siehe mit himmlischem Auge
Mich, wie ich bin!"
Arjun sahe die hohe Gestalt in himmlischer Zierde,

---

[1]) Vgl. Herder's Werke, XIV. S. 545 ff. — D.

Vielbewaffnet, geschmückt mit Perlen und köstlichen Kleidern,
Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit seltenen Wundern.
Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
Hielt er die Welten in sich, geschieden in jede Verändrung.
Uebertäubt von den Wundern, das Haar vor Schrecken erhoben,
Sank der Schauende nieder und betete preisend den Gott an:

„„Ewiger, in Dir seh' ich die Geister alle versammelt,
Alle Gestalten der Wesen; ich sehe den schaffenden Brama
In Dir, thronend über dem Lotos; ich schaue Dich selbst an,
Dich mit unendlichen Armen und Formen und Gliedern bewaffnet,
Und doch seh' ich in Dir nicht Anfang, Mittel und Ende.
Geist der Dinge, Du Form des Alls! Ich schaue die Krone
Deines Haupts, eine strahlende Glorie, leuchtend in alle
Fernen mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
Deine Augen der Mond und die Sonne, der Athem des Mundes
Flammendes Feuer, der Raum des Weltalls Deine Verbreitung.
Geister seh' ich zu Dir sich nahn wie zum Orte der Zuflucht;
Geister seh' ich erschrocken die Hände falten und zittern.
Welten schauen Dich an und staunen, Dich, die gewalt'ge
Riesengestalt von unzähligen Augen und Gliedern und Häuptern,
Armen und Brüsten. Die Heere der länderbeherrschenden Helden,
Siehe, sie stürzen in Deinen verschlingenden, feurigen Athem,
Wie ins unermeßliche Meer die rollenden Ströme,
Wie in die Flamme des Lichts der Mücken Schwärme sich stürzen.
Aber Du stehest und bleibst und füllst mit Strahlen das Weltall.""

Ich bin weit entfernt, die Metaphysik dieser Vorstellungen den ersten und ältesten Zeiten zuzuschreiben; die Idee des höchsten Gottes mag von den drei großen Kräften der Natur nur spät abgezogen sein; eben deswegen aber lag sie vorher schon in allen dreien Gestalten. Der Verehrer des Brama, des Wischnu, des Siwa fand den höchsten Gott vorzüglich in seinem Verehrten, wie es noch jetzt, nachdem Brama in den Schatten gedrängt ist, die Secten des Wischnu und Siwa beweisen. Jede legt ihrem Gott die höchsten Prädicate bei und raubt sie den andern, sogar daß sie die Geschichten derselben umkleidet. Aus so überschwänglichen Ideen konnte die Kunst keinen andern Charakter gewinnen, als den ich zur Unterscheidung den vielbedeutenden (πολυσημαίνων)[1]) nennen möchte. Er wollte Alles sagen, er wollte bei den großen

[1]) Ist Herder's eigene Wortbildung. — D.

Göttern das Weltall im Bilde zeigen. Da entstanden jene vielarmigen, vielköpfigen Ungeheuer, in einem ganz eigenen Geist der Zusammensetzung; die Bramanenweisheit hatte Speculation und Fabel auf eine so seltne, eigenthümliche Weise verbunden, daß die bildende Kunst nothwendig darunter erliegen mußte.

Ebenso begreiflich wird's, daß die Lehre der Seelenwanderung der bildenden Kunst nicht förderlich sein konnte. Man sahe den Körper als ein Zusammengesetztes von Elementen an, die bei seiner Auflösung zu ihrer Quelle zurückkehrten.

„Wie man die alten Kleider hinwegwirft, neue zu tragen,
Lässet die Seele den Leib und zieht in andere Leiber.“

Daher man denn für die Verewigung dieser flüchtigen Körpergestalt nicht so gar sorgsam sein konnte. Auch gab das gewöhnlichere Verbrennen der Todten mindere Gelegenheit zu Gräberdenkmalen, da den Grundsätzen der Indier nach die Seele im Grabe keine Wohnung haben konnte.

Also müssen wir, wenn von Composition der Gestalten in Kunst und Dichtkunst nach indischer Weise die Rede sein soll, unsern Gesichtskreis weiter und höher nehmen, wo wir denn in der Vorstellungsart der östlichen Völker jenseit des Indus bis in die Mongolei, China, Siam, Japan u. s. w. ein Eignes antreffen werden, dessen Erklärung schwer, wie mich dünkt, aber nicht unmöglich ist. Wie an verschiednen Orten der Erde die Magnetnadel verschieden, jedoch unter Hauptgesetzen declinirt, so declinirt die Einbildungskraft, der Geschmack, die Art der Composition der Völker, und doch ist's und bleibt es allenthalben dieselbe Menschheit.

8.

Tithon und Aurora.[1]

[1]) Das Vorwort zur vierten Sammlung der Zerstreuten Blätter schließt: „Ueber das letzte Stück, Tithon und Aurora, mag ich nichts sagen. Es ist das Resultat vielfacher Lectur und Bemerkung, so daß, wenn ich jedem Satz seine historischen Beispiele hätte zufügen wollen, die Abhandlung gar leicht zu einem Buche gediehen wäre. Gnug, wenn Ihnen mein moralischer Blumengarten gefällt, wenn Sie in ihm hie und da Stärkung, Freude, Erholung finden.“ — D.

Obwol gewöhnlicherweise keine Grab- und Lobschrift zu bemerken pflegt, wie lange ein Mensch sich selbst überlebt habe, so ist dies leider doch eine der größten und nicht seltenen Merkwürdigkeiten menschlicher Lebensläufe. Je früher das Spiel unsrer Gaben und Leidenschaften anfängt, je rascher es fortgesetzt und durch äußere Zufälle auf mancherlei Weise bestürmt wird, desto häufiger wird man Fälle gewahr von jenen frühen Ermattungen der Seele, von Niederlagen der Kämpfer ohne Tod und sichtbare Wunde, vom männlichen, oft schon jugendlichen höchsten Alter. Lange kann ein Mensch wie die Gestalt seines Grabmonuments mit lebendigem Leibe umhergehn, sein Geist ist von ihm gewichen, er ist der Schatte und das Andenken seines vorigen Namens.

Vielerlei Ursachen können zu diesem frühen Tode beitragen: Eigenschaften des Geistes und des Herzens, zu große Wirksamkeit und zu träge Geduld, Erschlaffung sowol als Ueberspannung, zu schnelles Glück und zu lange dauerndes Unglück; denn überhaupt ist ja Gesundheit, Munterkeit, Vergnügen und Tugend allezeit die Mitte zweier Extreme. Sowol am schroffen als am seichten Ufer des Stroms können Fahrzeuge ihren Untergang finden; mitten im Strome schifft es sich leicht und fröhlich. Mancher veraltete, weil es ihm an der wahren innern Quelle des Lebens und der Thätigkeit fehlte; er war ein zusammengeflossener Bach, der bald versiegt und sein trauriges Bett zeigt. Bei Jenem sollte der Schein das Sein ersetzen; die Finsterniß weicht, und die Johanniswürmchen in seinem Haar glänzen nicht mehr als funkelnde Diamanten. Bei Diesem sollte Gedächtniß und Mühe thun, was allein der Verstand und Genius thun konnte; das überladne Gedächtniß erlag, die übertriebne Mühe ermattete, und zuletzt kam der Mangel am Wesentlichen zum traurigen Vorschein. Ein Andrer überstrengte sich als Jüngling mit seinen edleren Kräften; er häufte mit tausend Händen Berge

der Phantasie zum Himmel empor und fand, auch ohne den Blitz Jupiter's, unter ihnen bald seine Ruhestätte. Ein Andrer, dem es mit seinem Bemühen und Lernen nur um Gemächlichkeit zu thun war, entsagte dem Bemühen und Lernen, sobald es ihm gemächlich ward, er begrub sich selbst in einen seligen Moder. Jenem Verdienstlosen hat ein unerwartetes Glück, ein zu rasch erworbener Ruf, eine unversehens gelungene Handlung den Verstand verrückt; außer ihr hat er keine Gedanken mehr; seine verführende Göttin Fortuna hat ihn auf einmal mit Lorbeer, Pappeln und Mohn gekrönt; er schläft oder spricht irre in ihrem verzärtelnden Schooße. Diesem Verdienstvollen hat ein unverdientes, zu lange erduldetes Unglück die Schultern gebeugt, die Brust zusammengedrückt und den Arm gelähmt; er kann nicht aufrecht stehn und sich wieder erholen; ein Blitzstrahl vom Himmel hat bis zur Wurzel hinab die Eiche getroffen und ihrer Lebenskraft beraubt. Diesem Manne von vielen Fähigkeiten fehlte es an einer weiten Brust, den Neid zu verachten und bessere Zeiten zu erwarten; er ließ sich mit ihm in einen Kampf ein; der fliegende Adler ward von der Otter, die ihn umschlungen hatte, unwürdig besiegt. Jenem Manne von redlicher Thätigkeit fehlte es an Verstande; seine verschlagenern Feinde machten ihn bald unkräftig und elend. So ging's mit zehn andern Charakteren in andern Situationen; ans Theater des bürgerlichen Lebens ist gewöhnlich ein Hospital gebaut, in welches sich nach und nach die mehrsten der Schauspieler verlieren.

Zwei Dinge tragen insonderheit hiezu bei, und auch sie sind Extreme. Zuerst Willkür der gebietenden Großen, sodann zu feine Zärtlichkeit und Sorgfalt. Bei jenen sind's bekannte und beliebte Sprüche, daß nichts so beschwerlich sei als Dankbarkeit, nichts so unerträglich als fortgesetzte Hochachtung und der tägliche Anblick eines anerkannten Verdienstes. Neue Huld erwirbt sich also neue Dankbarkeit, und Geschöpfe, die man sich selbst zuzieht, ja, in die man Gaben und Verdienste legt, die ihnen die Götter nicht zugetheilt hatten, sind eine reizende, eigene Schöpfung. Den alten Bäumen mag also ihr Saft entzogen werden, damit die junge Welt blühe und wuchre. Wer nun in solchen Fällen nicht größer ist als Der, von dem er abhängt, der stirbt in sich am Unmuth der Selbstverzehrung. Die majestätische Stimme Philipp's II.: „Yo el Rey“ hat schon Manchen solcher Art getödtet. Diesem Morde menschlicher Verdienste und Kräfte steht ein andrer entgegen, den man den feinsten Selbstmord nennen möchte. Er ist um so bedauernswürdiger, weil er nur bei den erlesensten Menschen stattfindet und ihr köstliches Uhrwerk auf einmal oder nach und nach zertrüm-

mert. Menschen nämlich von äußerst zartem Gefühl haben ein Höchstes, wornach sie streben, eine Idee, an welcher sie mit unaussprechlicher Sehnsucht hangen, ein Ideal, auf welches sie mit unwiderstehlichem Triebe wirken. Wird ihnen diese Idee genommen, wird dies schöne Bild vor ihren Augen zertrümmert, so ist das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Rest steht mit unkräftigen, welken Blättern da. Vielleicht gehen mehrere Erstorbne dieser Art in unsrer Gesellschaft umher, als man es anfangs glauben möchte, eben weil sie am Meisten ihren Kummer verbergen und das Gift ihres langsamen Todes als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens selbst ihrem Freunde verhehlen. Da Shakespeare, so wie alle Zustände der Seele, so auch diese Epoche des Hinsinkens oder der Verwirrung der Kräfte in mancherlei Situationen und Charakteren äußerst wahr und genau gezeichnet hat, so möge statt aller eine, vielleicht die Krone der Klagen über einen solchen Zustand da stehn:

O what a noble mind is here o'erthrown!
The courtier's, soldier's, scholar's eye, tongue, sword,
The expectancy and rose of the fair state,
The glass of fashion and the mould of form,
Th' observ'd of all observers, quite, quite down! —
Now see that noble and most sovereign reason,
Like sweet bells jangled out of tune, and harsh,
That unmatch'd form and stature of blown youth
Blasted with extasy. [1])

Nicht nur einzelne Personen überleben sich, sondern noch viel mehr und länger sogenannt politisch-moralische Personen, Einrichtungen, Verfassungen, Stände, Corporationen. Oft steht Jahrhunderte lang ihr Körper zur Schau da, wenn die Seele des Körpers längst entflohn ist, oder sie schleichen als Schatten umher zwischen lebendigen Gestalten. Um sich hievon zu überzeugen, gehe man in eine Judensynagoge oder lese Anquétil's „Zend-Avesta" und die heiligen Bücher der Bramanen. Es ist kein Zweifel, daß alle diese Religionsinstitute einst sehr nützlich waren, und daß in jeder dieser Hülsen Keime zu einer großen Entwickelung lagen. Mehr oder minder hat sie die Zeit entwickelt, den einen Keim glücklicher, so daß man in ihm vielleicht mehr suchte, als da war, den andern unvollkommen und kraftlos, wie es im großen Laufe der Natur zu geschehen pflegt. Alles indessen hat

[1]) Hamlet, III. 1. — D.

sein Ziel, und der Rabbi, der Destur und Mobed [1]), vielleicht auch der Bramane hat sich im großen Ganzen selbst überlebt. Aus einigen Gegenden des Mohammedanismus erzählt man vom Koran, ob dieser gleich das jüngste Religionsbuch ist, schon etwas Aehnliches; und im Christenthum, so wahr sein reiner Quell Wasser eines ewigen Lebens strömt, wie manches Gefäß ist schon zerbrochen, das diesen Quell erschöpft zu haben glaubte! wie manche Form, die jetzt noch da steht, hatte sich längst selbst überlebt! Man sehe die römische Messe an, man höre manche ihrer Litaneien und Gebete: in welche Zeiten rufen sie uns zurück! zu welch einem fremden Geschmack längst erblichener Zeiten! Wie in der Religion der Priesterstand, so folgen in andern Instituten die mit ihnen verknüpften Stände jeder seinem lebenden oder todten Institut nach. Man betrachte so manche Einrichtungen, Orden und Kalande [2]) der mittleren Zeiten; wenn sie nicht dem Genius der Meinungen zu folgen und sich mit ihm zu verjüngen wußten, so blieben sie entweder am Ufer liegen, oder der Strom trug sie seelenlos fort, bis sie irgendwo den Ort ihrer Ruhe fanden. Schon zu Cervantes' Zeiten wollte der Herzog zu Bejar nicht zugeben, daß ihm der „Don Quixote" zugeeignet würde, so lange er an ihm ein ernsthaftes Ritterbuch glaubte, weil der Geschmack daran schon damals lächerlich zu werden anfing; er nahm die Dedication gern an, da er beim Vorlesen seine wahre Gestalt erblickte. Romane dieser Art hat die Zeit mit mehreren Instituten gespielt. Corneille's Prinzen und Helden sind uns größtentheils unerträglich, und man wundert sich, wie andre Zeiten diesen gothischen Unsinn zusammenfügen, glauben und anstaunen konnten; Shakespeare's Hofscenen dünken uns Haupt- und Staatsactionen. Die Ritter unsrer Zeit sind nicht mehr jene alten Ritter, und das königliche Wort Ludwig's XIV.: „L'état c'est moi!" wird das treffendste Epitaphium dieses großen Weltmonarchen bleiben. „Was geboren ward, muß sterben," sagt der Bramane; und was etwa durch Kunstmittel seinen Hingang aufhält, hat sich, indem es hiezu greift, schon selbst überlebt. Im Anfange des Frühlinges sieht man das erstorbene Laub und Gras des vorigen Jahres noch häufig; manches davon hält sich fest an; in Kurzem aber ist Alles verschwunden, und ein neues Gewand deckt Bäume sowol als den Schooß der Erde.

Wenn im Kreise der Menschheit etwas sich nicht überleben

---

[1]) Die drei Priesterclassen der Perser hießen Herbed, Mobed und Destur, der oberste Priester Desturan Destur. Mobed (Moybed) bedeutet eigentlich Oberster der Magier, und so heißen noch die Oberpriester zu Surate. — D.

[2]) Geistliche Brüderschaften, seit dem dreizehnten Jahrhundert. — D.

sollte, müßte es Wissenschaft und Kunst sein, sie, die ewiger Natur sind, der reinsten Wahrheit und einer Erweiterung ins Unermeßliche fähig; auch ist's gewiß, daß das eigentliche Wesen der Kunst und Wissenschaft nie erstirbt und sich nie ändert. Desto sterblicher aber sind ihre Formen, da diese vor allem Andern an ihrem Erfinder und Meister zu hangen, mit ihm zu entsprießen, zu blühen und unterzugehn scheinen. So lange der Erfinder lebt, so lange der Meister lehrt und anweist, schöpft man aus seinem lebendigen Quell lebendige Gedanken; im zweiten, dritten Geschlecht durchwandert man schon nachlallende oder nachäffende Schulen; das Bild des Meisters steht todt da, seine Wissenschaft und Kunst hat sich nicht in seinen, sondern in seiner Nachfahren Werken selbst überlebt.

Ein langes Verzeichniß dieser Ueberlebungen geben uns Reisen, Reisen sowol in der Geschichte als im Anblick der Gegenden, Länder, Verfassungen, Personen und Stände selbst. Wer ist's, der in ein altes Schloß, in einen verjährten Rittersaal, in ein Archiv alter Diplome und Verhandlungen, alter Waffen und Putzwerke, in alte Rathhäuser, Kirchen, Klöster, Paläste und Reichsstädte eintritt und sich nicht in ein abgelebtes Jahrhundert versetzt fühlte? Bei einer Reise durch Deutschland findet man oft im Bezirk weniger Meilen alte, mittlere, junge und die jüngsten Zeiten bei einander; hier haucht man noch die Luft des zwölften, dort singt man Weisen des sechzehnten, zehnten, vierten Jahrhunderts; auf einmal steigt man in Cabinette, die unter dem üppigen Herzog-Regenten angeordnet, in Galerien, die unter Ludwig XIV. gesammelt, und endet mit Anstalten, die fürs zwanzigste Jahrhundert ersonnen zu sein scheinen. So unterrichtend dies Chaos für einen Reisenden sein mag, so verwirrend und unterdrückend müßte es für den Bewohner sein, wenn sich die menschliche Natur nicht an Alles gewöhnte. „Herr, er stinket schon," sagte jene traurige Schwester; [1] „denn er hat schon vier Tage im Grabe gelegen." Bei manchen Einrichtungen könnte man vier Jahrhunderte sagen; und noch riechen sie ihren Brüdern und Schwestern nicht übel. Diese sind an den Duft gewöhnt, und er ist ihnen nahrhaft.

Das lehrreichste Theater dieser Lebensepochen und Weltalter scheint mir Italien. Auf ihm kannst Du unter Aegyptern, Griechen, Römern, Etruskern, ja, wenn Du willst, unter Chinesen, Indiern und Madagaskaren sein; Du kannst im einzigen Rom von Romulus bis auf Diocletian das Heidenthum, von Constantin an bis zu Pius das Christenthum verfolgen; in ihm und den italienischen Pro-

[1] Joh. 11, 39. — D.

vinzen kannst Du, wie es Dir gefällt, im funfzehn- sechzehn- oder achtzehnten Jahrhunderte leben; und wenn Du den Denkmalen der Natur nachgehst, so triffst Du Ueberlebungen an, die Dich über den Rand der Geschichte hinausführen. Es gehört ein weit Gemüth dazu, alle diese Scenen zu fassen, zu unterscheiden und zu ordnen; sodann aber scheinen sie ein Compendium aller Geschichte, das uns zuletzt, ich weiß nicht mit welcher angenehmen, aber auflösenden Schwermuth überströmt.

The cloud-cap'd towers, the gorgeous palaces,
The solemn temples, the great globe itself,
Yea, all which it inherit, shall dissolve,
And like this unsubstantial pageant faded
Leave not a rack behind; we are such stuff
As dreams are made of, and our little life
Is rounded with a sleep.[1])

Gnug vom Schlaf und Ersterben; lasset uns jetzt vom Wachen und der Verjüngung reden! Wie geschieht diese? Durch Revolutionen?

Ich gestehe, daß mir in der neueren Modesprache wenige gemißbrauchte Worte so zuwider sind als dieses, weil es von seinem ehemaligen reinen Sinne ganz abweicht und die schädlichste Verwirrung der Gedanken mit sich führt. In der Astronomie nennen wir Revolution eine nach Maß und Zahl und Kräften bestimmte, in sich zurückkehrende Bewegung der großen Weltkörper, die nicht nur in sich selbst die stillste Ordnung ist, sondern auch im Zusammenhange mit andern harmonischen Kräften das Reich einer ewigen Ordnung gründet. So dreht die Erde sich um sich selbst und macht Tage und Nächte; mit ihnen ordnet und regelt sie der Geschöpfe Schlaf und Wachen, ihre Ruhezeit und ihren Kreis der Geschäfte. So wandelt die Erde um die Sonne und erschafft das Jahr, mit ihm die Jahreszeiten, mit ihnen den Wechsel der Arbeit und des menschlichen Vergnügens. Die Revolution des Mondes um unsre Erde giebt dem Meere Ebbe und Fluth, der Witterung, den Krankheiten und vielleicht selbst dem Wachsthum der Pflanzen ihre Perioden. In einem solchen Verstande ist's nützlich, auf Revolutionen zu merken; denn in ihnen bemerken wir einen in sich selbst wiederkehrenden Lauf der Dinge und in diesem die Gesetze einer dauernden Ordnung. Nichts ist in einem solchen Laufe abgebrochen, hingeworfen, vernunftlos; keine Zerrüttung ist in ihm,

---

1) Prospero in Shakespeare's „Sturm", IV. 1. Bei Herder steht V. 3: who it, V. 4: like an. — D.

sondern ein leise geschwungener Faden der Erhaltung. Revolutionen dieser Art sind der Tanz der Horen um Jupiter's Thron, der Siegeskranz des Gottes, nachdem er das Chaos bezwungen, auf seinem unsterblichen Haupte.

Auch wenn wir vom Himmel diesen Begriff der Revolutionen auf die Erde ziehen wollen, kann er nicht anders als der Begriff eines stillen Fortganges der Dinge, einer Wiederkehr gewisser Erscheinungen nach ihrer eigenen Natur, mithin des Entwurfs einer fortwirkenden Weisheit, Ordnung und Güte sein. So spricht man von Revolutionen der Künste und Wissenschaften, d. i. von einem periodischen Wiederkommen derselben, dessen Ursachen man in der Geschichte zu erforschen sucht und sie gleichsam astronomisch berechnet. So sprachen die Pythagoreer von Revolutionen der menschlichen Seele, d. i. von einer periodischen Rückkehr derselben in andre Gestalten; so untersuchte man die Gesetze der Revolution menschlicher Gedanken, wenn diese aus der Vergessenheit ins Gedächtniß wiederkehren, wenn Träume und Begierden, wenn entschlafene Thätigkeiten und Leidenschaften zurückkommen, u. s. w. In Allem diesem suchte man Gesetze einer verborgenen, stillen Naturordnung.

Scheußlich aber hat sich die Bedeutung dieses Worts verändert, da man in den barbarischen Jahrhunderten von keiner andern Revolution als von Eroberungen, von Umwälzungen, Unterdrückungen, Verwirrungen ohne Absicht, Ziel und Ordnung wußte. Da hieß **Revolution**, wenn das Unterste zu oberst gekehrt ward, wenn durch das sogenannte Recht des Krieges ein Volk sein Eigenthum, seine Gesetze und Güter mehr oder minder verlor, oder durch das Recht der Monarchie alle die sogenannten Rechte geltend gemacht wurden, die St. **Thomas**, **Macchiavell** und **Naudé** aus wirklichen Begebenheiten nachher aufnahmen und in Capitel brachten. Da hieß **Revolution** endlich, wenn Minister thaten, was die Fürsten selbst nicht mehr thun mochten, oder wenn hie und da das Volk das unternahm, was es selten so geschickt als Könige oder Minister ausführte. Das gab nun die zahlreichen „Histoires des révolutions“, ein so gangbarer Titel der Bücher, als sein Inhalt meistens unverständig oder abscheulich ist. Den Begriff von Zweck und Absicht verlor man beinahe ganz aus dem Gesicht; die Geschichte ward ein Gemälde von Verwirrungen ohne Entwicklung; denn hinter dem Ausgange einer jeden sogenannten Revolution sahe es bunter aus in den Reichen als vorher. Revolutionen dieser Art, sie entspringen, von wem sie wollen, sind Zeichen der Barbarei, einer frechen Macht, einer tollen Willkür; je mehr die Vernunft und Billigkeit der Menschen

zunimmt, desto seltner müssen sie werden, bis sie sich zuletzt ganz verlieren. Dann wird das Wort Revolution wieder in seinen reinen und wahren Sinn zurückkehren, daß es einen nach Gesetzen geordneten Lauf der Dinge, eine friedliche Rückkehr der Begebenheiten in sich selbst, auch in der Geschichte bedeute. In dieser Absicht allein ist diese des Studiums werth; denn an den Revolutionen wilder Elephanten, wenn sie Bäume ausreißen und Dörfer verwüsten, ist nicht viel zu lernen.

Um also mit diesem befleckten Wort nicht zu verführen und etwa eine tödtende Gewaltsamkeit zur Arznei menschlicher Uebel zu machen, wollen wir auf dem Wege der heilenden Natur bleiben. Nicht Revolutionen, sondern Evolutionen sind der stille Gang dieser großen Mutter, dadurch sie schlummernde Kräfte erweckt, Keime entwickelt, das zu frühe Alter verjüngt und oft den scheinbaren Tod in neues Leben verwandelt. Lasset uns sehen, was das Mittel in sich fasse, und wie es heile.

Wenn wir der Natur einen Zweck auf der Erde geben wollen, so kann solcher nichts sein als eine Entwickelung ihrer Kräfte in allen Gestalten, Gattungen und Arten. Diese Evolutionen gehen langsam, oft unbemerkt fort, und meistens erscheinen sie periodisch. Auf die Nacht des Schlafs folgt der Morgen des Erwachens: unter dem Schatten jener hatte die Natur Kräfte gesammelt, diesem, dem Morgen, munter zu begegnen. In den Lebensaltern der Menschen dauert die Kindheit lange; langsam wächst Körper und Geist, bis mit zusammengenommenen Kräften die Blume der Jugend hervorbricht und die Frucht späterer Jahre allmählich reift. Sehr unrecht hat man diese Perioden der Entwicklung Revolutionen genannt: hier revolvirt sich nichts, aber entwickelt (evolvirt) werden die Kräfte. Immer kommen verborgenere, tiefer liegende zum Vorschein, die ohne manche vorhergehende nicht thätig werden konnten. Deswegen machte die Natur Perioden; sie ließ dem Geschöpf Zeit, von einer überstandenen Anstrengung sich zu erholen, um eine andre noch schwerere fröhlich anzufangen und zu vollenden; denn ohne Zweifel sind, wenn das Gewächs die Blume hervortreibt oder sich in ihr die Frucht bildet, innigere, feinere Kräfte regsam, als da der Saft in den Stengel trat und sich die untersten Blätter an ihm erzeugten. Nicht eher verläßt die Natur dem ordentlichen Laufe nach ihr Geschöpf, als bis alle physischen Kräfte desselben in Anwendung gebracht, das Innerste gleichsam herausgekehrt und die Entwicklung, der bei jedem Schritt eine gütige Epigenese beitritt, so vollendet ist, als sie unter gegebnen Umständen vollendet werden konnte.

Man ist gewohnt, jedes einzelne, zumal lebendige Wesen als ein isolirtes Ganze zu betrachten; eine nähere Ansicht aber zeigt, daß es mit Boden, Klima, Witterung, mit dem periodischen Athem der ganzen Natur zusammenhängt, daß es eben hiernach länger oder kürzer dauert, früher alt wird oder sich leichter verjüngt. Der Mensch, ein vernünftiges, moralisches und politisches Geschöpf, lebt vermöge dieser Fähigkeiten und Kräfte in einem eignen, unendlich weiten Elemente. Seine Vernunft hängt mit der Vernunft Andrer, seine moralische Bildung mit dem Betragen Andrer, seine Anlage, sich als ein freies Wesen selbst und mit Andern zu constituiren, hängt mit der Denkart, der Billigkeit und der wirksamen Unternehmung Vieler so genau zusammen, daß er außer diesem Element ein Fisch auf trocknem Lande, ein Vogel in luftleerem Raum sein muß. Seine besten Kräfte ersterben, seine Fähigkeit bleibt ein todtes Vermögen, und alle Anstrebung außer Zeit, Ort und Mithilfe der Elemente ist wie das Erscheinen einer Blume mitten im Winter. Die Natur macht Jahrszeiten, sie fördert Kräfte, sie fördert sie auch im Menschengeschlechte. Einzelne Menschen, Stände, Corporationen, ganze Gesellschaften und Völker können mit diesem Strome nur fortgehn; sie haben Alles gethan, wenn sie in seinem Laufe klug steuern. Glaube doch Niemand, daß, wenn alle Regenten auf der Erde, vom stolzesten Negerkönige an bis zum mächtigsten Khan der Tataren, sich zusammen verbänden, das Heute zum Gestern zu machen und die fortgehende Entwicklung des gemeinsamen Menschengeschlechts, sie möge zur Jugend oder zum Alter führen, auf immerhin zu hindern, daß sie damit jemals zum Zweck kämen! Für weise Regenten kann dies auch nie ein Zweck werden, eben weil in der ganzen fruchtlosen Bemühung kein Verstand ist.

Ein weiser Fürst wird sich also stets als einen Haushälter, nicht als einen Gegner der Natur betrachten, vielmehr jeden Umstand, den sie ihm darbeut, aufs Beste zum Besten wenden. Hier fallen Blätter ab, dort liegt schon ein ganzer Herbst von Blättern im Leichengewande; er wird dieselben nicht an ihre vorigen Stellen auf Zweige und Gipfel setzen wollen; denn kann er ihnen ihre vorige Frische, vermag er ihnen den Saft wiederzugeben, der sie einst mit dem Baum zu einem lebendigen Ganzen machte? Vermag er dieses aber nicht, wie, wenn er sich mit einem falben Kranz verwelkter Blätter kränzen wollte, weil sie ehedem etwas Anders, als sie jetzt sind, waren? Was die Natur nicht halten konnte, wollte das der Gärtner halten? und zwar ihren Zwecken nicht gemäß, sondern gerade zuwider? Unendlich schöner ist das Werk, der

Natur nachzugehn und auf ihre Zeiten zu merken, Kräfte zu wecken, wo irgend sie schlummern, Gedanken, Thätigkeit, Erfindung, Lust und Liebe zu befördern, in welchem Felde nützlicher Beschäftigungen es auch sein möge. Endlich kommt die Nothwendigkeit und treibt mit einem eisernen Scepter; wer der Vernunft und Billigkeit dient, kommt der Nothwendigkeit zuvor und darf oft mit Oberon's Lilienstabe nur winken, so sprießen hier statt der verwelkten neue Blumen, so reifen dort, wenn die Blüthenzeit vorüber ist, nährende Früchte. Der jungen Sprosse kommt er zu Hilfe und nimmt sie in Schutz gegen das unterdrückende Unkraut; den alten wilden Baum haut er nicht ab, sondern impft ihm mildere Früchte ein, und der verjüngte Baum wird sich selbst seines edleren Daseins wundern. Ein kleiner Vorsprung solcher Art, den ein Volk vor dem andern nahm, hat ihm oft auf Jahrhunderte unerreichbare Vorzüge gegeben. Daß England in einigen Constitutions-, Finanz- und Handelspunkten das, was in andern Nationen lange vorher keimte, aber aus Thorheit und Leidenschaft unterdrückt ward, nur etwas früher annahm und zur Anwendung brachte, dies hat ihm die Stelle gegeben, auf welcher es jetzt steht. Nach mancherlei gewaltsamen Revolutionen, die wie blutige Gewitterregen vorübergingen, gelang es eben der friedsamsten, der stillsten Revolution, eine neue Wirksamkeit zu erregen und dadurch das Glück einer lebendigen Verfassung auf Jahrhunderte hin zu gründen. Hätte es zu Wilhelm's III. Zeiten die Feudal-, Kriegs- und Forstgesetze Wilhelm's des Eroberers erneuern wollen, wo wäre es jetzt!

Alle Stände und Einrichtungen der Gesellschaft sind Kinder der Zeit: diese alte Mutter gebar, nährte, erzog sie; sie schmückte, stattete sie aus, und nach einem langen oder kurzen Leben begräbt sie sie, wie sie sich selbst begräbt und wieder verjüngt. Wer also sein Dasein mit der Dauer eines Standes oder einer Einrichtung verwechselt, macht sich selbst unnöthige Plage; was vor Dir war, wird auch hinter Dir sein, wenn es sein soll. Handle, so viel an Dir ist, klug und weise; ihren großen Gang wird die Zeit gehen und das Ihrige vollenden. Du für Deine Person sei mehr, als Dein Stand ist, so wirst Du in ihm, er altre, wie er wolle, für Dich selbst und für Andre stets jung sein, ja, in der dunkleren Nacht wirst Du als ein helleres Gestirn glänzen. Wer sich nicht über die Brustwehr seines Standes erhebt, ist kein Held in demselben; hinter ihr mag er kriechen, sitzen oder liegen. Der Stand als solcher macht nur Puppen, Persönlichkeit macht Werth und Verdienst. Je mehr jene träge, todte Hülle, die den besten wie den schlechtsten Kern verbirgt, dahin sinkt, desto entschiedner wird der schöne, rei-

sere Kern sichtbar. Gewiß ist's also kein Rückgang, vielmehr eine Evolution der Zeiten, wenn der Stand nicht Alles sein kann, sondern man in jedem Stande Personen, Menschen, wirkende Geschöpfe zu sehen begehrt. Und da ohne neu einbrechende Barbarei bei den täglich vermehrten Bedürfnissen Europa's dies Gefühl nothwendig zunehmen muß, so bleibt nur ein Rath übrig, der Jeden vor der Veraltung seines Standes sichert: „Sei etwas in Deinem Stande, sodann wirst Du der Erste sein, die Fehler desselben einzusehn, zu vermeiden und zu verbessern. Sein Alter wird in Dir verjüngt da stehn, eben weil etwas in Dir ist, das jede Form schmücken würde und in jeder Form lebt."

Der vortreffliche Paolo Sarpi hat eine Abhandlung geschrieben, deren Titel mich sehr reizte; er hieß: „Wie Meinungen in uns geboren werden und sterben". Ich war auf ihren Inhalt sehr begierig. Ob ich nun gleich aus Foscarini's Auszuge bei Griselini sah, daß sie, was ich vermuthete, nicht eigentlich enthalten möchte, so kam mir diese treffliche Aufgabe doch mehrmals in die Gedanken. Viel sind der Wege, auf denen wir von der frühesten Kindheit an zu Meinungen gelangen, mit denen wir uns Leib und Seele überkleiden; viele davon halten sehr fest, und die albernsten haben wir meistens hinter unsre innerste neunte Haut verborgen, wo sie ja Niemand antaste! Unglücklicherweise tastet sie die Zeit dennoch an, oft mit sehr rauhen Händen; und wer nun, um sein Leben, d. i. Vernunft, Ruhe und das Selbstgefühl eines inneren Werthes, zu retten, dem antastenden Satanas nicht Haut und Haar von Meinungen lassen kann, der ist in übeln Händen; denn was bloße oder gar falsche Meinung ist, geht im scharfen Feuer der Läuterung gewiß unter. Ist's nicht aber etwas Besseres, was dagegen emporkommen soll? Statt der auf Autorität oder gar, wie Franklin erzählt, aus Höflichkeit angenommenen Meinungen soll Wissen aus Ueberzeugung, Vernunft durch eigne Prüfung bewährt und eine selbsterrungene Glückseligkeit unser Theil werden. Der alte Mensch in uns soll sterben, damit eine neue Jugend emporkeime.

„Wie aber soll das zugehen? Kann der Mensch in seiner Mutter Leib zurückgehen und geboren werden?" Auf diesen Zweifel des alten Nikodemus [1]) kann keine andre Antwort gegeben werden, als: „Palingenesie!" Nicht Revolution, aber eine glückliche Evolution der in uns schlummernden, uns neu verjüngenden Kräfte. Was wir Ueberleben unsrer selbst, also Tod nen-

[1]) Joh. 3, 4. — D.

nen, ist bei bessern Seelen nur Schlummer zu neuem Erwachen, eine Abspannung des Bogens zu neuem Gebrauche. So ruht der Acker, damit er desto reicher trage; so erstirbt der Baum im Winter, damit er im Frühlinge neu sprosse und treibe. Den Guten verläßt das Schicksal nicht, so lange er sich nicht selbst verläßt und unrühmlich an sich verzweifelt. Der Genius, der von ihm gewichen schien, kehrt zu rechter Zeit zurück, und mit ihm neue Thätigkeit, Glück und Freude. Oft ist ein Freund ein solcher Genius, oft ist's ein unerwarteter Wechsel der Zeiten. Opfre diesem Genius, auch wenn Du ihn nicht siehst; hoffe auf das zurücksehende, wiederkehrende Glück,[1] wenn Du es gleich entfernt glaubst. Ist die linke Seite Dir wund, lege Dich auf die rechte; hat der Sturm Dein Bäumchen hieher gebeugt, suche es dorthin zu beugen, bis es wieder seine aufstrebende Mitte erreiche. Du hast Dein Gedächtniß ermattet, bilde Deinen Verstand! Du hast dem Scheine zu emsig nachgestrebt, und er hat Dich betrogen; suche das Sein für Dich selbst, es kann Dich nicht trügen! Unverdienter Ruhm hat Dich verwöhnt; danke dem Himmel, daß Du sein los bist, und suche den, der Dir nicht geraubt werden kann, in eigenem Werthe! Nichts ist ehrwürdiger und edler als ein Mensch, der trotz des Schicksals in seiner Pflicht beharrt, und wenn er von außen nicht glücklich ist, es wenigstens zu sein verdient: er wird's zu seiner Zeit gewiß werden. Die Schlange der Zeit wechselt oft ihre Häute und bringt dem Mann in der Höhle, wo nicht den fabelhaften Juwel auf ihrem Haupt oder die Rose in ihrem Munde, so doch Kräuter der Arznei zur Vergessenheit des Alten und zur Wiedererneurung.

Die Philosophie ist reich an Mitteln, die uns über erlittene Unfälle trösten sollen; unstreitig aber ist das beste Mittel dagegen, wenn sie uns stärkt, neue Uebel zu ertragen, und uns ein festes Beruhen auf uns selbst mittheilt. Der meiste Wahn, der unsre Seelenkräfte schwächt, kommt von außen; nun aber sind wir nicht die Gegenstände um uns her. Traurig ist's freilich, wenn einem Menschen die Lage, in der er lebt, mit allen ihren Umständen und Kostbarkeiten so verleidet, so verbittert ist, daß er auch keine Traube und Blume derselben anrühren mag; sie zerfallen ihm unter der Hand zu Asche wie jene Sodomsfrüchte.[2] Indessen ist er doch nicht die Lage; er ziehe wie die Schildkröte die Glieder ein und sei, was er sein kann und sein soll. Je mehr er vom Erfolg seiner Handlungen wegsieht, desto mehr ruht er in der Hand-

---

[1] Die römische Fortuna respiciens. — D.
[2] Die fabelhaften Sodomsäpfel. — D

lung; dadurch wird die Seele stärker und belebt sich wie eine neu aufspringende Quelle. Die Quelle berechnet nicht, über welche Erdlagen ihr Strom fließen, welche fremde Theile er annehmen und wo er endlich versiegen werde; sie strömt aus eigner Fülle, in unaufhaltsamer Bewegung. Was Andre uns von uns selbst zeigen, ist nur der Schein; er hat immer einigen Grund und ist nie ganz zu verachten; es ist aber nur der Widerschein in ihnen, der von ihrer eignen, oft zerbrochnen und düstern Gestalt zurückgespielt wird, nie unser Wesen. Laß das kleine Gewürm um und über Dich kriechen und sich äußerst bemühen, daß man Dich für todt halte; sie wirken in ihrer Natur, wirke Du in der Deinen und lebe! Ueberhaupt hält uns unsere Brust, unser Charakter viel mehr und länger aufrecht empor als alle Spitzfindigkeit des Kopfs und jede Verschlagenheit des Geistes. Im Herzen leben wir, nicht in den Gedanken. Meinungen Andrer können ein günstiger oder feindlicher Wind sein in unsre Segel; Umstände können uns, wie das Meer die Schiffe, hier festhalten, dort gewaltig fördern; Schiff und Segel, Compaß, Steuer und Ruder sind aber doch unser. Ergraue also nie, wie der alte Tithonus, im Wahn, daß Deine Jugend dahin sei; vielmehr fahre mit neu erweckter Thätigkeit täglich aus Deinen Armen eine neue Aurora!

Noch sollte ich von dem unsern Zeiten so angemessenen größern Problem reden: „ob auch Völker, Länder und Staaten veralten oder sich wieder verjüngen können, und durch welche Mittel dies geschehe." Die Meinungen sind über diese Frage sehr getheilt, und da jede für sich Beispiele aus der Geschichte anzuziehen weiß, so zeigt eben diese Verschiedenheit der Antworten schon von der Unbestimmtheit der Frage. Was kann bei einem Volk, in einem Lande und Staate veralten? was kann, was soll bei ihm verjüngt werden? Ist es der Boden? die Luft? der Himmel? und wie werden diese ins Bessere oder Schlechtere verändert? Sind es Aecker, Wiesen, Wälder, Salzquellen, Bergwerke, Bäume? oder ist's ihre Bearbeitung, der Gewinn und die Anwendung ihrer Producte? Sind es diese allein oder ist's der Mensch selbst, sein Geschlecht, seine Sitten, seine Erziehung und Lebensart, seine Grundsätze und Meinungen, seine Verhältnisse und Stände? Und wie werden diese verändert? Durch Reden und Schriften oder durch Einrichtungen und ein zweckmäßig fortgesetztes Handeln? Und welchen Zweck soll diese Veränderung erreichen? Den Ueberfluß Weniger? die Bequemlichkeit und Trägheit Vieler? oder die Glückseligkeit Aller? Und worin besteht diese? In Künsten und Wissenschaften? im Scheine oder im Sein? in schwatzhafter Aufklärung oder in

wahrer Bildung? Alle diese und vielleicht mehrere Fragen müßten mit feiner Rücksicht auf Ort, Zeit und Umstände, mit Zusammenhaltung älterer Beispiele und ihrer Folgen erörtert werden, woraus sich alsdenn vielleicht ergäbe:

1) Daß Land und Volk nie oder sehr spät veralten, daß aber Staaten als Einrichtungen der Menschen, als Kinder der Zeiten, ja oft als bloße Gewächse des Zufalls glücklicherweise Alter und Jugend, mithin eine immer fortgehende unmerkliche Bewegung zum Wachsthum, zur Blüthe oder zur Auflösung haben.

2) Daß Menschen, oft einzelne Menschen diese Perioden verzögern oder befördern können, ja, daß man sie meistens durch die entgegengesetzten Mittel befördere.

3) Daß, wenn Kräfte im Streben sind, sowol zur Blüthe als zur Auflösung, ihr Gang schneller sei und sich ihnen Alles zu assimiliren scheine, bis kleine Umstände, oft wiederum einzelne Menschen, dem Strom eine andre Richtung geben, die abermals ein Resultat der lebendigen Gegenwart der Dinge ist, ob sie gleich bisweilen eine Wirkung des Zufalls scheint.

4) Daß endlich, um jenen fürchterlichen Anfällen, die man Staatsumwälzungen nennt, und die dem Buch der Menschenordnung ganz fremde werden sollten, zuvorzukommen, der Staat kein andres Mittel habe, als das natürliche Verhältniß, die gesunde Wirksamkeit aller seiner Theile, den muntern Umlauf seiner Säfte zu erhalten oder wiederherzustellen und nicht gegen die Natur der Dinge zu kämpfen. Früher oder später muß die stärkste Maschine diesem Kampf unterliegen; die Natur aber altert nie, sie verjüngt sich periodisch in allen ihren lebendigen Kräften.

Die schüchterne Natur des Menschen, die, immer mit Furcht und Hoffnung umgeben, oft ferne Uebel als gegenwärtig ahnt und Tod nennt, was ein gesunder Schlummer, eine nothwendige, heilbringende Erholung ist, betrügt sich meistens in ihren Weissagungen über Länder und Reiche. Es schlafen Kräfte, die sie nicht gewahr wird; es entwickeln sich Fähigkeiten und Zeitumstände, auf die sie nicht rechnen konnte; gewöhnlich aber steuert unser Urtheil, wenn es auch wahr ist, zu sehr auf eine Seite. „Soll Dies leben," sagt man, „so muß Jenes sterben", ohne daß man bedenkt, ob nicht Beides leben und sich einander günstig mittheilen möge. Den guten Bischof Berkeley, der kein Poet war, begeisterte sein wohlthätiger Eifer für Amerika zu folgenden prophetischen Versen, die ich mit einer, wiewol sehr freien Uebersetzung mittheile:

Verses on the Prospect of Planting Arts and Learning in America. By the late Dr. Berkeley, Bishop of Cloyne. 1725.

The Muse, disgusted at an age and clime,
Barren of every glorious theme,
In distant lands now waits a better time,
Producing subjects worthy fame;

In happy climes, where from the genial sun
And virgin earth such scenes ensue,
The force of art by nature seems outdone
And fancied beauties by the true:

In happy climes, the seat of innocence,
Where nature guides and virtue rules,
Where men shall not impose for truth and sense
The pedantry of courts and schools:

There shall be sung another golden age,
The rise of empire and of arts,
The good and great inspiring epic rage,
The wisest heads and noblest hearts.

Not such as Europe breeds in her decay;
Such as she bred, when fresh and young,
When heav'nly flame did animate her clay,
By future poets shall by sung.

Westward the course of empire takes its way;
The four first acts already past,
A fifth shall close the drama with the day;
Time's noblest offspring is the last.

Die Muse, matt der Gegend, matt der Zeit
Und matter noch des Ruhmes, den sie pries,
Erhebt den Fittig schon, noch ohne Flug,
Und suchet bessre Helden, bessern Ruhm

In jüngern Gegenden der Erde, wo
Natur von Kunst, die Wahrheit von dem Schein,
Genuß von Phantasie, von Ränken Kraft
Und Unschuld noch nicht überwachsen ist.

Da suchet sie ein jungfräuliches Land,
Zu stiften eine neue goldne Zeit,
In der das Gute groß ist und der Ruhm
Den Edelsten, den Weisesten nur krönt.

Ein jüngeres Europa suchet sie,
Nicht das veraltende, mühselige,
Wo Hof, Gericht und Schulen, Kirch' und Staat
Ein einz'ger großer Pedantismus sind.

O Muse, nimmst Du westwärts Deinen Flug?
Dort zu beginnen unsern fünften Act
(Denn vier sind schon vorüber), daß das Werk
Der Zeiten ende mit dem schönsten Schluß?

So weissagte der gutmüthige Bischof, und wenn seinem Geist anjetzt ein Blick über das aufstrebende Amerika würde, so würde er vielleicht mit ebendemselben Blick gewahr, daß auch in den Armen seines alten Tithonus, Europa, eine neue Aurora schlummre. Nicht vier, kaum drei Acte sind im großen Schauspiele dieses auch jungen Welttheils vorüber, und wer sagt uns, wie oft noch der alte Tithonus des Menschengeschlechts sich auf unserm Erdball neu verjüngen könne, neu verjüngen werde?

9.

Parabeln.[1]

Gedruckt im Jahr 1618.

---

[1]) Herder äußert im Vorwort der fünften Sammlung der Zerstreuten Blätter, welche am Anfange die Parabeln, die nachfolgende Abhandlung (10) und Einige vaterländische Gespräche (11) brachte: „Von diesem vortrefflichen Mann [Joh. Val. Andreä] hatte ich in jugendlichen Jahren eine gute Anzahl Stücke übersetzt, einige derselben auch hie und da bekannt gemacht; und ich darf wol sagen, daß mich keine Zeile reut, die ich zu Erweckung des Andenkens dieser seltnen schönen Seele geschrieben habe. Im „Württembergischen Repertorium der Literatur" erschien sein Leben, dessen besondre Herausgabe vielleicht nützlich wäre; es ist von einem gelehrten, den Charakter Andreä's fassenden Manne geschrieben. Moser in seinem „Patriotischen Archiv für Deutschland" (B. 6) machte Briefe von ihm bekannt, mit Anmerkungen, in denen sich Moser's biedrer Geist nicht verleugnet. Was zunächst hieher gehört, sind „Joh. Val. Andreä, Dichtungen, zur Beherzigung unsers Zeitalters", die 1786 mit meiner Vorrede erschienen. Sie sind sehr gut gewählt, blü-

hend und leicht übersetzt, oft auch nach den Bedürfnissen unsrer Zeit verändert und verdienen allerdings die Beherzigung, die ihnen der Uebersetzer wünschte.

„Mein Zweck war es nicht, den alten Andreä zu verändern. Ich wählte also aus meinen Papieren nur das, was noch nicht übersetzt war, wenige Stücke ausgenommen, die ich gern in ihrer alten Gestalt zeigen wollte, fand aber bei dieser Auswahl etwas Sonderbares zu bemerken. Dichtungen und Gespräche, die in den Jahren 1770 und 1780 ohn' alle Gefährde erschienen wären, fand ich gut, im Jahr 1793 lieber zurückzuhalten, ob sie gleich 1617 oder 20 verfaßt waren; es waren unter diesen treffliche Parabeln und Gespräche. In den andern, glaubte ich, spreche das unschuldige Herz eines Mannes, der vor zweihundert Jahren gelebt hat, so laut, daß man dabei an keine Mißdeutung denken möge. Wie belehrend und tröstend sind überhaupt diese Herzensergießungen des gedrückten Mannes! Er glaubte das Uebel seiner Zeit auf dem höchsten Gipfel, und aus wie manchem dieser Uebel ist seitdem Gutes entstanden! Manche Wunde hielt er für unheilbar, die die Zeit entweder geheilt oder vielleicht zu einer größern Gesundheit des Körpers fortdauernd gemacht hat. Der Geist erhebt, das Gemüth stärkt sich ungemein bei einer solchen Vergleichung der Zeiten nach dem damaligen Gefühl herzlicher Menschen. Für die drei ersten Stücke dieser Sammlung habe ich damit gnug gesagt." — D.

Waffen und Wissenschaften.

Feder und Degen stritten mit einander um den Vorzug, und die Stimmen der Richter waren getheilt. Die Gelehrten waren geschwätzig und überredeten leicht; die Gewappneten waren wilde und zwangen zu ihrer Partei. So konnte nichts entschieden werden; es stand darauf, daß beide zum Handgemenge gelassen und die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden sollte.

Da rauschten die Bücher der Bibliotheken, da tönten die Waffen der Zeughäuser; die Menschen standen zwischen Furcht und Hoffen in voller Erwartung.

Die Feder, der Wahrheit geweiht, war vieler Unwahrheit sich bewußt; das Schwert, ein Diener Gottes, war mit unschuldigem Blut besudelt; beide hofften auf die Hilfe des Himmels, beide fürchteten seine Strafe.

Der Staat, der beider Dienst nöthig hatte und die Sitten beider mißbilligte, wollte das Ansehen haben, als ob er keinem zu Lieb' oder Leid dächte. Die Feder war schwach, aber behend, schlüpfrig, wohl geübt und sehr kühn, wenn man sie reizte, der Degen hart, unversöhnlich, aber weniger gelenk und geschmeidig, so daß von beiden Theilen der Sieg ungewiß war.

Endlich beschloß zu beider Sicherheit die gemeine Wohlfahrt, „daß wechselsweise beide in einem Rang bei ihr stehen und sich unter einander vertragen sollten; denn nur das sei ein glückliches Land, wo Feder und Degen treu dienten, nicht wo eine von beiden nach Willkür und Leidenschaft herrschte."

Die Irrenden.

Im Collegium der Experimentalphilosophie ist ein großes Stockwerk Denen angewiesen, die bei kühnen Versuchen ihren Zweck nicht erreichten. Da wohnen Mathematiker, die sich um die Quadratur des Zirkels vergebens bemühten, Scheidekünstler, denen der Stein der Weisen im Rauche davon flog, Mechaniker, denen ihr perpetuum mobile stillstand, und andre sinnreiche Köpfe, denen ihre kostbare Mühe um die Geheimnisse der Natur mißlang.

Ein vorübergehender Zuschauer (Mikrolog ist sein Name) lachte sie höhnend an und warf ihnen Verwegenheit vor. „Ei, welch ein Irrgeist", sprach er, „hat diese Hochmüthigen verführt, die geschlagene Bahn des Erfundenen zu verlassen und sich in Abwegen der Neugier zu verlieren?"

Cardan, einer der Vorgesetzten über diese Schatzgräber der Natur, ertrug den beleidigenden Vorwurf nicht. „Und Du", antwortete er, „hast nicht vermocht zu irren. Armselige Sache, zu irren nicht vermögen! Nach unsrer Art auf Abwege gerathen, ist eines zu hohen Gemüths Kennzeichen, als daß es einer niedrigen, im Kothe sich schleppenden Seele zu Theil werden könnte. Uns gefällt zu versuchen, Du mußt bleiben lassen. Wir dürfen fragen, Du mußt glauben. Wir mögen zweifeln, Du mußt gehorchen. Wir erforschen, und dann befehlen wir Dir. Präge Dir also ein, daß es keinen edleren Künstler giebt, als der durch eigne Fehler Fehler vorauszusehen und zu vermeiden gelernt hat, keinen edleren Naturforscher, als der, obwol mit rühmlichen Fehltritten, die ganze Natur durchschreitet. Wenn sein Fall ihn als einen Menschen zeigte, so kam er dadurch, daß er nichts Mittelmäßiges anstrebte, beinahe Dem gleich, der das Höchste erfaßte."

Das Laboratorium.

Mitten in der Stadt Kosmopolis steht ein großes Laboratorium menschlicher Bemühungen, das durch die unendliche Verschiedenheit seiner Arbeiter die Zuschauer in Bewunderung zu setzen pflegt. Vor Anderm ist darin merkwürdig, daß Diejenigen,

die sich mit Nichtswürdigkeiten beschäftigen, die fleißigsten Arbeiter sind. Da giebt es z. B. Viele, die mit dem größten Ernst Ungereimtheiten befehlen, Viele, die mit ungeheuerm Stolz Possen lehren, Viele, die mit lächerlichem Aberglauben Altweibermärchen erklären, Viele, die mit Mühe und Schweiß Spielwerke sammeln und solche mit großem Geräusch unter sich vertheilen. Bei allen diesen Beschäftigungen wird viel gestritten, viel gezankt, meistens über einen Eselsschatten,[1] über Ziegenwolle,[2] über Dunst und Rauch.

Doch giebt es auch andre Arbeiter, die, indem sie sich mit nichts zu beschäftigen scheinen, die größten Dinge vorhaben; sie arbeiten ruhend, sie lehren spielend. Lachend bessern sie und sind in Thorheit weise; ohne Schweiß und Keuchen, ohne Geräusch und Prahlerei nehmen sie sich ihres Geschäfts aufrichtig an und treiben es auf dem kürzesten Wege.

Als Hercules einmal dies Laboratorium mit beiden Augen beschaut hatte, that er einen hohen Schwur, „daß in den Geschäften der Menschen Alles zwar mit viel Hyperbolen, Cerimonien, Kosten, Geräusch und Lärmen gemacht werde, am Ende aber sei das Meiste doch Kinderwerk, Dunst und Spiel."

Der Ruf.

Einst brachte der Ruf die Bilder berühmter und unberühmter Männer auf den Markt und kein Waarenhändler hatte je mehr Beschauer, mehr Käufer.

Wie auch anders? Man bekam hier Männer zu Gesicht, die zum offnen oder strahlenden Himmel andächtig hinaufschauten, Männer, die die Landkarte mit dem schärfsten Blick ansahen, Männer, die mit Fernglas und Zirkel das ganze Naturgebäude maßen, Männer, die mit einem Gebund Schlüssel in der Hand alle Schatzgierigen zu sich einluden, und (warum gehe ich rückwärts?) Menschen, die Jupiter's Blitz mit unverletzbarem Arm schleuderten und die Erde dem Gebiet des Himmels entzogen hatten, Helden, mit der nachsehendsten Kunst Apelles' gemalt, die auch den kältsten Menschen zur Tugend aufriefen.

[1] *Περὶ ὄνου σκιᾶς.* — D.
[2] De lana caprina. — D.

Von ungefähr kam die Gegenwart der Dinge auf den Markt, betrachtete die Bilder, las ihre Titel, untersuchte ihre Embleme, ihre Lobschriften und brach in ein lautes Gelächter aus. Dann kehrte sie sich zu den Käufern und sprach: „Entweder kannte ich diese Männer nicht, oder ich fand bei ihrer keinem, was ich hier von ihm sehe und lese."

Dagegen betrachtete sie auch die Bilder der Unberühmten und hatte mit vielen derselben Mitleid. „Wie manchen ruhmwürdigen Mann vergessen wir!" seufzte sie; „wie manchen ziehen wir hervor, der ins Dunkel gehörte!"

Die Flecken.

Unachtsam wandelten einst im Garten der Wollust einige Fremde; bezaubert von der Anmuth der Gegenstände, besahen sie Alles und geriethen zuletzt in unterirdische Grotten. Da spritzten Röhren auf sie und machten sie naß. Sie eilten nach Hause, und als sie sich trocknen wollten, fanden sie die Flecken von sehr verschiedener Art. Die nur von Eitelkeit, Trägheit, Geschwätzigkeit, Meinungssucht bespritzt waren, wurden bald trocken, und ihre Kleider hatten keinen Schaden. Die Hochmuth, Geiz, Neid, Unmäßigkeit genetzt hatten, trockneten langsamer, ihre Kleider verloren den Glanz. Die endlich Wollust und Blutdurst besprengt hatten, mochten lange und oft ihre Kleider beschämt ans Feuer hängen, die Kleider schrumpften zusammen und behielten ihre Makel.

„Ach," sagte Jemand, der zusah, „für die Flecken des Gewissens ist keine Lauge und Seife!"

Pallas.

Pallas schlug einst ein Büchelchen auf; ein Literator sah es und lachte. „Was hast Du", rief er aus, „mit Büchern zu schaffen? Du, die ich eben nur in Waffen sah?" Sie erstaunte über das bärtige Kind und sprach voll Unmuth:

„Vielleicht wohnen die Wissenschaften nirgends schlimmer als

bei Dir, nirgends besser als bei mir. Dir sind sie Sackträger, die Vocabelbücher schleppen, mir sind sie über Irdisches und Himmlisches Richter. Dein enger Kopf ist arm und leer, außer von Spinngewebe und Moder; ich habe zu Betrachtungen einen Palast, zum thätigen Leben Ländereien, zu Erfindungen Wälder und Haine, wo allenthalben ich meine Gäste prächtig aufnehme und bewirthe.

„Zweifelst Du daran, so denke an die Scaliger, die Dousas, Rantzau, Hutten, Brahe, Mornay, Thuan, Welser, Enenkl; sie allein nenne ich Dir aus so viel andern Namen, und der Könige und Fürsten schweige ich ganz. Haben diese bei mir minder köstlich gelebt? Haben sie Dein Hunger- und Kummerleben je begehrt?

„Lerne also von mir, daß eine edle Abkunft mit der Gelehrsamkeit sich auch zusammenschicke, und daß es einen gewaltigen Unterschied mache, ob Wissenschaften an eine große oder verworfne Seele gerathen!"

Das Verdienst.

Das Verdienst war Vater vieler Kinder, und doch schien es sich um ihr Fortkommen am Wenigsten zu bekümmern.

Geschlecht und Reichthum stellten ihm vor, es möchte doch aus dem Beispiel Derer Klugheit lernen, die von ihrer prächtigen Hoffnung so tief hinabgesunken seien; aber das Verdienst pries seine Thaten, die viel zu groß seien, als daß sie auch in Nachkommen vergessen werden könnten. Es bliebe ja, meinte es, der Welt nicht nur sein Name, sondern auch Denkmale seiner Arbeiten, seines Verstandes, seiner Nutzbarkeit zurück, die für die Seinigen wol sorgen würden.

Die Politik lachte. „Weiß der Einfältige nicht," sagte sie, „daß es der Zeit nie an Werkzeugen, daß aber Werkzeugen es oft an einer Zeit fehle, die sie anzuwenden Lust hat? Weiß er nicht, daß man hiebei nach einem andern Calcül rechne als nach dem Goldgepräge verdienter Namen?"

Das merkten sich einige Kinder des Verdienstes, die sich lieber unter jedem andern als unter dem väterlichen Namen um Dienst bewarben; den andern diente der leere, anmaßende, träge und verdrießliche Geschlechtsname zu nichts, als daß sie in die Luft schnappten.

Einer der Alten sahe dies und sprach: „Ach, wie könnte irgend ein Mensch um die Welt Verdienst haben, da Jesus Christus selbst sich um sie so übel verdient gemacht hat!"

Die Nachwelt.

Den Schriftstellern ward durch einen höchsten Befehl geboten, daß künftig Jeder nichts als in und aus seinem Fach, von seiner Facultät und Handwerkswissenschaft schreiben, Niemand aber sich mit Politisiren, mit Raisonniren über Welthändel und Sitten der Zeit abgeben sollte. Das thaten sie nun treulich; vom Geist der Sitten ward nichts gesagt, hie und da nur mit Zittern und Zagen darüber ein verstohlner Wink gegeben.

Die Nachwelt hörte dies und erstaunte. Sie nahm wahr, daß durch solche List alle bösen Handlungen der Menschen begraben, daß für sie Alles in Ungewißheit und Nacht gehüllt werden sollte, damit sie ja Gottlosigkeiten für heilige Sitten, Grausamkeit für Gerechtigkeitsliebe, Thorheit für sinnreichen Witz annehmen müßte.

Also bat sie einige rechtschaffene Männer zu sich und flehte sie ängstlich an, sie möchten sich ihrer erbarmen und ihr mit männlicher Wahrheit und edler Freiheit unverfälschte, nicht trügliche Waare zukommen lassen. „Der Haß," sagte sie, „den Ihr darüber leidet, dauert nicht lange, mit einem Zeitalter ist er vorüber. Verwischt und vergessen sind sodann alle die nichtigen Umstände um Euch her, indeß Euer lobwürdiges Unternehmen, Eure schöne Kunst, Angenehmes und Nützliches zu verbinden, ans Licht tritt und die ganze Nachwelt Euch mit dem gebührenden Preise ehrt."

Hercules.

Als Hercules die Erde wieder besuchte, fand er auf ihr drei wilde, verderbliche Ungeheuer, Tyrannei, Sophisterei und Heuchelei. Die erste regierte statt der Macht, die zweite statt der Wissenschaft, die dritte statt der Liebe. Er wußte, er müsse sie überwinden; Leib und Leben war ihm dafür nicht zu theuer. Einige kleine Bestien, die jenes dreifache Ungeheuer hervorgebracht

hatte, waren von ihm auch schon edel erlegt; die Mütter selbst aber konnte er mit keiner Gewalt aus ihren Höhlen ziehen, noch zum Kampf bringen; denn sie hatten sich mit der Unwissenheit umschanzt. Was Hercules gegen sie that und unternahm, war vergebens.

Da nahm der Tapfere sich einen Streitgehilfen, den Weisen:*) „denn", sprach er, „so lange die Unwissenheit unzerstört bleibt, können wir nie den Untergang jener Abscheulichen hoffen. Ist sie dahin, so ist nichts Schwächeres auf der Welt als das Reich der Gewaltthätigkeit, der Lüge und der Verstellung."

Die Erfinder.

Auf dem Staatstheater pflegen Die durch Preise hervorgelockt zu werden, die etwas Edles und Nützliches erfinden.

Unlängst trat ein Patriot hervor und versprach die Kunst, den Saft der Unterthanen, ohne daß sie es merkten, aus ihnen in ein Privatbehältniß zu leiten. Dabei hatte er Brillen, die zehnfach vergrößerten, so daß der Faden ein Strick, der Pfennig ein Ducaten schien; sodann auch Scheidewasser, ein süßer Trank, der inwendig Alles aufzehrte, von außen aber dem Körper seine Gestalt ließ.

Da trat die Rechtschaffenheit, der Staatskunst gewissteste Rathgeberin, auf, sah die Bestie grimmig an und sprach: „Jetztlebenden soll Niemand schaden; dieser Bösewicht aber wüthet gegen Welt und Nachwelt. Das Fleisch will er verzehren und zukünftigen Geschlechtern die Haut nachlassen. Der Kaiser August ließ seine Stadt, die er von Ziegeln gebaut überkommen hatte, von Marmor erbaut zurück;[1]) Dieser will eine goldne Stadt in Asche der Nachwelt übergeben."

Alle fielen der Rechtschaffenheit zu; der Projectmacher ward in einen flammenden Ofen geworfen, und mit seiner umhergestreuten Asche die Luft versöhnt.

*) Der Verfasser nennt hier den Thomas Campanella, aus dessen Gedichten er auch diese Einkleidung genommen hat. — H. [Vgl. Herder's Werke, III. S. 320, 333 f. — D.]

[1]) Suet. Aug., 31. — D.

Der kranke Staat.

Längst hatte der Staat die Lungensucht, längst hatte er in seinen Gliedern Schwere gefühlt, und keine Arznei wollte helfen. Das Concilium der Aerzte war, wie gewöhnlich, unter sich uneins; alle aber kamen darin überein, daß der Kranke schwer zu curiren sei; denn sein Auge scheue und ekle sich an der Medicin, sein Mund schließe sich ihr, Hände und Füße erstarrten, und der Magen gebe sie von sich. Ein einziger möge ihn etwa noch curiren, durch Kunst oder durch Zufall, und zwar ein altes Weib, die Armuth.

Die Armuth ward herbeigerufen; weit that sie ihren Mund auf und sprach. Die unverschämte Schwätzerin sprach also: „Närrischer Kranker, warum bist Du krank? Nur dadurch, daß Du der Natur undankbar, ein Feind Deiner eignen Glieder, der jetzigen Zeit zur Schande, der künftigen zum Spott bist. Auf, nimm die Arznei, die Dir die bittre Wahrheit, die genaue Oekonomie, die arbeitsame Gerechtigkeit reicht, und Du wirst genesen!“

Der beschämte Kranke nahm sie und genas; zur Verwundrung aller Schlucker, Seiltänzer, Schmeichler und Buben genas er wirklich.

Einem treuen, aber ermatteten Pferde ziemen nicht blutritzende Sporne;[1] ein guter Zuruf seines mitleidigen Reiters muntert es mehr auf als alle Stöße in seine Seiten.

Symbole.

Die gemalte Poesie war in der Christenheit ehemals wohl gelitten gewesen und ihres Scharfsinns halben gelobt worden; sie mußte aber, ich weiß nicht weshalb, einmal plötzlich unter die Scythen wandern. Da war sie in großer Gefahr.

Sie liebt bekanntermaßen Salz und nur das reinste Salz; die Scythen aber brauchen kein Salz und waren der malenden Poesie

---

[1] Diese Form (von der Einheit die Sporn) finden wir bei Gryphius, Wernicke u. A. neben Spornen, das Adelung für einzig hochdeutsch erklärt, und unserm Sporen. — D.

von Natur erzfeind. Mochte sie eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, mochte sie Nebelsterne oder irgend sonst etwas malen, zahnlose Löwen, faule Bären, lässige Pflugstiere, lahme Pferde, magre Hirsche, räudige Wölfe, dumme Füchse, Adler ohne Federn, Pfauen ohne Schweife, heisere Hähne, geflügelte Schildkröten, rostige Kronen, welke Kränze, welkende Rosen, befleckte Lilien, faules Obst, angehauene Stämme, morsche Balken, morsche Kreuze, zerfallende Thürme, stumpfe Degen, zerrissne Fahnen, ausgelöschte Fackeln, verschimmeltes Brod, durchlöcherte Beutel — Alles war verfänglich und verdächtig.

„Dank dem Himmel," rief endlich die malende Dichtkunst im Zorn aus, „daß er die Freiheit der Menschen doch noch auf eine Weise gesichert hat, durch Gedanken! Denken darf man doch auch bei den Scythen, was man bei ihnen weder thun noch reden, weder bilden noch malen darf."

Der Augur.

Ein Augur begegnete einem andern Augur;[1] des einen Stirn war heiter, die Stirn des andern lag in Falten und Runzeln.

„Warum runzelst Du Deine Stirn gegen mich?" sprach der eine. „Mich dünkt, wir kennen einander."

„Dürfen aber nicht", sprach der andre, „von unsern Geheimnissen, wie wir sie kennen, hier sprechen; denn käme Jemand dazu, wie bekäme ich sogleich mein Amtsgesicht wieder?"

„Da thust Du nicht Unrecht," erwiderte Jener; „sonst aber weiß ich nicht, warum manchmal Amtsbrüder selbst gegen Amtsbrüder eine geheimnißreiche, hohe Miene affectiren und damit auch Die schrecken wollen, die doch ebenso gut wie sie wissen, was hinter dem Vorhange sei. So schwätzt der Antichrist vom Schreine des Herzens, der Despot von Allgewalt, der Sophist von seiner Allwissenheit, auch gegen Ihresgleichen, gegen Kunst- und Handwerksgenossen, wie wenn der Marionettenspieler seinen Mitgesellen hinter dem Vorhange, der die Drähte und Fäden seiner Maschine sieht, bereden wollte, die hervorspringenden Puppen sprächen und lebten."

[1] Wol mit Anspielung auf das Wort Cato's: Mirari se, quod non rideret aruspex, aruspicem cum vidisset (Cic., De divin., II. 24, 51). — D.

„Freilich“, sagte der Andre, „wüßte ich davon keine Ursache anzugeben als die Gewohnheit; wir gewöhnen uns an den Betrug so gar bald, daß er uns in Kurzem zur zweiten Natur wird.“

„Und Euch zur Strafe dient,“ rief ein Dritter, der unversehens dazutrat. „Die Andre hintergehen wollen, müssen zuletzt einander selbst schimpflich betrügen.“

Unternehmung und Ausführung.

Unternehmung und Ausführung geriethen in einen warmen Streit. Jene beschuldigte diese, daß sie sich zu sehr vordränge und sie als eine Untüchtige verlache, da doch sie, die Unternehmung, es sei, die der Ausführung ehedem viel Hilfe und Dienst erzeigt habe. Von diesem Allen wolle sie jetzt nichts wissen, seitdem das Glück sie unversehens begünstigt und zu Ehren gebracht habe. Habe sie Herz, die Ausführung, so könne die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden.

Gar zu viel Herz hatte die Ausführung eben nicht. Da sie aber das Glück auf ihrer Seite hatte, so priesen Viele ihren Ruhm und ihre hohen Kräfte. Die Sache kam vor erwählte Schiedsrichter, und wunderbar! die edelsten, die herzlichsten Menschen waren auf Seite der Unternehmung, die begünstigten, die glücklichen dagegen schmeichelten der Ausführung. Endlich sprachen nach reifer Ueberlegung die Richter also:

„Nachdem die Erfahrung gebe, daß die berühmtesten Ausführungen oft von den unberühmtesten, verachtetsten Anlässen, ein edles Unternehmen hingegen nicht anders als von einem nicht gemeinen, edeln Gemüth abstammen könne, so sei der Vorzug des Unternehmens vor der Ausführung entschieden; maßen auch der Tod eines einzigen beherzten Mannes der Welt oft mehr Nutzen bringe als das lange Leben vieler ausführenden, träge befolgenden Menschen.“

Die Quelle.

Eine reiche Quelle floß auf öffentlichem Platz; ihr Wasser ward zu vielfachem Gebrauch der Menschen hie- und dorthin ab-

geleitet, in den Palast, in die Häuser der Kranken und Gesunden, in die öffentlichen Gebäude. Nirgend fehlte Wasser, jedem Ort floß es in seinen Röhren zu.

Da ließ sich Der, der den Palast bewohnte, von den Künstlern einreden, in seinem Palast einen prächtigen Brunn aufzuführen, aus dem fortan durch geheime Röhren das Wasser Jedermann mitgetheilt werden sollte; und zwar sollten Thierfiguren in mancherlei Gestalt es hie und dort ausspritzen. Damit dies ins Werk gerichtet werden könnte, wurden die Röhren, die von der öffentlichen Quelle leiteten, zuerst vermindert, nachher ganz weggethan und zuletzt alles Wasser in den Palast geleitet.

Aber siehe, ein Wunder! der Brunn des Palasts trocknete aus; und doch konnte man davon keine Ursache finden, weder im Himmel noch auf der Erde.

Die Physiker wurden gefragt; da trat einer hervor und sagte: „Wundert Euch nicht, meine Brüder! Des heiligen Wassers Natur ist diese, daß, wenn es zur Privatquelle werden soll, es austrockne und sich in die Erde verliere; ja, wer nur mit ungeweihtem Munde es berührt, dem wird es die Eingeweide verzehren.“

Die Staatsraison.

Im Staat sahe man Tag für Tag etwas ändern; man verwunderte sich, durfte nicht tadeln, und doch blieb es schwer zu begreifen, wie unsrer Vorfahren Gesetze und Gewohnheiten so sehr in Mißcredit geriethen, daß man an ihnen täglich meistern und bessern müsse.

Endlich ergab es sich, daß eine neue Regierungsformel ins Land gekommen sei, die sich Staatsraison nenne; der stehe es frei, göttliche und menschliche Rechte zu brechen, weder auf Eid, noch Scham, noch Gewissen Rücksicht zu nehmen, wenn nur der Staat, dem sie dienen solle, consolidirt werde. Das Volk staunte zu dieser gehässigen Frechheit und wußte nicht mehr, was es thun solle, womit man an ihm zufrieden wäre. Jede Stunde gab es sich selbst, das Seinige und die Seinigen den Beschlüssen einer billigen oder unbilligen Staatsraison preis.

So trieb die Staatsraison ihr Werk fort; ein Tag vernichtete den andern, ein Gesetz, ein Decret das andre, bis endlich ein des göttlichen Rechts Erfahrner seinen Mitbürgern Muth zusprach.

„Fasset Herz, Ihr Brüder!“ sprach er; „es giebt noch eine höhere Staatsraison in der Welt, deren Werk es ist, alle ungerechten, frevelnden Staatsraisons zu ihrer Zeit mit Schauder zu vernichten.“

Ohne.

Die Republik bemerkte, daß Viele ihre Aemter ohne Würde und Rechtschaffenheit verwalteten; sie sann also darauf, bessere Menschen an ihre Stelle zu bringen, und untersuchte deshalb genau ihr Betragen. Da sahe sie, daß das einzige Wörtchen Ohne Viele besudelte; sie sah Priester ohne Beruf, Richter ohne Kenntnisse, Gelehrte ohne Beurtheilung, Fleißige ohne Ueberlegung, Reiche ohne Gewissen und ferner. Um ihnen ihre Unschicklichkeit und den Schaden, den sie stifteten, vorzuhalten, schrieb sie ihren Mängeln in einer Tabelle Vergleichungen bei, deren wir einige hersetzen wollen.

Regenten ohne Gerechtigkeit, Ströme ohne Wasser.
Ein Reicher ohne Milde, ein Baum ohne Frucht.
Ein Jüngling ohne Gutartigkeit, ein Haus ohne Dach.
Ein Gelehrter ohne Ausübung, eine Wolke ohne Wasser.
Ein Weib ohne Zucht, eine Speise ohne Salz.
Ein Vernunftlehrer ohne Wissenschaft, eine Feder ohne Tinte.
Kenntniß ohne Anwendung, ein Rauch ohne Feuer.
Unternehmung ohne Kraft, ein Flug ohne Flügel.
Geschicklichkeit ohne Gönner, eine Erde ohne Thau.
Ein Vorsatz ohne Beständigkeit, ein Uhrrad ohne Gewichte.

Die Verstellung.

Die Sterndeuter eines gewissen Orts sahen voraus, daß ihrem Vaterlande aus einer unglücklichen Constellation eine große Vernunftverwirrung bevorstehe. Sie begaben sich also am gefährlichen Tage hinweg und wagten es, bei gesundem Verstande zu bleiben, damit sie diesen nachher ihren verunglückten Mitbürgern wieder geben könnten.

Die bethörende Kraft der Planeten wirkte; unsre Weisen

kamen zurück und suchten jetzt durch die genausten Vorschriften die alten vernünftigen Sitten, Gewohnheiten, Kleider, Studien, Lebensweise wieder einzuführen und ihre schwärmenden Mitbrüder zu heilen. Aber vergebens. Diese standen mit solcher Wuth gegen sie auf, daß den Weisen nur unter einer Bedingung das Leben gelassen wurde, nämlich sie mußten sich den Sitten der Thoren in Allem aufs Genauste bequemen.

Von jetzt an verbargen sie ihre Weisheit und sprachen davon nur unter sich, heimlich; öffentlich mußten sie Beifall geben, zuklatschen, schwätzen, sich dem größten Narren als der ersten Stütze des Staats unterwerfen, seine, auch die ungereimtesten Handlungen mit vollem Munde loben — sie mußten.

Die Wage.

Menschen haben die böse Gewohnheit, daß, wenn sie Jemand lieben, sie Alles, auch die unnützesten Kleinigkeiten an ihm bewundern; hassen sie ihn, so wird auch das Lobwürdige an ihm getadelt.

Diesem Uebel wollte die Königin der Sitten, die Philosophie, steuern. Im Vorhofe der Vernunft ward also eine Wage aufgehängt, deren eine Schale das Gute, die andre das Böse wägen, und durch das Uebergewicht der einen oder der andern Lob oder Tadel bestimmt werden sollte. Der geschickteste Wagekünstler, Archimedes, ward zum Aufseher darüber gesetzt, damit ja kein ungerechtes Pöbelurtheil aufkommen und einen Unschuldigen drücken könnte.

Alle diese Sorgfalt der Philosophie fruchtete wenig. Die Menschen konnten nicht dahin gebracht werden, zu loben, wen sie sich vorgenommen hatten zu tadeln, zu tadeln, wer einmal der Gegenstand ihrer Bewunderung war.

Da stand ein Christ auf und zeigte ihnen, „das Gute in einem Menschen sei Gottes Gabe, das Böse an ihm eines bösen Geistes Werk; jenes müsse man ehren, dies bedauern und bei beiden den Nächsten tragen, wie er auch wäre, und mit Klugheit ihn etwa bessern".

Dem stimmten Mehrere bei, und als sie gefragt wurden, wie sie dies sonderbare Gesetz bei sich in Uebung bringen könnten, antworteten sie: „Gar leicht! denn eigentlich sei jeder Mensch wohlthätig. Der Gute sei uns liebenswürdig, der Böse merkwürdig,

der Freund ein Gefährte, der Feind ein Lehrer, der Offene uns ein Gesellschafter, der Falsche ein Wächter."

Der Knote.

Adrianus Romanus, ein Belge, flocht aus Stricken der Algebra einen Knoten, den er für verflochtner als jenen Gordischen heilt und ihn daher mit großer Prahlsucht der ganzen mathematischen Welt zur Auflösung vorlegte. Franz Vieta, der Gallier, sah und löste ihn; er lachte über die Eitelkeit des Mannes. Das brachte dem Vieta vielen Ruhm, man glaubte, einem solchen Kopf sei nichts unauflöslich.

Als unvermuthet ein andrer Knote vor ihn gebracht wurde, aus eisernen Drähten geflochten; es war Macchiavell's „Fürst". Der Knote war voll Stacheln, nur mit Handschuhen konnte er berührt werden; ein inneres Feuer durchglühte ihn, und wie durch magische Kraft waren seine Fäden in einander verwebt. Dabei war er so schwer, daß die Hand vor ihm niedersank, so blitzend, daß das Auge über ihm stumpf ward. Vieta schwitzte, rief alle seine Kunst, die ganze Analyse zu Hilfe, umsonst! er verzweifelte an der Auflösung.

Da nahm er im Zorn den Hammer zu Hilfe; die Funken sprangen umher; er war in größter Gefahr und sah am Ende, daß ein Geflecht, in welches arme Unterthanen verstrickt sind, weder zu zerschlagen, noch aufzulösen sei: es sei gar nicht zu behandeln.

Und sprach: „Was durch Kunst zusammengesetzt ist, kann durch Kunst aufgelöst werden; ein Gewirre aber, das Gewaltthätigkeit, Betrug, List und ihresgleichen in Eins schnüren, das wolle kein Mensch, das möge Gott auflösen!"

Man muß.

Die Impersonalien kamen einst zum Landtage zusammen und faßten ziemlich billige Rathschläge. Das Es ist billig, nützlich, erforderlich, nöthig, Es ziemt sich, Es pflegt, Es ist bekannt, Es ist besser, Es ist Sitte, Vertrags, Rechtens u. s. w. sprachen zuerst friedlich mit einander, bis auf

einmal der Minister Es gefällt erschien, seinen Plan vorlegte und darüber in Stimmen zu gehen antrug.

Die Impersonalien geriethen alle in Verlegenheit; sie stellten vor, man müsse Verträge der Vorfahren respectiren, auf die Nachkommenschaft Rücksicht nehmen, „es sei schwer, es sei unmöglich". Alles vergebens. Der Minister Es gefällt hatte einen Substituten mit sich, Man muß. Sogleich hörte alles Ueberlegen auf; das Wollen mußte dem Muß seufzend sich fügen, und alle Impersonalien baten Gott den Herrn, daß des leidigen Man muß wegen der Nachwelt nur ihre Namen nicht auch mit Schimpf und Schande genannt werden müßten.

Geduld.

Einst kamen die drei Kunstrichter der Welt zusammen. Der erste war der Klagende, dem der ganze Zustand der Menschen Plage und Elend schien; der zweite war der Unruhige, der allenthalben sich dem Uebel entgegenwarf und mit der Natur der Dinge selbst es aufnehmen wollte; der dritte war der Lachende, dem alle die Singchöre von Nichtigkeit, Posse und Verwirrung ein Vergnügen machten.

Oft pflegten sich diese Drei, wie dem Uebel zu steuern sei, zu besprechen, sie konnten aber selten zu einem Schluß kommen; denn ihre Meinungen stießen zu hart gegen einander.

Endlich ließen sie auch den Sokrates und Epiktet zu sich, die ihnen vor allem Andern Geduld anriethen. „Geduld", sagten sie, „ist die beste und einzige Arznei, Uebel dieser Art zu heilen oder zu lindern." „Geduld," sagten sie, „die ruhig in Gott, mit Menschen gemäßigt und mitleidend handelt, vor Bösen vorsichtig sich hütet, der Eitelkeit sich entzieht, sie erreicht wenigstens das allenthalben, daß sie nur das Gewisse glaubt, nur das Gute ausübt, dem Eiteln entsagt, der Schminke spottet, der Uebermacht weicht und das Uebrige — erträgt."

Das Todtengericht.

Minos, der gerechte Richter der Todten, erkennt mit großem Scharfsinn den menschlichen Verbrechen ihre Strafen zu. Oft

gehn die Seelen aus dieser Welt ungestraft hinunter; sobald sie aber vor ihm erscheinen, sieht er an ihren Flecken, was jede verübt hat, und spricht sein Urtheil. Die Mächtigen werden gemeiniglich den ungeduldigsten Herren zu Theil und lernen gehorchen; vielwissende Schwätzer verstummen, bis sie von Weisheit bersten; Hochmüthige gerathen in den Koth; Lügnern werden die Zähne sehr unsanft entnommen; Wollüstige peinigt ein ewiges Eis, Verleumder ein ihnen verhaßter Glanz; Neidige müssen bei Glücklichen wohnen und sich an ihrer Seligkeit quälen; Geizige nagt ein unersättlicher Hunger; Neugierige irren in ewiger Nacht; Heuchler peinigt die laut redende Wahrheit. Und wer könnte jede Art der Strafen erzählen? Gnug, jede Ausschweifung wird durch ihr Gegentheil gestraft.

Dies hörte ein Rechtschaffener und sprach: „So lohnt es denn auch, Gutes zu säen, damit wir Gutes ernten; denn wie jedes Laster durch sein Gegentheil gestraft wird, so lohnt jede Tugend sich durch sich selbst.“

Der Samariter.

Ein Jüngling wollte aus der Königsstadt des guten Rufs in ein Städtchen menschlicher Gesellschaft reisen. Er zog auf offner Straße mit gutem Gewissen daher und fiel unter die Mörder. Verleumdung, Neid und Betrug griffen ihn an, nahmen ihm Alles, was er in seinem vorigen Leben Rechtschaffenes erworben hatte; selbst seine Kleider, an denen man etwa den ehemals Guten erkennen könnte, zogen sie ihm aus, schlugen ihm tiefe Wunden boshaftiger Lüge und ließen ihn liegen im Todeskampf mit der Schande.

Ungefähr begab es sich, daß Landsleute die Straße zogen, die mit dem Verwundeten auf mehr als eine Weise in Verbindung standen. Sie sahen ihn, murmelten etwas (ob mitleidig oder scheltend, weiß ich nicht) und gingen vorüber. Verwandte kamen nach ihnen, die ein gemeinschaftliches Blut mit dem Verwundeten hätten fühlen sollen. Sie fürchteten, angefleht zu werden, und eilten vorüber.

Endlich kam Einer von Denen, die, der Welt verhaßt, den Lohn heiliger Thoren verdienen, und sahe den Armen. Er war von einer fremden Secte; demohngeachtet aber erbarmte sich der

Wanderer des Jünglings, lief zu ihm und verband ihm seine Wunden, goß scharfen Wein, linderndes Oel hinein, hob ihn auf sein Lastthier der Duldung und brachte ihn in die Herberge eines ruhigen Nachdenkens. Er zog zwei Groschen hervor und gab sie dem Wirth, daß er ihn pflegte und ihm zum Licht, zur Gesundheit verhölfe. Wer unter den Dreien, Ihr Menschen, war der Nächste dem Jünglinge, der unter die Mörder gefallen war? So gehet hin und thut desgleichen!

Der Zweifel.

Nichts ist gefährlicher, als zweifeln zu wollen, wo Alles fest und gewiß ist.

Das erfuhr neulich ein junger Mann von feinem Verstande, von untadelhaften Sitten, ein gewissenhafter, bescheidener Jüngling, nur daß er in Sachen, die er nicht recht begriff, etwas zu sorgfältig sein mochte; sein Name war Zweifel. Zuerst gab er sich in die Schule der Theologen, sah ihre Uneinigkeit, zweifelte und ward als Ketzer und Heide verbannt. Er ging zu den Staatsklugen, fing ihre Staatsgeheimnisse nur leise und leicht zu untersuchen an. Er zweifelte und ward als Rebell Landes verwiesen. Von da kam er zu den Gelehrten. Er hörte ihre genaue Kenntniß, die sie von Himmel und Erde, von der menschlichen Seele und ihren Organen hatten, zweifelte, und man warf ihm seine Dummheit vor, man stach mit Federmessern auf ihn und warf ihn aus dem gelehrten Kreise. Endlich ging er zum Volk. Kaum aber, daß er sich merken ließ, er wünsche ihre Sitten sanfter, ihre Sinne weniger roh, so hieß er ein Schwärmer und ward gar aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen. „Im Kerker", sprach man, „genieße er seiner Weisheit, nur wolle er unsre Ruhe nicht stören!"

Von aller Welt verlassen, war es umsonst, daß er sich auf Gewissen, Vernunft, Rechtschaffenheit berief, er wolle keine Ordnung, keine Ruhe stören. Er flehte Tauben; alle Stände der Menschen waren gegen ihn hart und ungerecht, nur eine Zuflucht blieb ihm übrig, zu Gott, der das Innre kennt.

Der gerechte Richter hörte den Armen und sandte ihm seinen Boten, den Tod. Der befreite ihn aus dem Kerker und forderte ihn vor des Ewigen Richtstuhl. Da wird Klage und Antwort gehört, da wird, was recht und billig ist, gesprochen werden!

Die Edelgesteine.

Noch wäre der Betrug erträglich, wenn er nur nicht so kostbar wäre. Aber da stehn die Betrüger mit gefärbtem Glase, mit falschen Edelsteinen und prahlen und lassen sich theuer bezahlen. Dieser Edelstein ist die Weisheit, jener die Stärke, dieser die Gesundheit, jener das Glück, dieser heißt langes Leben, jener Sicherheit, Liebe u. s. w. Da drängt sich der Haufe um die Bude umher und verschwendet sein Geld. Der kühne Schwätzer schwätzt, der Thörichte glaubt; der Betrüger lacht, der Betrogene glaubt fester; Wahrheit wird Irrthum, und Eitelkeit geschätzt.

Eine solche Bude sah einst ein Christ und fragte, ob etwa auch der Edelstein der Rechtschaffenheit, der Geduld, der Bescheidenheit zu Kauf wäre? Der Juwelenhändler lachte. „Bei mir, o Thor, suchst Du Steine, die Du in jedem Koth findest?“ Der Christ erschrak, entschlüpfte mühsam dem Haufen und sprach zu sich selbst: „Lebe wohl, Du gläserne Glückseligkeit, die mit falschem Schein das Auge verblendet! Wenn Du zu Boden fällst, zerbrichst Du.“

Einfalt und Wahrheit.

Die Vorzeit in ihrer einfältigen Tracht traf auf ihre Enkelin, die Nachwelt, ein freches und leichtsinniges Mädchen. Sie wunderte sich über ihre üppigen Kleider, über ihre leichtfertigen Geberden und fing an zu murmeln. Diese aber, rüstig mit ihrer Zunge, warf der Großmutter Dummheit, Plumpheit vor und strich dagegen ihrer Denkart, ihrer Beredsamkeit, ihrer Händ' und Füße, ihres ganzen Körpers Leichtigkeit und Cultur hoch hinaus.

Die Alte konnte nicht einsehen, was denn das Sublime, Besondre und Ausgesuchte sei, das ihr fehle und die Nachwelt besitze. Da brachte diese ein so krummes, verdrehtes, gefärbtes Ding hervor, daß man ihm kaum einen Namen, geschweige Lobsprüche zu geben wußte. Ernst und verachtend sah es die Alte an und sprach: „Schäme Dich, Leichtsinnige! Ist dies das Glück Deiner Zeit? ist dies der Fortgang Deiner gerühmten Feinheit? Als ob ich das Alles nicht gekannt hätte! Ich schwöre Dir, hundert- und tausendmal ward das zu meiner Zeit erdacht, aber sogleich verworfen. tausendmal versucht, aber sofort eitel und nichtig befunden; es

wollte sich einschleichen und ward hinausgestoßen, bis ich endlich durch lange Uebung und durch die gewissesten Erfahrungen lernte, nichts sei so sicher, so beständig, so angenehm, so vortheilhaft für dieses und jenes Leben als Einfalt und Wahrheit."

Die Hinkenden.

Nichts Hinkendes oder Verstümmeltes sollte Gottes Altar dargebracht werden; so lautete einst das strenge Gebot, woran unsre hinkende Zeit streng erinnert wurde.

Täglich ergingen also neue Befehle, die aber Niemand achtete, Niemand ins Werk setzte, z. B. „Was Jemand befiehlt, soll er selbst auch befolgen; wie er lehrt, soll er thun; was er liest, soll er verstehen; nach dem er wahrnimmt, soll er urtheilen; was er lernt, soll ihn belehren; was er weiß, soll er mittheilen; nach dem er hat, soll er geben, nach dem er empfindet, sprechen, nach dem er liebt, helfen, nach dem er selbst dient, Dienste fordern."

Die heilsamen Befehle dieser Art wurden so wenig befolgt als andre. Und damit man die Unterlasser nicht Ungehorsams beschuldigen könnte, wichen die Hinkenden der Vorschrift damit aus: „Es geschehe doch Alles, wenngleich nicht genau nach der Vorschrift; der Zweck werde dennoch erreicht. Es seien nämlich Andre, die befehlen, Andre, die gehorchen, Andre, die lehren, Andre, die thun u. s. w. Durch diese wunderbare Verschiedenheit der Menschen werde mehr ins Werk gerichtet als durch jene lästige Verbindung der Pflichten." So kam das alte Gesetz Gottes durch eine menschliche Novelle in Verjährung.

Das hörte Augustin, das Muster eines ächt rechtschaffenen Lebens. Er wandte sich zu den Seinigen und sprach klagend: „Wohl reden und übel leben, was heißt das anders, meine Brüder, als sich mit eigner Stimme verdammen und überweisen?"

Der Fußsteig des Lebens.

Auf jenem engen, unebnen Wege, der zur Pforte des Lebens führt, wandern die Pilger wunderbar daher. Einige, in weißen,

saubern Kleidern, messen und zählen die Schritte; plötzlich befällt sie ein Schwindel, sie stoßen ans kleinste Steinchen, fallen und beflecken ihr hellglänzendes Kleid. Andre werden wie von Geißeln getrieben; sie setzen über Felsen und Klüfte und haben nicht Zeit zu schwindeln. Sie kümmerten sich nicht um ihr Kleid, und unbefleckt fliegen sie ihren Weg dahin.

Einige von scharfem Gesicht sehen vorwärs, sehen umher, sehen zurück, verweilen und kommen nicht weiter, indeß Andre sogar zurückzugehen und etwas Anders im Sinne zu haben scheinen und kommen doch vorwärts.

Diese laufen, eilen, schwitzen, keuchen und fallen ohnmächtig nieder; jene scheinen müssig und ruhig und kommen fort.

Einige fasten und martern sich ab, daß, wenn sie jetzt frisch daran wollen, ihnen Kräfte fehlen; Andre genießen die Gaben der Natur und streben hinauf zum Himmel.

Kurz, menschliche Vorschriften und Regeln helfen bei dieser Wanderschaft wenig; auf die höchste Güte des Schöpfers und auf die lauterste Einfalt des Geschöpfs kommt Alles an.

Die Unschuld.

Die Unschuld hatte dadurch gefehlt, daß sie recht gethan hatte, und ward deshalb vor Gericht gefordert. Unerschrocken trat sie vor dasselbe, weil sie die Richter nach sich selbst beurtheilte; sie sahe diesen, jenen, einen dritten an, die sie einzeln für gute Männer gehalten hatte, und konnte nicht anders denken, als daß sie jetzt, verbunden, auch die billigsten Richter sein müßten. Da waren Gottesleugner, die im Ruf einer unabläſſigen Andacht standen, Blutsauger, die das Recht sprechen, Barbaren, die Alles wissen, Blinde, die von Farben urtheilen sollten. Denen Allen vertraute sich die Unschuld sicher an; ach, aber wie sehr hatte sie sich betrogen!

Sie hatte die Guten gelobt, die Bösen getadelt und sahe jetzt, daß Die, die sie für die Guten gehalten hatte, sich des Tadels der Bösen als ihrer eignen Sache annahmen, mit dem Lobe der Guten dagegen gar nicht zufrieden waren. Kaum wollte sie ihren Augen trauen, da sie sah, daß andächtige Männer die Andacht mißbilligen, gerechte Männer der Billigkeit entgegenstreben, gelehrte Männer Wissenschaften verachten, das unterdrückte Volk seine Freiheit ver-

abscheuen könne; sie stritt mit sich und ward beinahe an sich selbst irre, daß sie mit ihrem Urtheil den besten Männern so habe mißfallen mögen.

Den Nebel zerstreute ihr aber die edle Jungfrau Rechtschaffenheit, tröstete die Unschuld und hieß sie mit der heitersten Stirn das unbilligste Gericht erwarten. „Denn", sagte sie, „wisse diese Maxime, Schwester: Männer, die, jeder für sich, der Unschuld nichts anzuhaben wagen, können, wenn sie im Collegium oder sonst mit Andern vereint sind, ohne Gewissen ihr Schimpf und Schande anthun."

Viel und wenig.

Ein Jüngling von edelm Gemüth wollte zur Königsstadt des Glückes hinauf, und wo er von Jemanden hörte, der des bergansteigenden Weges kundig sei, den glaubte er darüber fragen zu müssen. Und allerdings fanden sich Viele, die ihm mit großer Zuversicht die Reise vorzeichneten, Philosophen, Politiker, Mönche, Einsiedler, Zauberer sogar, und die einen Vorschmack der Gottheit enthusiastisch träumten. Von allen Seiten Reisekarten gnug; wie er aber nach ihrer Vorschrift den Weg antrat — Wunder! wie oft stieß er an! wie oft kam er ab vom Wege! an welche Klüfte, an welche Höhen gerieth er! Er fluchte allen den Stubenwegweisern, die in ihrem Kopf Wege und Stege im Himmel und auf der Erde wollen ausgemessen haben.

Endlich bemerkte er von Weitem einen einfach gekleideten, schlichten Mann; den suchte er mit großer Mühe zu ereilen. Ganz außer Athem trug er ihm sein Unglück vor, und wie wunderte sich der fremde Mann, da er alle diese verwegnen Vorschläge anhörte!

„Bisher bist Du irre oder gar rückwärts gegangen," sprach er; „willst Du mir aber folgen, mein Freund, so thue es und merke Dir zu unsrer Reise nur die zwei Worte viel und wenig. Siehe viel, bewundre wenig! Höre viel, glaube wenig! Wisse viel, sprich wenig! Lies viel, schreibe wenig! Untersuche viel, behalte wenig! Dulde viel, billige wenig! Meide viel, fürchte wenig! Erwarte viel, hoffe wenig! Bedecke viel, hasse, rüge, verlache wenig! Ueberlege viel, beschließe wenig! Laß Viel zu Dir, Weniges liebe! Arbeite viel, befiehl wenig! Bete viel, lehre wenig!"

Der Jüngling gehorchte und reiste glücklich.

Das Herz und die Zunge.

Zur Zeit des Glückes, wenn holde Gestirne regieren, schwätzt die Zunge gern, erlaubt sich Alles und will den Namen einer beherzten Sprecherin für Freiheit und Rechtschaffenheit davontragen. Es fehlt ihr auch nicht an Schmeichlern, denen die schamlose Frechheit, über Alles und gegen Alle zu reden, wohl gefällt.

So schwätzte die Zunge einst in begünstigten, glücklichen Zeiten; wer aber diese Frechheit nicht ertragen konnte, war das Herz.

Das männliche Herz hatte andre, schwerere Zeiten erlebt und sich unter den Schrecknissen der Tyrannei tapfer geübt. Es hatte Zeiten erlebt, da die Religion verachtet, das Verdienst unter die Füße getreten war; Talente hungerten, die Gerechtigkeit erröthete, die Scham war Landes verwiesen.

„Vortrefflich!" rief es jetzt der Schwätzerin Zunge zu, „weil Du einmal im Reden bist, rede! Erinnere Dich aber, wie Du zu anderer Zeit heucheltest, schmeicheltest, logst, krochst und schändlich dientest! Da bat ich Dich, meine Dolmetscherin zu sein, und Du erschrakst. Jetzt bist Du eine herzlose Weiberzunge, die nicht aus Eifer fürs Gute, sondern weil Dir's so wohl behagt, das Ohr der Guten mißbraucht. Irre ich nicht, so wird bald wieder der Winter da sein, da Du mit allen Fröschen aufs Neue verstummst."

Die Zunge schwieg und vermied fortan, der Sprache des Herzens irgend zu begegnen.

Die Wissenschaft.

Die Grammatiker hatten gehört, daß die Burg der Wissenschaft oben auf dem Gipfel eines Berges stehe; wo irgend sie also ein Häuschen auf einem Hügel wahrnahmen, da eilten sie mit großem Geräusch hin und begehrten eingelassen zu werden. Wie sehr betrogen sie sich! Der Weg zur wahren Burg hebt sich nur allmählich; er führt durch mehrere verschlossene Pforten und hat manche Ruheplätze nöthig.

Unten, kaum über dem Fuß des Berges, ist die erste Herberge; da wird den Knaben zuerst die Zunge gelöst und sie etwa zu drei

Sprachen gewöhnt. Höher hinauf lernen sie diese Sprachen feiner, artiger reden. Nun kommt man an ein höheres Schloß, wo der ganze Leib gleichsam mit allen seinen Gliedern geübt, anatomirt, behende und schlank gemacht wird. Jetzt wandern sie höher hinauf, um sich an Maß, Zahl und Gewicht zu versuchen und zu jedem Geschäft tüchtig zu werden. Eine höhere Burg übt in wichtigern Dingen; sie giebt allen Ständen des Staats ihre Vorsteher, ihre Führer. Endlich und zuletzt erreicht man den wahren Palast der Wissenschaft; er liegt dem Himmel nahe und schaut die weite Erde tief unter sich. Diese betrachten, die nähere Harmonie des Himmels hören, mit reinem Gemüth den Umgang der erhabensten Geister, Gottes selbst, genießen, das ist der Gipfel der Wissenschaft auf Erden.

Wie entfernt von ihm sind Die, die auf einem kleinen Hügel sich ein Thürmchen erklimmt haben, von da sie eben nur auf die Gipfel der Bäume hinabsehn und sich im Olympus dünken!

Antipathien.

Der Natur gebührt Lob, nicht nur für das wohlthätige Heilsame, das sie den Geschöpfen einpflanzte, sondern noch vielmehr vielleicht für das wohlthätige Gift, mit welchem sie Gifte unschädlich machte. Der Mensch, ihr erstes Geschöpf, der Ausleger ihrer Kräfte, soll ihr dies Lob sagen.

Solch ein Dankfest der Natur ward irgendwo jährlich gefeiert und dem Schöpfer Preis dafür gebracht, daß er jedem Gifte sein Gegengift verordnet. Den Tyrannen setzte er schreckliche Unfälle entgegen, die ihnen vor einem höheren Gericht Schauder erwecken sollten; den Hinterhaltigen gab er ein Gewissen, das sie inwendig nage; den Allwissern legte er Abgründe der Natur in den Weg, die, ihnen unerforschlich, sie wenigstens zu einiger Scham brächten; Wollüstige hielt er mitten im Lauf nach Wollüsten durch Krankheiten zurück; Geizigen stellte er das boshafte Glück entgegen, das ihre sichersten Hoffnungen oft so unvermuthet vernichtet, Hochmüthigen das Hohngelächter, das sie unter Andre, die sie verachteten, tief hinabsetzt. Dem anmaßenden Stolz schuf er einen mächtigen Feind, das Gefühl der Freiheit, dessen unbesiegter Muth sich kein ehrloses Stillschweigen, keine niedrige Schmeichelei, keine närrische Leichtgläubigkeit, keine schändliche Dienstbarkeit gebieten läßt.

Der größten Macht des Bösen endlich setzte er das Kreuz, aufopfernde, tapfre Geduld, entgegen, mit dem ein Christ, wie ein zweiter Hercules, alle Ungeheuer der Hölle überwindet.

Der Tod.

Der Auszug der Theologie, der Inbegriff der Philosophie, der Rückhalt der Politik, des Menschengeschlechts unerklärbarer Wohlthäter, der Tod erschien. Blaß war sein Angesicht, seine Beingestalt war fast Allen schrecklich; aber er umwand sich mit den Sterbekleidern, die der Auferstandne im Grabe gelassen hatte, und so ging er freundlich umher.

Liebreich redete er die Christen an, ohne logische Fallstricke; er berief sich blos auf jedes Menschen inneres Zeugniß. „Wie? ist nicht Gott Euer Vater? seid Ihr also nicht das edelste Geschlecht? unter Gottes Obhut sicher? durchs Band einer obern Liebe verbunden? Und Ihr befleckt Euer Geschlecht? werdet Thiere und werft Gottes Gebot von Euch? Warum gebt Ihr Eure Freiheit auf und löst das Band der Bruderliebe? Ihr haltet an dem fest, was Euch nur geliehen ist, und schaudert, Unsterbliche, für dem Sterben?" Er predigte Tauben; und nach dem Jeder seinem Körper diente, nach dem vergaß er auch den Tod und setzte seinen Dienst fort.

Da Worte nicht halfen, griff der aufgebrachte Warner zu seinen Pfeilen. Hie und da lagen Leichen umher; er sah die traurige Niederlage und sprach: „Muß ich es ihnen also lehren? den Hohen demüthig sein, den Sophisten schweigen, Neugierigen und Geizigen ihre Neugier und Habsucht begrenzen, Zornigen sich versöhnen, Wollüstigen Schmerz fühlen, Wilden und Hartnäckigen nachlassen, nachgeben? Glücklich sind die Armen: sie werden reich; die Traurigen: sie werden getröstet; die Duldenden: sie werden gerächt; Allen endlich, deren Leben Christus war, wird der Tod Gewinn."

Die begrabene Wahrheit.

Nur Gott ist's, der die Todten erweckt, es sei denn, daß er seiner Lieblinge einem diese Wundergabe verleiht. Unsre Pflicht

ist's, verstorbene Heilige zu ehren und sie als Wohnungen himmlischer Geschenke Andrer Nachahmung zu empfehlen.

So gaben es einst viele Anzeigen, daß irgend hier die Wahrheit begraben sei; man scharrte die Erde auf, grub einige Tage und fand endlich einen unkostbaren Sarg, auf dem nichts als die wenigen Worte standen: „Zu meiner Zeit!" Man hob den Deckel auf und sahe einen Leichnam, zerfetzt, verunreinigt, mit Dingen bedeckt, die ich zu nennen mich scheue. Offenbar war's, daß man ihn nicht mit Würz' und Balsam, sondern mit Unrath eingesargt und versenkt hatte.

Als man den Körper endlich mit vieler Mühe reinigte, fand man zu Haupt ihm eine schöne, eherne Tafel mit dieser Inschrift:

Ich, die Wahrheit,
Gottes Tochter,
durch Satans Trügerei,
der Welt ansteckend Gift,
durch der Tyrannen Gewaltthätigkeit,
der Priester Trägheit,
der Staatsmänner Bosheit,
durch Leichtsinn der Geschichtenschreiber,
durch der Gelehrten Narrheit
und durch des Volks Stupidität
ermordet,
lieg' ich hier
im Schlamm der Lügen.
Nach hundert Jahren siehet mich
die Sonne wieder.
Sei mir gegrüßet, Nachwelt!

Als diese Grabschrift bekannt gemacht wurde, mischte sich Schmerz mit Freude. Man schalt die Vorwelt, man pries die jetzige Zeit. Ein Marmorgrabmal ward der Wahrheit errichtet und sie darin wiederum prächtig und kostbar begraben. Aufgehängt ward die gefundene Tafel und die stolzen Worte dazugefügt:

Wären Wir
zu unsrer Väter Zeit gewesen,
wir hätten nicht Theil genommen
am Morde der Wahrheit.

10.

Ueber die vorstehenden Parabeln

und

die nachfolgenden Gespräche.

Den Verfasser dieser Parabeln hat die Vorrede genannt; das bald folgende Andenken an ältere deutsche Dichter wird von ihm etwas Mehreres anführen. Jetzt wollen wir nur von zwei seiner Arbeiten reden, den vorstehenden Parabeln und den Gesprächen, die diesem Aufsatz folgen.

Die Parabeln nannte ihr Autor Apologen. Er hat ihrer nicht weniger als dreihundert gedichtet, deren Sammlung er eine christliche Mythologie oder Bilder von Tugenden und Lastern des menschlichen Lebens nannte. Schon diese Erklärung zeigt, daß es dem Verfasser um eigentliche Aesopische Fabeln nicht zu thun war. Wenige seiner Dichtungen grenzen an diese Fabel, die meisten gehen auf Sinn- und Denkbilder (Embleme), auf Allegorien, auf Personificationen hinaus, die in die eigentliche Fabel nicht gehören.

Andreä lebte, was Kunst und Dichtkunst anbetrifft, in Zeiten, da man die Embleme sehr liebte. In Italien und Spanien war die Periode der großen Dichter vorüber; dagegen war theils aus ihren Werken, theils aus den Gemälden mancher großen Künstler eine Liebhaberei an Symbolen, bedeutenden Attributen, Allegorien u. s. w. auch in das Gebiet der Buchstaben und Gedanken gekommen, die, um die Wahrheit zu gestehen, den menschlichen Geist zwar erweiterte, aber die Kunst verengte. Eine große Menge symbolisch-emblematischer Bücher und Verzeichnisse erschien zu Ende des sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Warum? Die Geschichte dieser Zeit und dieses Geschmacks liegt noch sehr im Dunkeln. Den Gedanken im Großen auszubilden, ihn in allen seinen Gliedern sich selbst gleichförmig dergestalt auszuschaffen, daß kein Theil dem andern widerspreche und nur ein Geist, wie im göttlichen Odem eingehaucht, das ganze schöne Gebilde belebe: diese Poesie schien der damaligen Zeit entweder zu groß, zu mühsam oder auf die Gegenstände, mit denen man sich damals beschäftigte, nicht anwendbar zu sein. Vielleicht war man

der alten, simpeln Vorstellungen satt, und weil man sie nicht zu übertreffen vermochte, wandte man an einzelne Theile, oft außer dem Zusammenhange des Ganzen, desto mehr Kunst. Häufig wollte man auch dem Auge darstellen, was ihm nicht darzustellen war, sinnreiche Gedanken und Gleichnisse, selbst Phrasen und Formeln der Rede, Sprichwörter, politische Maximen, und wenn diese durch sich selbst nicht verständlich waren, ward der Bilderwitz durch Sprachwitz erläutert. Der Witz ist ein leichtes, flüchtiges Roß; nicht allenthalben kann und mag ihm die Kunst folgen. Er glaubt, nie fein gnug sprechen zu können, zumal wo er nicht rein heraus sprechen darf, wie bei politischen Gegenständen. Da wollte er also andeuten, wollte den Gedanken fast ohne Körper sichtbar machen und bei dem kaum angedeuteten Körper wiederum neue Gedanken in Worten hinzumalen. Die große, offene Poesie erlag also unter Witz und Politik, unter geheimen Winken, dahingeworfenen Bildern, unausgeführten, mit sich selbst kämpfenden Zügen, die Kunst verbarg sich in Embleme.

Es wird anderswo Gelegenheit sein, den Geist der reinen griechischen Allegorie vom emblematischen Schatten späterer Zeiten näher zu unterscheiden; hier bleiben wir bei den Sinn- und Denkbildern, von denen wir reden. Andreä, der die italienische und spanische Sprache liebte und alles Witzige kannte, was damals im Gange war, nahm auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil; insonderheit scheint Boccalini auf ihn viel gewirkt zu haben. Da sein Gewissen ihn trieb, die Fehler seiner Zeit zu rügen, und sich die nackte Wahrheit nicht sehen lassen durfte, so gab er ihr, wie er in einem eignen Apolog sagt, dies Fabelgewand, nicht um sie müssig oder gar üppig auszuzieren, sondern vielmehr sie den Augen der groben Menge zu entziehen und für ihren Schlägen zu sichern. Den Wenigern, die eine solche Einkleidung verstünden, traute er schon einen feineren, billigeren Geist zu; und doch zeigt leider die Geschichte seines Lebens, daß er auch diesen viel zu viel zugetraut habe. Für die bösen Deuter, die aus dem Kiesel Funken zu schlagen wissen, hatte er lange nicht emblematisch gnug geschrieben. Bei einem solchen Zustande der Welt fällt also jede Vorschrift der Kunst, wenn sie Ausführlichkeit und deutliche Entwicklung gebietet, zu kurz. Wer will die Ruhe seines Lebens der Bestimmtheit eines Kunstwerks aufopfern? Auch hier, wie allenthalben, ist der Gedankenzwang der Vater der Barbarei, der Despotismus wird des guten Geschmacks Mörder.

In Ansehung der Composition bin ich also weit entfernt, die Denkbilder des vortrefflichen Andreä zur Nachahmung zu empfehlen.

Vielmehr können sie dem Lehrer des guten Geschmacks, wenn er nichts Besseres an ihnen zu bemerken weiß, nützlich sein, seinem Schüler an ihnen mancherlei Fehler bemerkbar zu machen und ihn dadurch vor Abwegen zu warnen. Was mangelt z. B. diesem Apolog, daß er keine ächte Fabel, jenem Emblem, daß es kein vollkommenes Sinnbild ist? Wodurch ward diese Allegorie gestört? wodurch ward jene Personendichtung zwangvoll und überladen? Welcher fremde Gedanke unterbricht hier die sinnliche Vorstellung? welcher feine Witz, hier am Anfange, dort am Ende des Gedankenbildes, gehört nicht unmittelbar zu ihm? Kann aus dieser Dichtung, aus jenem Emblem ein klares schönes Epigramm werden? Wie faßt man diesen Edelstein simpler? Solche und mehrere dergleichen Fragen kann man sich selbst und Andern vorlegen, gewiß zu Reinigung und Bildung des Geschmacks, zu Schärfung und Veredlung unsers poetischen Urtheils. Dem guten Andreä kommt dabei nichts zur Last; er wollte, wie er konnte und durfte, über einzelne Fälle seiner Zeit, besonders seines Landes, sein Herz ausschütten und sein moralisches Urtheil äußern, mit nichten aber ein Lehrer oder ein Stern der Dichtkunst werden.

Sofort ergiebt sich, warum i ch, wenn ich's auch gekonnt hätte, seine Dichtungen in Absicht der Composition nicht habe ändern mögen. Ich wollte, als ich in jüngern Jahren diese Stücke übersetzte, gewiß keine Satire meiner Zeit schreiben und mag es jetzt noch minder; ich wollte den alten Andreä zeigen, wie er ist. Warum sollte sich unsre Zeit nicht freuen dürfen, daß viele Laster und böse Gewohnheiten, die er mit harten, dunkeln Farben schildert, in ihr nicht mehr, wenigstens nicht in der scheußlichen Blüthe herrschen, in der sie damals stolzirten? Warum sollten wir uns nicht freuen dürfen, daß die Unduldsamkeit der Theologie, der Scholasticismus der Philosophie, das harte Joch der Schulen, die rohe Wollust der obern Stände, der grobe Despotismus der Höfe, wo nicht allenthalben vertilgt, doch wenigstens allenthalben so geschwächt sind, daß wir in Manchem über die Zeiten Andreä's mit einer Art frohen Schauders erstaunen mögen? Sei es ferne von uns, in solchen Gemälden den Maler seiner Zeit als einen Trübsinnigen zu schelten; vielmehr wollen wir Gott danken, daß er uns die beschwerliche Arbeit erließ und uns in lichtere oder leichtere Zeiten versetzte. Gar zu leicht indessen wollen wir auch hier die Sache nicht nehmen; denn nach Andreä's Meinung ändern sich zwar, aber sie bessern sich nicht, die Zeiten. Vielleicht ist Manches jetzt, wie es damals war, nur ist's bei uns feiner oder versteckter: die Decoration ist anders, aber dasselbe Schauspiel wird

fortgespielt in einem späteren Act. Diese Vergleichung zu veranlassen (warum sollte ich's verhehlen?), ist die vornehmste Absicht, weshalb ich diese Embleme und die folgenden Gespräche bekannt mache, selbst auch die Ursache, warum ich jene Parabeln, diese vaterländische Gespräche genannt habe.

Bei jenen nämlich schien mir das Wort Dichtungen, Fabeln zu unbestimmt, der Name Embleme (Denkbilder) war dem abwechselnden, geistreichen Werk zu enge, Apolog, Märchen (welchen Titel der bescheidene Andreä wahrscheinlich dem Ochin abborgte) war gar nicht zu gebrauchen; wie also, meinte ich, wenn diese vermischte Gattung von Fabel und Emblem Parabel hieße? Parabel ist eine Gleichnißrede, eine Erzählung aus dem gemeinen Leben, mehr zu Einkleidung und Verhüllung einer Lehre als zu ihrer Enthüllung; sie hat also etwas Emblematisches in sich. Ueberdem geht sie den Gang der Fabel und maßt sich sehr freie Schritte in diesem Gange an, indem sie oft mehrere Lehren verbirgt und sich nicht wie die Aesopische Fabel an einer derselben begnügt. Die gemeinsten Dinge des Lebens sowie Engel und Geister einer andern Welt können in ihr erscheinen; warum also sollten nicht auch Abstractionen und Personificationen in ihr erscheinen dürfen? Kurz, Parabel ist eine Gattung Gedichte, die zwischen der Fabel, dem Emblem, der Allegorie und Personification in der Mitte liegt und, wenn sie enthüllt wird, die schwersten und leichtesten Denksprüche auf ihrem breiten Rücken tragen kann; mögen also diese vermischten Dichtungen Parabeln heißen.

Dies mögen sie denn auch, meinte ich, für unsre Zeit sein, in der Welt nichts als Gleichnißreden, die Andreä aus seiner, für seine Zeit machte, und die der unsrigen nur als alte Parabeln vorkommen sollen und vorkommen werden. Mich dünkt, ich höre und lese bereits: „Gottlob, daß das Alles nicht mehr auf unsre Zeit paßt! wie weit sind wir voran!" und freue mich darüber und sage auch Gottlob! Und dennoch bitte ich, diese alten Gleichniß- oder Ungleichnißreden mit nachsehender Geduld zu lesen; denn eben zu Vergleichung unsrer mit jener Zeit wollte ich Anlaß geben. Je schärfer diese geschieht, je rühmlicher sie für unsre Zeit ausfällt, desto besser. Nur verzeihe man mir, daß ich den alten Andreä in dies neue Licht nicht gemalt habe. Einem Rembrandt'schen Kopf Titian'sche oder Mengsische Farben zu geben, wäre ganz außer Zweck und Ort. Also auch sein redliches christliches Herz konnte und wollte ich dem guten Andreä nicht ausreißen; und auch darüber wird kein Verständiger mich tadeln.

Im Ernst geredet, nicht Jeder in der deutschen Nation liest

als Kunstrichter, nicht jeder Kunstrichter will alle Augenblicke seines Lebens so lesen. Gute Aepfel bricht man gern auch von einem alten, verwachsenen Baume und genießt den Saft der Pomeranze, selbst wenn sie nicht eben unter der mildesten Sonne zur Reife gediehen wäre. Ja (weil ich über Embleme auch emblematisch reden darf) oft, meine Brüder, ist das Halbe besser als das Ganze; und wenn diese Parabeln unsrer Zeit sehr ungleichartig sind, so ist's fürwahr besser, als wenn sie ihr ganz gleichartig wären. Jetzt wollen wir sie ungleichartige Gleichnißreden, hyperbolische Parabeln nennen; und was wollen wir mehr? Als Kunstwerke betrachtet, mögen sie für das, was sie sind, gelten; wer aber in diesen Denkbildern nicht Kenntniß der Welt, reiche Erfahrung des Lebens, einen, ich möchte sagen, Baconischen Geist und ein großes, sanftes, redliches Herz bemerkt, der suche diese seltnen Kostbarkeiten irgendwo anders.

Kein Wort zu weiterer Entschuldigung, vielmehr Einiges zu Einleitung der folgenden vaterländischen Gespräche. Diese sind in eben dem Geschmack abgefaßt als die Parabeln; deswegen nenne ich sie auch vaterländische, nicht griechische, römische, französische Gespräche. Wer Plato, Xenophon, Lucian, Cicero, Erasmus, Fontenelle, Diderot u. s. w. sucht, wolle ihn hier, in eintönigen kurzen Unterredungen zwischen A. und B., nicht finden. Der Vortrag ist hier fast so abgerissen und verstummend, als er in den Parabeln war, offenbar auch aus demselben Grunde. Wie aus jenen ließen sich auch aus diesen lange Fäden spinnen, wenn man einige Seide mit dem wenigsten Golde glänzend machen wollte. Ich gebe die einzelnen Goldkörner, wie ich sie finde; mache Jeder daraus, was ihm gefällt.

A und B sind die Anfangsbuchstaben des Alphabets, und jeder Mensch hat in seinem eigensten Selbstgespräch dies A und B in sich. Oft ist Eins im Kopf, das Andre im Herzen; kurz, durch A und B wird ein Gespräch mit uns oder mit Andern allein möglich. Da ist es auch am Ernsthaftesten und führt zu etwas; es soll nicht blos, wie bei mehreren Zwischenrednern, etwa zur Unterhaltung dienen und sich am Ende im Sande verlieren. Es kann auch zwischen A und B nicht wohl ausschweifen; denn es gestattet keine Grazien wie eine dramatische Verhandlung, es läuft kurz ab. Man erwarte also hier nichts als eine mit kurzen Worten dialogisirte Wahrheit; gnug, wenn diese des kurzen Dialogs werth war!

Aber auch manche dieser Wahrheiten wird einigen Lesern traurig scheinen. Man wird in mehreren Gesprächen eine niederge-

drückte wunde Seele bemerken und statt des fröhlichen Christian Rosenkreuz, der Andreä in seiner Jugend war,[1] einen Mann finden, der in einer Gesellschaft, wo Alles einen Namen haben mußte, sich nur den Mürben nannte. Hierüber giebt leider auch das Leben des Verfassers Aufschluß. Nachdem dieser gedankenreiche, thätige Geist in so Manchem zurückgestoßen war und so andre Dinge vor sich geschehen sah, als er wünschte, freilich da dünkte ihm die Verbesserung der Welt nicht mehr so leicht, als sie dem Jünglinge Christian Rosenkreuz gedünkt hatte. Er zweifelt, er warnt; aber dennoch hofft er und ermuntert. Wie viel Gutes hofft er vom Volk, wenn es gut gelehrt und geführt würde! wie ermuntert er durch das Vorbild der Helden, selbst neuer Secten in ihrem ersten Eifer, z. B. der Waldenser und Wiedertäufer! Nur Alles, wie er meint, hat seine Zeit und Stunde; die müsse man befördern helfen, sie vorbereitend herbeiführen, nicht aber sie übereilen.

Und hierin bin ich ganz seines Glaubens. Wenn ein Kind den eingesponnenen Wurm zu früh aus seinem Grabe erwecken will, ehe diesen die Frühlingssonne selbst ruft, so schadet es ihm und macht sein Wiederaufleben schwer oder unmöglich. So liegen, so reifen wir im Schooße der Zeiten. Nicht mit Monaten, sondern mit Jahrhunderten wird die edelste Frucht der Erde, der menschliche Verstand in seinen allgemeinsten, größten Wirkungen reif; dann aber, nach der großen Analogie der Dinge, drängt er sich ans Licht; nichts auf der Welt, die Mutter selbst kann ihn nicht zurückhalten.

Fast hinter jedem Gespräch Andreä's fiel mir eine Reihe Gedanken ein, die ein Commentar hätten werden mögen, bald für, bald gegen seine Meinung. Ich habe aber dem Leser darin nicht vorgreifen wollen, weil ich keine edlere Frucht des Lesens kenne, als daß es zu eignen Gedanken reizt. Und o wie weit haben uns die seitdem beinahe verflossenen zwei Jahrhunderte gefördert! Wie manche Triebfeder ist völlig stumpf worden, der Andreä noch viel zutraute! wie manches Samenkorn hat sich entwickelt, in dem er damals noch nichts weniger als die Kräfte ahnte, die es seitdem gezeigt hat! In allen diesen Gesichtspunkten sind seine kurzen Gespräche sehr lehrreich.

Ruhe also wohl, edle Asche! Was Dein lieblicher, ernster Geist mir war, möge er Andern werden!

---

[1] Unter diesem Namen war seine „Chymische Hochzeit“ 1616 erschienen. — D.

11.

Einige vaterländische Gespräche.

Gedruckt im Jahr 1617.

An die Antipoden.

Gute, einfache, herzliche Menschen!

Hier schicke ich Euch, Ihr Lieben, ein Bild unsrer Halbkugel, nicht mit Apelles' Pinsel gemalt, sondern mit einer von ungefähr ergriffenen Kohle gezeichnet. Dagegen verlange ich von Euch keinen Gewinn, nur etwa eine kleine Vergleichung unsrer mit Eurer Einrichtung. Auf denn! wenn es bei Euch ebenso oder weniger ungereimt zugeht als bei uns, so theilt mir's mit, da wir doch einen und denselben leimigen Erdball bewohnen. Kein Stil ist hier gebraucht als der freie Stil, keine Autoren als Augen, Ohren, Gefühl. Einen Lobredner vors Buch zu stellen, hat mich die Scham verhindert; mein Zeuge ist die Sonne, der ich die Botschaft zu Euch anvertraut habe. Lebt wohl und habt mit uns Mitleid! Geschrieben unter dem 50. Grad Nordpolshöhe.

Macchiavell.

A. Was verbrennst Du da?

B. Ich bringe der Pietät ein Opfer.

A. Der Pietät ein Opfer in Flammen?

B. Vertilgt muß er werden, der pestilentialische Mensch.

A. Wer? Aristoteles?

B. Das Wort wäre verbrennenswerth.

A. Sei es; nenne mir nur Deinen Schuldigen!

B. Es ist jener Bube aus Florenz.

A. Macchiavell? Der arme Thor!

B. Er, aller argen Schälke Vater. Hätte die Erde ihn nie getragen! hätte der Abgrund ihn gleich in der Geburt verschlungen!

A. Hat er's denn so gar arg gemacht, der Arme?

B. Warum aber nur arm, nur Thor?

A. Weil er nichts Anders that, als die Maximen, die er

in Verwaltung der Staaten bemerkte, kurz, die Staatsgeheimnisse bekannt machte. Das wagte er, freilich mit Aufopferung seines guten Namens und zu Erbeutung eines allgemeinen Hasses.

B. Wie? Erfand er nicht selbst diese Bosheiten? räth er sie nicht an?

A. Er erfand sie nicht, er verrieth sie. Ein gar zu aufrichtiger Thor, der sich nicht schämte, herauszusagen, was Andre nicht etwa nur denken, sondern woran sie glauben, wornach sie handeln.

B. Nur das hätte Macchiavell gethan? und warum wird er denn so allgemein gehaßt?

A. Das will ich Dir sagen. Die Regenten hassen ihn, weil er ihre Künste entdeckt hat; die Räthe hassen ihn, denn er greift ihnen an's Herz; die Dienenden knirschen thöricht zuerst deshalb, weil sie alles Uebel, das sie dulden, aus Macchiavell's Hirn entsprossen glauben, nachher ärgern sie sich, ihr Elend durch ihn in ein so helles Licht gesetzt zu sehen.

B. Und so wäre Macchiavell unschuldig?

A. Das wirst Du finden, wenn Du Acht giebst, wie die Welt ist und lange vor Macchiavell war. Die dem Recht vorstehen, sind oft die Ungerechtsten; die der Religion vorstehen, häufig die Gottlosesten; die der Gelehrsamkeit vorstehen, oft die Unerfahrensten; die über Geschäfte gesetzt sind, die Trägsten; die die Humanität befördern sollen, die Inhumansten.

B. Das ungefähr habe ich aus Macchiavell gelernt.

A. Du kannst es aus der Welt selbst lernen, deren scharfsinniger Beobachter und treuester Nacherzähler er war.

B. So brenne er denn mit alle dem Uebel, das in ihm steht!

A. Zu dem Brande würde Dir Holz und Herd fehlen. Ueberlaß Dem die Sache, der alle Bosheit der Welt kennt, daß er ihrer aufs Weiseste spotte!

B. Und Macchiavell lebe?

A. Er lebe, wenn auch nur als der offenbarste Zeuge menschlicher Schalkheit und Ränke!

Der Kanzelredner.

A. Sie erfüllen also Ihr Versprechen?

B. Gern, wenn ich darf.

A. Ich versichere —

B. Werden Sie böse, so werden Sie's über Sich, da Sie einen freien Menschen nöthigen!

A. Ich bitte, sagen Sie aufrichtig, was Sie an meiner Predigt vermißt haben.

B. Nur Eins, aber ein Hauptstück.

A. Doch nicht die Disposition?

B. Ich glaube, sie war nach den Regeln der Methode.

A. Die Aussprache?

B. Reden Sie, wie Gott Sie geschaffen hat, und ahmen nur nicht nach!

A. Oder die Action?

B. Die ist mir gleichgiltig, wenn sie nur bescheiden ist und nicht gesticulirt.

A. Meine Predigt war also zu lang?

B. Ist eine Predigt gut, so ist sie nie zu lang, eine schlechte ist's immer.

A. Oder habe ich nicht gnug Sprüche angeführt?

B. Sie haben ja kein Spruchkästchen ausleeren wollen.

A. So sprach ich wol zu langsam?

B. Ei, ein Lehrer muß lehren, nicht schwätzen.

A. Oder nicht laut gnug?

B. Ich liebe die Stimme eines Menschen, nicht das Geschrei eines Esels.

A. Oder ich hätte subtiler unterscheiden sollen?

B. Sie waren ja da, Unwissende zu unterrichten, nicht mit Ketzern zu disputiren.

A. So erklären Sie Sich denn selbst!

B. Hören Sie! Mich dünkt, Sie haben viel, sehr viel Gutes gesagt, das aber durch Sie — nur durchfloß wie durch eine Röhre.

A. So?

B. Wo denn auch Manches den Geruch der Röhre an sich gezogen hatte und darnach schmeckte.

A. Kein gutes Compliment.

B. Das beste, das ich zu machen weiß. Denn wenn Sie gute, wenn Sie die heilsamsten Lehren nur herauswerfen und nichts davon in Ihrem Leben, in Ihren Sitten ausgedrückt zeigen, so daß Sie, wie außer Sich gesetzt, anders zu reden, anders zu denken scheinen: machen Sie uns am Ende nicht glauben, Ihre heiligen Worte seien nur gewohnte, feierliche Worte, ohne alle innere Empfindung, so wie Poeten jetzt Leichen-, jetzt Hochzeitgedichte machen um die Gebühr? Sie haben z. B. viele Stellen der Schrift in Bereitschaft, deren keine aber Sie ermahnt, Sie lehrt

oder stärkt und tröstet, da doch sonst ein einziger Trostspruch aus dem Munde Gottes einen Kranken so erquickt, daß er zutrauend und fröhlich darauf einschläft.

A. Sie setzen mir hart zu.

B. Ist's nicht aber auch am Tage, daß die schlechtsten Menschen oft am Besten predigen? und daß manche nichts Anders können als predigen? Ich wollte also nur Eins: daß Sie künftig nichts sagten, als was Sie durch Ihr Beispiel in der That ausdrückten oder durch ernste Versuche in göttlichem Gehorsam bewährten.

A. Das ist hart.

B. Ungleich härter aber, sich vor Gott öffentlich in Worten und Werken zu widersprechen und den Gottesdienst in ein leeres Wortgeplärr zu verwandeln.

A. Allerdings wahr!

B. Und ebenso wahr, glauben Sie mir's, daß eine einfache, schlichte Predigt, durchs Leben dargestellt und besiegelt, mehr werth ist als tausend sinnreiche Declamationen.

Die Sprichwörter.

A. Ich kann's nicht loben, daß Du ohne Eintheilung des Tages Dich in den Studien so umherwälzest.

B. Verzeih! ich konnte nie nach dem Glockenschlage weise sein.

A. Die Natur selbst aber theilt ihre Geschäfte in Zeiten ein.

B. Bei jeder andern Arbeit mag's angehn, nur Studien fordern eine ganze, nicht nach der Uhr abgetheilte Seele.

A. Das ist endlich auch kein Studium, Sprichwörter lesen, es ist ein Spiel.

B. Und ich halte es für den Auszug menschlicher Weisheit und aller andern Arbeit.

A. Wah! Sprüchelchen des Volks, Altweibersentenzen sollten Weisheit heißen!

B. Freund, auf mein Wort! was in Müh' und Arbeit, in Noth und Gefahr, durch Irren und Nachforschen das menschliche Geschlecht je bewährt gefunden, steht in diesem Büchelchen, so daß ich's fast Maximen und Axiomata des Erdballs nennen möchte.

A. Da bist Du gewiß in eine falsche Diana verliebt.[1])

---

[1]) Anspielung auf einen mittelalterlichen lateinischen Spruchvers. — D.

B. Glaube mir, hier stehen Mercuriussäulen, die die thörichte Jugend im ersten hoffnungsvollen Lauf der Erfahrung vor Abwegen warnen.

A. Das soll die Philosophie thun.

B. Greise thaten es, die nach vielen Umschweifen endlich müde und matt in sich selbst zurückkehrten und durch ein Bekenntniß ihres langen Irrthums uns hier in der Kürze rathen und belehren wollten.

A. Was könnte ein Chaos so vieler Sentenzen lehren?

B. Und ist die Welt nicht ein größeres Chaos, dem Du Dich also ohne Belehrung sicher anvertraust?

A. Man muß geradezu gehen zur Wahrheit.

B. Zur Wahrheit! zu ihr, die so oft hinter Wolken ist, als die Zeiten wechseln, als sich Dein Alter ändert. Hast Du bisher nie geirrt?

A. Wenn auch. Aber die Wahrheit, die ich von fern sah, erreichte ich doch endlich.

B. Nimm Dich in Acht, daß Du Wahrheit und Einbildung nicht für Eins nehmest!

A. Pöbelsprichwörter werden mich diesen Unterschied nicht lehren.

B. Du nennst Pöbel, was vielleicht eine Versammlung der Weisen war. Und dann, hat oft nicht auch ein Bauer gescheit geredet?

A. Die Philosophen indeß reden noch gescheiter.

B. Ich glaube keinen *gebornen* Philosophen, er bildete seine Weisheit aus dem Volkshaufen.

A. Und ich halte geschriebene Weisheit für die sicherste Weisheit.

B. Ich wüßte nicht. Das aber weiß ich, daß Menschen, die wir für die weisesten halten, die aller Wissenschaften Bücher aufblättern, daß diese ihre ganze Lebensweise, wie sie sie treiben oder Andern vorschreiben, zuletzt doch nur nach *einem und dem andern Hausversuch* gebildet haben.

Der Zauderer.

A. Sehe ich Dich noch immer, wie ich Dich sah, müssig und ohne Bestimmung, ein Niemand? Du bist in dem Alter, da man Gott und dem Staat dienen soll. Auf!

B. Ich möchte wohl; aber alle Dinge sind so schwer! so schwer, daß Niemand es aussprechen mag.

A. So höre auch auf, ein Mensch zu sein; denn des Menschen erstes Gesetz ist Arbeiten.

B. Aber die Arbeiten haben ihre Grade, ihre verschiednen Gewichte. Indem ich diese nun untersuche, gegen einander abwäge und prüfe, vergeht die Zeit.

A. Ei, dann fort! Was gefällt Dir vor andern? die Theologie?

B. Sie hat zu viel Ernstes, zu viel Gefahr.

A. Die Jurisprudenz?

B. Ich verstehe mich nicht aufs Lügen.

A. Die Medicin?

B. Dazu bin ich zu schamhaft.

A. Die Philosophie doch?

B. Ich fürchte mich vor der Verrückung.

A. Die Mechanik?

B. Sie hungert.

A. Der Ackerbau?

B. Dazu fehlen mir Kräfte.

A. Die Jagd?

B. Ein thierisches Leben.

A. Fische zu fangen?

B. Macht naß.

A. Die Musik?

B. Ist Komödiantenwerk.

A. Die Chirurgie?

B. Stinkt.

A. Die Chemie?

B. Raucht.

A. Eine Fabrik?

B. Stäubt.

A. Die Mühle?

B. Das Klappern tödtete mich.

A. Die Küche?

B. Ist voll Ruß und Rauch.

A. So werde ein Gerber, ein Weber, ein Schuster, ein Schneider!

B. Das ist Dein Spaß.

A. Nun, was mißfällt Dir denn am Pferdeknecht?

B. Das Striegeln.

A. Am Kaufmann?

B. Daß sein Glück so wenig Bestand hat.

A. Am Schiffer?

B. Das wilde Meer.

A. Am Soldaten?

B. Er muß Blut vergießen.

A. So gefällt Dir ganz und gar kein Baum, an den Du Dich aufhängen kannst?

B. Das ist's eben, was ich sagte. Alles ist voll Ekel, Verdruß und Mühe. Laß mich bleiben, der ich bin!

A. So mußtest Du aber auch kein Kind sein, denn da machtest Du Dich unrein; kein Knabe, denn da bekamst Du die Ruthe; kein Jüngling, da war Dir auch warm. Mann wirst Du nicht sein wollen, da giebt's Haussorgen. Unverheirathet kannst Du nicht bleiben, da legt man Dir Netze. Alt kannst Du nicht werden, da kommen Ungemächlichkeiten.

B. Mich schaudert's, so oft es mir in den Sinn kommt, daß nichts unter der Sonne sei, bei dem man Ruhe findet.

A. Bedenke, daß, da Alles Dir günstig ist, Du allein gegen Dich wüthest und Dir hart bist. Wenn Du an jedem Dinge etwas auszusetzen hast, siehst Du nicht, daß Deine unzufriedene Gemüthsart eine viel größere Ungestalt sei als alle jene Fehler mit einander? Was hast Du nöthig, Dich um aller Menschen Arbeiten zu ängstigen und zu kümmern, da Dir eine einzige gnug sein kann, die Zeit auszufüllen und (wenn Du es nur glauben wolltest) selbst angenehm zu vertreiben? Denn was Dir jetzt elend scheint, wird Dir in Kurzem weniger verhaßt, endlich leicht werden.

B. Ich will sehen, wozu ich mich entschließen kann.

A. Wähle Dir irgend eine gute Lebensart; angenehm wird sie Dir werden durch Gewohnheit.

Wir.

A. Wie weit sind wir im Geschmack aus einander!

B. So?

A. Mich freuen neue Bücher, Du suchst die alten aus ihrem Staube hervor.

B. Ich gestehe, bei den Alten finde ich viel Gelehrsamkeit, bei den Neuern viel Leerheit.

A. Es mag wahr sein, daß die Neuern die Gelehrsamkeit der Alten plündern, sie tragen sie aber artiger vor und bringen sie erweitert zu Markte.

B. Darin nun eben ist unser Geschmack verschieden. Du liebst das Vorzeigen, ich das Nachspüren. Dies scheint mir edler, dem menschlichen Geist würdiger.

A. Was hast Du jetzt vor?

B. Späße eines zu seiner Zeit nicht übeln Mannes.

A. Sage mir Einiges aus Deiner alten Welt!

B. Ich weiß nicht, ob es für Dich ist; aber lache mit mir! Siehe hier zwei Etymologien: Herzog, sagt mein alter Autor, kommt von Herz und Og (Auge) her, als ob Stärke und Klugheit in ihm vereinigt sein sollten. Hoffart leitet er von Hof-Art ab, als ob die Hofart ihrer Natur nach Hoffart sei.

A. Spielereien!

B. Ohne den Stachel, der darin liegt, mögen sie es sein; aber auch das gefiel mir, was mein Autor über das Wir in fürstlichen Rescripten sagt.

A. Ich dächte, das brächte der Fürsten höchste Würde und Hoheit mit, daß sie sich selbst anders als wir einzelne Erdensöhne uns nennen.

B. Mein Autor giebt davon eine andre Ursache an; er hält nämlich das fürstliche Wir für ein Zeichen der größten Demuth und Humanität. „Denn", sagt er, „da die Fürsten wissen, daß sie Menschen und für sich unfähig sind, eine so große Menge Menschen zu regieren, so wollen sie, daß nichts in ihrem alleinigen Namen beschlossen oder geordnet sei, sondern sagen Wir und bekennen, daß darüber Rath eingeholt worden, daß es nach vernommener einmüthiger Zustimmung verfügt werde." So oft Du also liesest: „Wir, von Gottes Gnaden", mußt Du Dir das einstimmige Urtheil der klügsten, vorsichtigsten Rathgeber des Vaterlandes dabei denken; welches Wir denn allerdings viel dazu thut, den Unterthanen Zuversicht und Glauben an den Befehl ihres Fürsten zu geben, und am Ende Gott die Ehre allein läßt.

A. Das gefällt mir nicht übel.

B. Er fügt noch das hinzu, daß es sich für uns nicht schicke, die Fürsten anders als mit Ich, selbst im Lateinischen, anzureden, damit es nicht aussähe, als ob wir den Sinn ihres Ausdrucks nicht begriffen oder daran zweifelten.

A. Das mögen sich unsre Halblateiner, unsre gestrengen Herrlichkeiten merken, denen das Wir so gern in den Mund kommt.

B. Uebrigens kümmert's mich freilich nicht sehr, welchen Glauben mein Codex mit seiner Auslegung finde.

A. Wie aber, wenn heut zu Tage ein Fürst blos für einen pompösen Ehrentitel hielte, was einst ein Zeichen der Demuth

war, und sein Wir wollen und befehlen hinschriebe, wo wider den Willen Gottes und den Rath der Seinigen er allein befiehlt?

B. „Dann", sagt mein Autor, „thue er der Humanität seiner Vorfahren, der Treue seiner Unterthanen, der menschlichen Verfassung und Gott selbst Schmach und Unrecht an, die er zeitig gnug büßen werde."

Die Helden.

A. Gegrüßet seid mir, Ihr Helden, die Ihr um das menschliche Geschlecht Euch aufs Beste verdient gemacht!

B. Welch eine Andacht verrichtest Du da?

A. Im Saale der Helden wandle ich hier und beschaue mit ehrerbietiger Bewunderung das Antlitz Derer, die unter den Menschen hoch hervorragten.

B. Was für Gedanken aber hast Du, wenn Du diese Bilder der Tugenden ansiehst?

A. Ich merke mir die sonderbaren Züge, die die Natur in dem Gebäude anbrachte, in dem so edle Seelen würdig wohnen sollten.

B. Und mir fallen zuerst die Ungeheuer ein, mit denen sie als Helden beherzt und mühevoll zu kämpfen hatten, sodann auch meistens der unwürdige Lohn, den sie zum Dank für ihre Verdienste davontrugen.

A. Giebt es einen größeren Lohn für Arbeiten und Gefahren, als daß Diejenigen, die sie bestanden, im Tempel des Gedächtnisses und Nachruhms für die Ewigkeit da stehn und jedes edle Gemüth zur Nachahmung auffordern? daß sie, wie in die Zahl der Götter aufgenommen, den Studien aller Welt Gesetze geben?

B. Das, mein Freund, war's nicht, was jene edeln Lichter suchten; denn im Gerücht der Menschen, in einem zweifelhaften Namenruhm fortzuleben, ist der Tugend das Kleinste. Aber daß sie sich der menschlichen Irrthümer, die sie gewahr wurden, erbarmten und mit edler Kühnheit dagegen Rettungsmittel suchten; daß, wenn diese Mittel, statt mit Beifall aufgenommen zu werden, mit Schande verworfen wurden, diese Armen nach langer Abmattung, betroffen und gereizt vom unheilbaren Uebel der Menschheit, ihre

Bemühungen oft selbst verwünschen mußten und unwillig die Erde verließen: das ist's, was mir bei diesen Bildern einfällt.

A. So soll sich Niemand denn nach Deiner Meinung mit der Verbesserung menschlicher Dinge beschäftigen?

B. Jeder Edle und Gute soll es thun, nur unter der gewissen Erwartung einer bösen Nachrede, eines Müdewerdens aller Mühe und Arbeit, zuletzt der Undankbarkeit. Alle Verbesserer der Staaten, der Wissenschaften und Religionen haben dies erfahren.

A. So sei es gnug, wenn man den Seinigen Gnüge gethan hat.

B. Auch dies ist nicht immer möglich. Entweder sind die Urtheile der Menschen so verschieden, oder der göttliche Rathschluß will es also, daß uns die Welt untreu sein soll. Wer würde auch sonst glauben, daß die Frömmigkeit der Pharisäer Heuchelei, die Rathschläge der Herodianer Diebstähle des gemeinen Guts und die Sophistereien der Cyrenenser Barbarei seien, wenn sie nicht eben der anschaulichsten Wahrheit so leidenschaftlich und unverschämt sich widersetzten!

A. Man muß versuchen.

B. Gehe hin und versuche! Vertreibe wie der edle Brahe ungestalte excentrische Kreise mit großen Kosten und sinnreich ausgedachten Werkzeugen vom Himmel, damit Du wie er durch ungestalte barbarische Gewalt von Hab' und Gütern vertrieben werdest!

Simon, schläfst Du?

A. Wie wunderbar ist's, daß zur Zeit der größten Gefahr die meisten Menschen am Sichersten sind!

B. So sollte man ihnen das „Simon, schläfst Du?"[1]) beständig ins Ohr rufen.

A. Wer weiß nicht, daß Deutschlands Ansehen und Stärke durch die Uneinigkeit seiner Stände verächtlich werde? daß unser Vaterland an Gut und Zier verarme?

B. Simon, schläfst Du?

A. Ist nicht die Religion zum Waarenhandel worden?

B. Simon, schläfst Du?

A. Was ist der Richterstuhl, als eine Saat von Processen? die Curie ein Labyrinth, der Hof ein geheimes Gemach?

---

1) Marc. 14, 37. — D.

B. Simon, schläfst Du?

A. In den Schulen, was thut man häufiger, als Ziegenwolle scheren?[1])

B. Simon, schläfst Du?

A. Und die Gesetze sind Phantastereien eiteln Wahnes.

B. Simon, schläfst Du?

A. Die Priester füttern sich, und die Obrigkeit tanzt. Das Volk belacht, worüber es weinen, es beweint, worüber es lachen sollte.

B. Simon, schläfst Du?

A. Die Künstler gebären Tand.

B. Simon, schläfst Du?

A. Und die Jugend entehrt sich.

B. Simon, schläfst Du?

A. Unglückliche Erde, wo die Sinnlichkeit Lehrerin, die Heuchelei Rath, Eitelkeit die Gesellin, Meinung der Schmeichler, die Sicherheit unsre Gefährtin, Bosheit unsre Dienerin ist!

B. Schläfst Du, Simon? vermagst Du nicht diese Stunde zu wachen?

A. Wie sollte wachen, dem der Bauch Gott, sein Wille Gesetz, Ehrsucht die Führerin, Verwegenheit Kunst, Gewohnheit die Regel, ein Dunst Lohn, Possen Delicatessen, die Knechtschaft ein Ehrentitel, starre Trägheit das Ruhekissen, das Ende Verdammniß ist?

B. Erwache, Simon, wenn Du nicht im Todtenschlaf träumst!

A. Im Todtenschlafe. Denn den so offenbaren Gott leugnen, eine feindliche Welt lieben, einen unförmlichen Zustand der Dinge loben, des so ungewissen und dennoch gewissen Todes vergessen, sich an dicker Finsterniß vergnügen und die unüberwundene Wahrheit ableugnen, einen sterblichen Ruhm anbeten, ein gegenwärtiges Unglück wegheucheln und sich der schändlichsten Ketten rühmen, unser selbst in unsrer Brust stupid-unwissend sein — das ist nicht Todesschlaf, es ist Erstarrung.

B. Erwache, wenn Dein Ohr nicht Fels ist, erwache dem Schall der Drommete, die Dich zum Licht, zum Tage, zur Unsterblichkeit ruft!

A. Vergebens rufst Du einer Zeit zu, in welcher so Viele schlafen, in welcher fast Niemand wacht.

---

[1]) Vgl. oben S. 221. — D.

Die Waldenser.

A. Was, glaubst Du, sei die Ursache, daß, da alle Religionen auf Heiligkeit des Lebens und Frömmigkeit dringen, sie doch so selten diesen Zweck erreichen?

B. Vielleicht macht das die Verschiedenheit der Menschen; ein Volk ist lenksamer, ein anderes wilder.

A. Die Ursache ist mir nicht zureichend, da offenbar ist, daß Menschen aus den verschiedensten Nationen bei dem Bekenntniß einer Religion auch in Sitten und Bestrebungen sehr nahe zusammentreffen. Irre ich nicht, so bringt jede Religion ihre Lebensweise mit sich.

B. Bei Papisten und Wiedertäufern ist die Ursache offenbar; ihre Frömmigkeit ist ein Lohndienst.

A. So giebst Du doch zu, daß in der Religion etwas sein könne, das die Menschen zur Rechtschaffenheit leichter führe und reize?

B. Das ist offenbar.

A. Was glaubst Du denn, das unsrer Religion fehle, die die Pietät so gewaltig anräth und sie doch wenig oder gar nicht bewirkt?

B. Darf ich rathen, so möchte es sein, weil Religion und Staat bei uns zu verschiedene, einander fremdartige Wesen sind; jedes derselben begünstigt gleichsam eine verschiedene Partei, jedes hat seine verschiedene Lebensweise. Glauben wir den Geistlichen, so sollen wir beten; glauben wir den Vornehmen, so sollen wir lästern; dem Pöbel, so sollen wir blind sein: wie wenn der Eine einen schwarzen, der Andre einen gestickten Rock, der Dritte gar einen Sack standesmäßig trägt und tragen müßte. Wenn wir also etwas mit Gott zu thun haben, so wird das ein Mischwerk, wovon nur die äußere Seite mit Religion geschminkt ist. Nimm ein einziges Exempel. Den Lästerern gegen die Religion giebt man einen gelinden Verweis; Diebe, die drei Pfennige gestohlen haben, henkt man; über Trunkenbolde scherzt man, und wer etwas frei über den Staat spricht, wird der Stadt verwiesen. Offenbar sieht man also, daß die Obrigkeit für Staat und Moral nicht gleiche Sorge trage, daß die Geistlichen keinen andern Eifer haben, als gewöhnlichermaßen zu predigen u. s. w. Die Obrigkeit gebraucht der Religion als eines Mittels, den Pöbel im Zaum zu halten, die Geistlichen, reich zu werden und hinaufzukommen.

A. Das hinderte indeß die Guten nicht, und es wundert

mich nur, daß bei uns deren weniger und diese Wenigen viel ungelehriger sind als anderswo, wo die ganze Secte sich durch Kenntniß und Uebung der Rechtschaffenheit auszeichnet.

B. Ich will Dir aus einem uralten Codex etwas von den Waldensern vorlesen. „Alle," sagt der Päpstler, der da schreibt, „Alle, Männer und Weiber, Große und Kleine, lassen Tag und Nacht nicht ab zu lernen und zu lehren. Der Handwerker, der tagüber arbeitet, lernt und lehrt des Nachts; sie beten also auch wenig, weil sie studiren. Selbst die Schüler lehren ohne Bücher; auch in den Häusern der Aussätzigen lehren sie. Wer eine Woche gelernt hat, lehrt weiter, so daß ein Eisen das andere zieht. Wer sich entschuldigt, daß er nicht lernen könne, dem sagen sie: „Lerne täglich nur ein Wort, in Jahresfrist weißt Du die Sprüche und kommst weiter." Ich hörte von einem Rechtgläubigen, daß ein Ketzer, den ich kenne, Nachts in bösem Wetter durch den Fluß geschwommen sei, nur um ihn von unserm Glauben zu dem seinigen zu verführen. Desgleichen sah und hörte ich einen ungelehrten Bauer, der das ganze Buch Hiob von Wort zu Wort hersagte, und Viele kenne ich, die das Neue Testament auswendig wissen vom Anfange bis zum Ende. Sehen sie, daß Jemand übel lebt, so sagen sie: „So lebten die Apostel nicht! so müssen auch wir nicht leben, die Nachfolger der Apostel."'" Dies erzählt mein päpstlicher Scribent, der sonst ihr ärgster Feind ist.

A. Du hast mir fast Thränen ausgepreßt; was sind wir dagegen beim hellen Lichte des Evangeliums?

B. O, daß wir Lehre und Leben verbänden! Jetzt, wenn Jenen die Lehre, Diesen sein Leben verdammt, wer wird je selig?

Lobrede auf Nero.*)

A. Endlich hat sich gar Einer gefunden, der dem Nero eine Lobschrift schrieb. Abscheulich!

B. Der Autor hat bei mir große Gunst gefunden.

A. Wie? kann's Ihnen angenehm sein, daß ein Ungeheuer der Erde, daß die Pest des menschlichen Geschlechts entschuldigt werde?

*) Sie ist bekanntermaßen von Cardanus. — H.

B. Wie die menschliche Natur ist, kann mir nichts so Ungereimtes und Ungeheures genannt werden, das nicht auf dem Gipfel von Macht und Ungebundenheit veranlaßt, befohlen, endlich auch entschuldigt werden könnte, wenn Gott nicht drein sieht.

A. Was werden wir also von Denen sagen, die auf dem Gipfel von Macht und Ungebundenheit sich schuldlos und löblich betrugen?

B. Wir wollen von ihnen sagen, daß sie etwas über Menschenkräfte durch eine besondere Wohlthat Gottes geleistet haben, der seine Barmherzigkeit der Welt erzeigen wollte, wenn unsre Erde wenigstens einen Athemzug der Erholung bedurfte. Denn da die Menschen mit so gar viel Irrthümern umfangen sind, daß dieserwegen ihnen immer unwohl sein müßte, so träuft von Gottes Güte dann und wann ein milder Tropfe hinein, daß der Staub unsrer Erdendinge wenigstens zusammenhält.

A. Wer indessen wird einen Nero empfehlen?

B. Merken Sie: Nero ist in dieser Schrift nie entschuldigt; er ist nur mit Denen zusammengestellt worden, die die Welt am Unschuldigsten glaubt. Und es hat durch diese sinnreiche Vergleichung gezeigt werden sollen, daß nicht etwa der einzige Nero ein Tyrann gewesen, sondern daß vor und nach ihm, ja auch noch jetzt mehrere dergleichen Neros leben, wenn einmal die Sache recht erwogen und mit freier Zunge geurtheilt werden darf. Das Herz der Menschen ist aller Bosheit fähig, sobald Zeit und Umstände diese gestatten; kein Herz ist milde, als in dem Gott wohnt. Unser Christenthum schärft also einzig und vor Allem Furcht und Ehrerbietung vor Gott, Gottes Anregung, Gottes Beistimmung ein, daß, wer Andern vorgesetzt ist, auf keine Weise nach seinem Gefallen, nach seiner Willkür befehlen zu dürfen glaube, sondern seine Gesetze nach den Gesetzen des Himmels ordne. Ist diese Grundregel einmal verloren oder verderbt, sogleich entstehen Ungeheuer der Menschheit, Thaten, die den Erdball drücken und plagen. Da unser edle Schriftsteller nun zu seiner Zeit deren mehrere kannte und selbst erfahren hatte, so wollte er nicht, daß die Nachwelt durch eine schändliche Schmeichelei hintergangen würde, als ob Die Götter, Heilande ihres Volks wären, die unter Menschen kaum den Namen wilder Thiere verdienten. Wen konnte er zu dem Ende schicklicher auf- und vorführen als den Nero, ihn, aller Grausamkeit und Lüste Fürsten?

A. Wenn dem so ist, so bin ich dem Lobredner Nero's schon geneigter.

B. Warum sollten Sie es nicht sein, da er nur zeigen wollte,

daß „jeder Nero etwas von Trajan und jeder Trajan etwas von Nero an sich trage"?

Der Bettler.

A. Guten Tag, Alter!

B. Gleichfalls! Ich wußte nie von einem schlimmen Tage.

A. Mein Gruß war: „Gut Glück! daß es Dir wohlgehe!"

B. Ich war nie unglücklich; es ging mir nie übel.

A. Dabei erhalte Dich Gott; erkläre Dich aber deutlicher!

B. Sehr gerne. Du wünschtest mir einen guten Tag; kann aber wol ein Tag böse sein, den Gott schickt? In Frost und Hitze, in Hunger und Durst habe ich Den zu loben, dessen Wille hiemit geschieht. Ist nun Der nicht glücklich, der mit Gott übereinstimmt, der von ihm, was es auch sei, annimmt und nur von ihm Alles erwartet? Du wünschtest, daß mir es wohl gehe; es geht mir wohl, da ich mir kein Wollen vorbehalte, als das von Gottes Willen abhängt.

A. Wie aber, wenn Dich Gott verwürfe?

B. Er kann nicht; ich umfasse ihn mit den Armen demüthiger Liebe und hohen Glaubens. Mittelst ihrer bin ich mit Gott unauflöslich verbunden; wo er ist, werde ich mit ihm sein. Mit Gott lieber in der niedrigsten Tiefe, als ohne ihn auf dem höchsten Gipfel.

A. Woher bist Du?

B. Ich komme von Gott, lebe in ihm und gehe zu Gott wieder.

A. Wo fandst Du Gott?

B. Wo ich Alles, was Geschöpf ist, verließ.

A. Wo wohnt Gott?

B. In einem reinen Herzen, in einem muntern Willen.

A. Wer bist Du?

B. Ein König.

A. Wo ist Dein Reich?

B. Meine Seele ist's, deren Herrschaft mir von Gott dazu anvertraut ward, daß weder ihre inneren noch äußeren Sinnen umherschweifen.

A. Nach welchen Regeln regierst Du?

B. Stillschweigen, Gebet, Geduld, Gehorsam, Uebung sind meine Staatsregeln.

A. Zu welchem Endzweck?

B. In nichts zu ruhen, was nicht das Höchste, was nicht Gott ist.

A. Und Deine Krone?

B. Ist Ruhe der Seele.

A. Weh also Denen, die uns durch ihre kleinlichen Vorschriften zu nichts als zur Unruhe, zum Laufen und Rennen rufen und uns dafür die Gipfel der Berge versprechen, indeß sie selbst als niedrige Sclaven dem Staube dienen!

Die Staatsklugen.

A. Glückliches Zeitalter das unsere, in dem man aus so vielen der klügsten Schriftsteller, aus so viel zurückgelegten Jahrhunderten endlich die vollkommenste Staatsform bilden wird!

B. Das heißt, aus fremdem Schaden klug werden kann.

A. Gewiß. Wie hoch wird noch der menschliche Geist steigen!

B. So hoch, daß er, vom Schwindel ergriffen, traurig herabstürzt.

A. Wie? Sie sind unsrer geistvollen Zeit, unserm gelehrten Jahrhundert nicht günstig?

B. Günstig bis zum empfindlichsten Mitleid — in Manchem.

A. Giebt es ein größer Glück, als den allgemeinen Weltlauf betrachten und daraus das Seltenste, Klügste, Vollkommenste abnehmen zu können?

B. Und ist's nicht schön, auf dem Markt altes Geräth kaufen zu wollen, um damit ein neues Haus zu zieren?

A. Giebt es etwas Anständigeres, als nach dem Rath des gesammten Alterthums Kriegs- und Friedensgeschäfte im Staat einzurichten?

B. Und etwas Passenderes, als unsre kleinen Buben in unsere großen Stiefeln zu kleiden?

A. Ich sehe nicht, was Sie wollen.

B. Das will ich, daß die Zeiten sich ändern, daß alte und neue nicht in einander passen und Gott jeder Scene ihre Decoration und handelnden Personen giebt, die nach seinem Zweck sowol in der Welt- als Kirchengeschichte spielen, indeß die Zuschauer entweder zerstreut sind oder erwarten und auf den Ausgang rathen.

A. Staatsklugheit und Geschichte hätten also keinen Nutzen?

B. Keinen dem Herrn der Welt entgegen, beide sehr viel, um Gottes Absichten und Wunderwege zu bemerken.

A. Inzwischen bleiben die Staatsgeheimnisse doch immer jene verborgnen Räder, die Dem, der in sie blickt, die ganze Bewegung der Maschine verrathen.

B. Vergessen Sie aber dabei nicht, daß das ganze Triebwerk einer höhern Hand untergeordnet sei, die Zeiten und Stunden darin einrichtet. Ohne diesen Zweck sieht man die verborgenen Räder wie ein Knabe an, der sich über ihr Umdrehen freut und nichts davon zu nutzen weiß.

A. Ei, der Weise herrscht über die Gestirne, geschweige über kleine menschliche Triebwerke.

B. Der göttliche Weise, ja! der aus und mit Gott denkt.

A. Auch scharfsinnige Politiker erreichen ihre Absichten.

B. Armseliges Erreichen, wenn Gott lächelnd drein sieht! Der eine Reihe Völker zu hintergehn versuchte, dem setzt sein Weib Hörner auf; der der Welt Gesetze geben wollte, hat vielleicht in seinem eignen Hause mit Knecht und Magd zu zanken, daß sie ihm gehorchen.

Die Klöster.

A. Halt, Jäger!

B. Was begehren Sie?

A. Etwas Neues?

B. Nichts Neues als das gewöhnliche „Kein Geld! böse Zeit!“

A. Und doch könnten wir keines Dinges so leicht entbehren als des Geldes, wenn wir klug wären.

B. Wie? ist das Geld nicht nervus rerum?

A. Wir hätten sein leicht gnug, wenn wir nicht selbst nervenlos wären. Man klagt über Geldmangel und verthut, was man hat, und unternimmt mehr, als man kann. Wo geht die Reise hin, Freund?

B. Zu meinen Klosterbrüdern.

A. Wie? hat das Kloster noch Mönche?

B. Mönche nicht, aber Hunde, die wir da füttern.

A. Das ziemte sich eben nicht.

B. Eho! Sollten denn jene Schlafratzen, jene Bauchpfaffen und Metzenjäger wieder einziehen mit ihrer Theatermesse?

A. Und da Ihr sie vertriebt, kamen Hunde an die Stelle?

Das Kloster ward der Jagd, dem Vogelfange gewidmet und nicht einem bessern Gottesdienst, der Erziehung der Jugend, der Beihilfe des Armen?

B. Für dies Alles ist anderswo reichlich gesorgt; den Ueberschuß des Erlangten wenden wir billig an Ergetzlichkeiten.

A. Glaubt Ihr aber wol, daß jene religiösen Stifter der Klöster oder die Gönner und Bereicherer derselben je etwas zu Hofergetzlichkeiten, zu Hofgelagen haben widmen und vermachen wollen?

B. Wah! So sind Sie der Einzige, der nicht weiß, daß man damals Einfältige hintergangen habe, und daß jetzt die Landesherren mit Recht zurückfordern, was damals ihren Unterthanen durch Betrug entrissen ward?

A. Gesetzt, sie könnten das mit Recht, was kommt denn nun aber an die Unterthanen zurück? Was geht den Nachkommen jener einfältigen Stifter zu gut, wenn dies Alles wieder in fremde Hand kommt und von diesen Fremden verthan, gar aus dem Vaterlande geschafft wird, indeß sie, die Nachkommen der Stifter und Erblasser, darben, die Armen des Klosteralmosens entbehren müssen und man an die Jugend, die um jene verfallnen wüsten Trümmer unerzogen umherläuft, gar nicht denkt? Was der Religion geweiht war, wird irreligiös verzehrt. Wahrlich, daraus kann nichts folgen als Unsegen, der Unterthanen Armuth und jener Vorwurf der Gegner, daß wir das Kirchengut schändlich mißbrauchen; ein Vorwurf, dem wir nichts entgegensetzen mögen als Worte oder gegenseitige Vorwürfe, wodurch wir aber den Mißbrauch mehr hinwegspotten als widerlegen. Widerlegt würde er nur durch eine heilige und religiöse Verwaltung heiliger und religiöser Vermächtnisse und Gelübde.

B. So lang unsre Geistlichen nicht darben, der Religion und den Wissenschaften nichts abgeht und die Bettler Dach finden, was braucht es weiterer Untersuchung, wohin das Andre verwandt wird?

A. Wenn aber in so Manchem Kirche, Arme, Schulen und die Menschheit selbst leidet, wenn diese dessen wirklich bedürfen, was ihr ist, und was Du hier den Hunden vorwirfst, Andre den Säuen und Kälbern vorsetzen, den Priestern der Göttin Volupia, Stimula, Rumina, Edulia, Potina, [1]) Bellona, die es in ihre Kehle schlucken, in den Bauch stopfen?

---

[1]) Römische Göttinnen der Wollust, des Anreizes, des Kauens, Essens, Trinkens, deren Augustinus gedenkt. — D.

B. Mein Amt ist's nicht, die Evangelischen zu lehren, wie sie den Papisten Rechnung ablegen sollen.

A. Was das betrifft, würden manche Falsch-Evangelische kurz und gut antworten, was jenem Papst in den Mund gelegt wird: „Die Fabel des Evangeliums ist uns sehr einträglich gewesen."

Gute Menschen.

A. Narren füllen die Welt.

B. Ein stolzes Wort! es schmeckt nach einem stolzen Philosophen.

A. Kannst Du es leugnen?

B. Gemäßigter würde ich mit Plato sagen: „Sehr gute und äußerst schlechte Menschen giebt's wenig, die meisten sind von der Mittelgattung."

A. Warum denn stürzt das Volk immer zur Thorheit hin und stellt die größte Thorheit gemeiniglich mit dem zahlreichsten Beifall fest?

B. Weil es böse Lehrer und Führer hat, die durch ihre geschwätzige List seines einfältigen Leichtglaubens, seiner offenherzigen Bereitwilligkeit mißbrauchen.

A. Da irrst Du Dich. Könnte man sie führen, wohin man wollte, so würden sie gewiß auch häufiger zu Tugenden und zur Frömmigkeit geführt werden, so oft ihnen gute Lehrer werden.

B. Was Alles man vom Volk erlangen kann, mein Freund, das, dünkt mich, kannst Du sehen, wenn Du den Luxus der Höfe, den Schmuck der Kirchen, die Muße unsrer Akademien, die Arbeiten unsrer Feldlager, die Regeln der Orden, insonderheit aber die häufigen Abgaben und Plackereien betrachtest, mit denen man es schert und schindet. Ueberdas ist das Volk nicht so gar unweise, daß es nicht das Bessere einsehen sollte, wenn dies Bessere ihm nur gezeigt und an die Stelle des Schlechtern gesetzt wird.

A. Als wenn Du nicht wüßtest, mit welcher Mühe, mit welchen Bitten das Alles vom Volk errungen sei!

B. Mit Mühe? mit Bitten? Durch eine geschminkte Beredsamkeit, durch eine verstellte Heiligkeit, endlich durch vorgemalte Gewalt oder durch heuchlerische Tyrannei. Glaube mir, es gehört nicht viel dazu, dem armen Volk Schweiß und Blut abzubetteln,

wenn man nur was Honnetes vorgiebt. So gutherzig sind die Menschen!

A. Es scheint, Du kennst ihre Härte und Rauhigkeit nicht.

B. Ich sehe nur auf die gegenwärtigsten Exempel. Was hat die Wiedertäufer so schnell und bald biegsamer, in der Religion erfahrner, im Leben sittlicher gemacht als eine bessere politische Einrichtung?

A. Ja, eine schwärmerische Religion kann das.

B. Und unsre wahrere Religion sollte es nicht können? sollte nicht so viel vermögen, daß Trunkenheit, Lästerungen, Raub, Zank, Processe, Duelle verhindert oder gemindert würden?

A. Nun, diese wiedertäuferische Heiligkeit gehabe sich wohl!

B. Gehabe sich denn auch wohl jedes unsrer schrecklichen Laster, mit denen wir Alle bedeckt sind, vom Kleinsten bis zum Größten, vom Profanen bis zum Religiosen! Denn würden wir diesen Lastern nicht mit so viel Gemächlichkeit nachsehn, indeß wir die Pfennige des Volks fleißig einsammeln und verzehren, es würde uns an Mitteln, unsre Verfassung und Kirche zu bessern, nicht fehlen; da anjetzt Jeder, der den Namen Andacht nur nennt oder am Staat etwas auszusetzen wagt, flugs Wiedertäufer oder Ketzer heißt. So freigebig sind unsre Lehrer in Namen!

A. So wirst Du auch wol das Papstthum uns wieder zuführen wollen und eine Schätzung der Sünden?

B. Lieber das Christenthum und eine Flucht schändlicher Laster.

A. Wenn nur das Christenthum sein soll, so kenne ich kaum Christen.

B. Dann muß man sie anderswo suchen. Mir scheint Christi Reich nicht so enge, daß es innerhalb unsrer Licenz zu sündigen seine Grenzen finden müßte.

Die Fabeln.

A. Oft pflege ich mit den Geschichtschreibern zu zürnen, daß sie die fabelhaftsten Dinge wie wahre erzählen, gleich als ob die Nachwelt gar kein Urtheil haben würde.

B. So groß manchmal ihre Schuld sein mag, so glaube ich doch, daß wir Vieles für Fabel halten, das ehedem die strengste Wahrheit war. Denn wer nur etwas genau erwägt, wie dunkel

manche Zeiten, wie sittenlos und grausam andere waren, und solche sodann mit glücklichern Jahrhunderten vergleicht, der kann beinahe nicht gnug erstaunen.

A. Wer indessen wird glauben, daß die Vernunft des ganzen menschlichen Geschlechts irgend je so ganz und gar auf Abwege habe gerathen können, daß die Wahrheit nirgend zu finden gewesen wäre, daß allenthalben die ungereimtesten Meinungen ihren Platz einnahmen und man sich unter der schändlichsten Herrschaft der Irrthümer beruhigt fand!

B. Darüber siehe nur das Papstthum an! Auf welche Possen und Ungereimtheiten war es gegründet, und demohngeachtet stieg es zu einer Größe, zu einer so hohen, fast unüberwindlichen Macht, daß es auch jetzt noch, nachdem es gnugsam beleuchtet worden, zu schaden und an sich zu ziehen nicht nachläßt.

A. Was eine Religion, auch eine falsche, für Macht habe, das haben mich Numa, Mohammed und Andre gelehrt; dessen aber soll mich Niemand überreden, daß auch in jenen Zeiten gar Niemand gewesen wäre, der sich diesen Betrügern entgegengestellt und ihre falschen Ränke dergestalt entdeckt hätte, daß die Gescheiteren wenigstens sich nicht betrügen lassen konnten. Davon schweigen indeß die Geschichtschreiber, als ob sie gedungen wären, nur Falsches auf die Nachwelt zu bringen und die Einfältigen mit dem Wahn des Alterthums zu benebeln.

B. Du irrst, wenn Du das von allen glaubst. Denn, mögen einige solche Fortpflanzer des Irrthums gewesen sein, so ist doch allenthalben die unendliche Schwachheit der menschlichen Natur so sichtbar, daß viele von ihnen sie nicht nur nicht verhehlt, sondern offenbar gezeigt haben. Dies könnte uns zur Sicherheit gnug sein, wenn wir nicht weit begieriger auf Absurditäten als auf Vernunft wären.

A. Dürfen wir denn nicht hoffen, daß wir Alle einmal, wie in das Schloß der Wahrheit versammelt, einmüthig nur das erwählen, was überall das Beste, und verwerfen, was hier, dort und da ungereimt und eine Mißgeburt ist?

B. Das wollen wir Gott überlassen. Mir scheint jedes Zeitalter an seinen Lastern und Irrthümern krank zu liegen, die dann freilich dem folgenden Zeitalter ungereimt scheinen; indessen wird die Albernheit nie aus der Welt geschafft, sondern nur verändert.

A. O der menschlichen Ungeheuer, von denen die Geschichtbücher voll sind!

B. Ich für mein Theil, so oft ich in eine Bibliothek trete, kann ich mein Lachen und meine Verwunderung kaum halten, wenn

ich so viele Gestalten und Schemata von Mißgeburten wahrnehme.

A. Wie? wenn nun Jemand die Geschichte und Acta der ganzen Erde besäße?

B. Ach, schweige! Unser einziges jetziges Jahrhundert thut Dinge, die keine Nachwelt glauben oder begreifen wird.

Die Reformation.

A. Freuen Sie Sich, mein Freund!

B. Ich habe verlernt, mich zu freuen.

A. Dies ist aber eine ächte Freude.

B. Auch sie wird mich nicht freuen.

A. Ihr Wunsch, der Wunsch aller Guten ist vor der Thür.

B. Ich wollt', daß er schon hinein wäre. Manche Labung entschlüpft uns zwischen dem Becher und dem Munde. [1])

A. Wissen Sie, die Reformation hat einen Tag angesagt, da sie alle unsre Sachen in Richtigkeit bringen will.

B. Ach der matten Hoffnung und der gewisseren Furcht!

A. Welcher Furcht?

B. Furcht eines Scherzes, den man nach einem herben, bittern Hohngelächter auf unsre Klagen mit uns treibt.

A. Sie sind zu argwöhnisch.

B. Wah! Weißt Du nicht, mein Freund, daß solche Versprechungen von Reformation, von Abstellung der Mißbräuche das wirksamste Blendwerk zu neuen Erpressungen sind? ein Blendwerk, womit man einfältige Gemüther von einem gerechten Unwillen hinwegtäuscht und sie zu einer neuen schändlichen Geduld heimschickt?

A. Ei doch! Menschen mit sehenden Augen, die auf eine Verbesserung der Dinge dringen, lassen sich nicht so betrügen.

B. Sehr leicht, wenn es nur mit Pomp, mit einem tragischen Apparat, mit großem Geräusch und hochtrabenden Worten geschieht; denn das ist die Krankheit des gemeinen Mannes, daß er mehr den Ohren als den Augen glaubt.

---

[1]) Nach dem Sprichworte: „inter calicem et os". Der griechische Spruch lautet: *Πολλὰ μεταξὺ πέλει κύλικος καὶ χείλεος ἄκρου.* — D.

A. Er wird sich doch nicht eher beruhigen, bis das, worauf er dringt, vor seinen Augen geschieht.

B. O Du Einfältiger! Als ob man nicht eine Kleinigkeit ändern, hie und da etwas umrücken und zugleich eine allgemeine Reformation versprechen könnte. Schaffe diesen oder jenen kleinen Unfug ab, und Du hast gnug gethan; Du hast, vor der Hand wenigstens, Dir das ungestüme Dringen auf eine Reformation vom Halse gewiesen. So leicht ist's, Nüsse vorzustreuen und damit den großen Haufen für sich zu haben.

A. Ich weiß nicht, welche ausnehmende Hoffnung mir dabei in den Brunnen fällt; denn Sie erinnern mich an Exempel —

B. Laß uns, mein Freund, die Welt, wie sie ist, tragen und auf ihre Verbesserung nie hoffen; denn nie ist sie ärger, als wenn sie Aenderung und Verbesserung heuchelt. Wenn Jemand mit großem Geräusch eine Wiedergeburt und Erneurung der Dinge ankündigt, so wollen wir lachen und denken, daß die Welt Eulennatur habe: je mehr Licht umher, desto mehr ist sie im Dunkeln.

A. Lebe also wohl, Reformation!

B. Lebe wohl! auf dieser Erde werden wir Dich nimmer sehen.

Der Tod.

A. Wenn auch die Armuth etwas Gutes hätte, so reicht dies Gute doch nicht an ihr Elend beim letzten Verlassen.

B. Was nennen Sie das letzte Verlassen?

A. Wenn im Kampf zwischen Tod und Leben Niemand dem Armen beisteht, der ihn ermuntere, erquicke, der seiner scheidenden Seele Lebewohl sage.

B. Wah! Keiner hat bessern Beistand im Tode als die Armuth.

A. Das sprechen Sie im Scherz.

B. Auch im Ernst, wenn Sie mich treiben. Denn was verlangt unser Tod mehr als Leere um uns her, die Entfernung jedes weinerlichen Apparats. Sprechen Sie indessen zuerst für den Tod der Reichen!

A. Ich sage, wie sich die Sache verhält. Ihre Krankheit wird durch Arzneien gelindert, ihr Gemüth durch Gespräche erleichtert. Eine theilnehmende Familie bürgt dem Kranken seinen guten Namen, wohlwollende Prediger die Seligkeit, ein geliebtes

Weib seine Grabschrift, prächtige Werke sein Andenken nach dem Tode. Der Fleiß der Aerzte thut der Natur selbst Gewalt an, fromme Vermächtnisse sichern ihm den obersten Platz im Himmel.

B. Der Arme dagegen bricht durch seine harte gute Natur die Krankheit, sein Gemüth sammelt er durch kunstlose Andacht. Er freut sich, befreit zu werden, fühlt seinen Erlöser im Voraus; Zeuge seiner Unschuld ist sein Gewissen; er gehorcht der Natur und eilt, den Reichen dort zu verklagen.

A. Der Reiche hört verschiedene Trostsprüche aus Gottes Wort.

B. Der Arme hat sie in sich und glaubt sie.

A. Der Reiche wird an seine Sünden erinnert.

B. Der Arme ist ihrer sich bewußt mit Schmerzen.

A. Der Reiche ziert die Kirche aus.

B. Der Arme ist Gottes Heiligthum selbst.

A. Der Reiche ruht unter einem Marmor.

B. Der Arme in seiner Mutter Schooß.

A. Der Reiche geht in der Umarmung seiner Freunde von hinnen.

B. In Armen der Engel fliegt der Dürftige empor. Doch wozu die beschwerlichen Gegensätze weiter? Daß nichts untreuer als der Reichthum, nichts getreuer als die Armuth sei, wird im Tode des Menschen am Sichtbarsten. Er ist der Punkt, in welchem uns übel erworbene Güter quälen, viele gehabte Mühe uns ekelt und verdrießt. Die thörichte Unruhe unsers Lebens beschämt uns; denn vergebens rufen wir jetzt alle jene Hilfe an, auf welche wir uns bisher verließen: jenen Himmel, der vor allen Andern auf uns herabsah, günstige Sterne, eine Erde, die uns diente, Wissenschaften, in denen unser Stolz emporflog, Reichthümer, die wir nach unserm Willen gebrauchten, Freunde, die unsrer Lust gehorchten, eine Religion, mit der wir unsre Freiheit zu sündigen deckten, unsern Ruhm, ach den schändlichen Schmeichler! die Philosophie, eine papierne Stärke! die ganze Natur endlich, die, einzig auf uns erpicht und auf unsre Gunst stolz, unsern Abgang durchaus nicht leiden konnte. Wer sollte nicht lachen, daß wir alsdann so lächerlich da liegen, wenn wir zum großen Uebel der Welt, zum unermeßlichen Schaden der Erde dennoch sterben müssen und alle unsre Gaben, unsre Vorzüge, die, wie wir glauben, jeder Rechtschaffene dem Grabe beneidet, mit uns ins Grab wandern! Wer wollte dagegen nicht dem Armen Glück wünschen, der sich der Erde als Der, der er ist, entzieht: eine Handvoll Erde, aber dem Himmel ein hoher Gast; der Eitelkeit und Ungerechtigkeit hinieden ein Zeuge,

aber ein Erbe des ewigen Reichs, sich rühmend der Gemeinschaft mit Christo, die er schon hier anfing!

A. Wenn Sie so fortfahren, überreden Sie mich fast zur Armuth.

B. Sie ist ein zu großes Geschenk, als daß es Ihnen werden sollte. Sie thun, was Sie so gern thun, beim Bette der Reichen sitzen und unter dem Geruch der Arzneien, dem dunkeln Schimmer der Lichter, den Versuchen der Aerzte, dem Zuschrei der Geistlichen, dem Hin- und Herlaufen der Familie, dem Heulen der Anverwandten, dem Inohnmachtfallen der Gemahlin und den Tröstungen an sie von ihren Tröstern, die hinabfahrende Seele des Todten gesegnen.

Ermunterung.

A. So oft mir jene guten Männer in die Gedanken kommen, die unter des Papstes Tyrannei mit der emporstrebenden Wahrheit zugleich erstickt wurden, so oft erzürnt meine ganze Seele über die Welt, die keiner Besserung fähig ist.

B. Und doch ist ja im vorigen Jahrhunderte fast die ganze Welt aus dem Schlafe erwacht und zum Lichte der Religion, der Künste, der politischen Cultur zurückgekehrt.

A. Man mußte ihr stark gnug zurufen, man mußte sie schelten, sie überzeugen!

B. Ich glaube nicht, daß es damals mit mehr Anstrebung geschehen sei als vorher, sondern daß *Alles seine Zeit habe.*

A. Die Wahrheit war aber immer dieselbe, Vernunft und Evidenz immer dieselbe. Auch die Menschen halte ich in verschiednen Zeiten nicht so verschieden von einander. Warum erlangten denn Jene gegen das römische Joch nicht eben das, was die Zeiten vor uns erlangten?

B. Zuerst mußt Du bedenken, daß eine neue Sorge um Freiheit oder Wahrheit nicht schnell auf einmal erdacht werde; lange schleicht sie im Gemüth der Menschen umher und wagt sodann durch ein geheimes Murmeln, durch laute und lautere Klagen einen Ausflug; endlich läßt sie sich durch einige kühnere, drohende Worte hören.

A. Ferner?

B. Tritt nun kein gewaltsames Unrecht, keine augenscheinliche Nothwendigkeit dazu, ist keine Hoffnung eines fröhlichen, leichteren

Versuchs im Anglanze: wisse, da sinkt in menschlicher Weichheit und Fahrlosigkeit auch das Beste wiederum zu Boden.

A. Traurig!

B. Es sei denn, daß ein edler, zugleich sinnreicher Geist aufstehe! Eine wunderbare Hoffnung ruft sodann auch die Schweigenden auf, und um so leichter führt sie die Rascheren zu einem lauten Bekenntniß.

A. Es ist zu glauben.

B. Und so scheint das, was lange der Wunsch Vieler war, jetzt die Ueberredung eines Einzigen.

A. Dem stimme ich bei.

B. Nachher, wenn die Partei zu größerer Stärke heranwächst, treibt sie mit größerer Zuversicht das Ihrige, lehnt sich gegen das Fremde auf; die ersten gemäßigten Rathschläge, das erste vorsichtige Institut geht gemeiniglich unter.

A. Nun?

B. Endlich wächst sie zu solcher Größe, daß sie ihrem Urheber selbst zur Last und zur Furcht wird.

A. Offenbar.

B. Nun wirst Du urtheilen können, warum auf den ersten Zuruf Luther's die Deutschen so munter und zahlreich aufstanden. Ueberdrüssig waren sie des römischen Joches, der römischen Treulosigkeit viel mehr als der verfinsterten Religion; drohend standen sie also gegen den Papst auf. Noch aber dachten sie nicht an einen Abfall von ihm, bis sie, durch größere Beleidigungen gereizt, ihre Ketten zuerst mit Zunge und Feder, sodann auch schnell mit den Händen zerbrachen. Endlich, als der Haß gegen die Römer mehrere Häupter emporstreckte, empfing auch die Kirche neue Wunden. Neue Klagen wurden veranlaßt, denen vielleicht Niemand abhelfen kann als Christus.

A. So wollen wir Christum bitten, daß er, der so oft Helden erweckt hat, durch die die christliche Welt gleichsam neu erschaffen ward, der Kirche ihren vielleicht letzten Arzt nicht versage.

B. Wünschen, hoffen, erwarten dürfen wir; vergiß aber nicht, daß nur Vieler Wünsche und Seufzer so etwas zuwege bringen können, und daß diese die unter einem ausgezeichneten Urheber bestimmte Zeit allmählich selbst herbeiführen!

12.

Andenken an einige ältere deutsche Dichter.[1]

Briefe.

---

[1]) In der Vorrede zur fünften Sammlung der Zerstreuten Blätter fährt Herder unmittelbar nach der oben S. 217 f. abgedruckten Stelle also fort: „Andreä führte mich auch zum vierten Stück, dem Andenken an einige ältere deutsche Dichter. Ueber ihn und Weckherlin hatte ich vor Jahren im Deutschen Museum einige Briefe drucken lassen, die mich natürlich auf ältere Dichter zurückführten. Gewiß werden diese Briefe der eingerückten Stellen wegen vielen Lesern nicht unangenehm sein; denn ich glaube kein Wort davon, daß die Deutschen mehr als andre Völker für die Verdienste ihrer Vorfahren fühllos sein sollten. Der Keim alter Rechtlichkeit, Biederkeit und Treue ist in

ihnen, ob sie gleich in ältern und neuern Zeiten durch das Schaumgold mehrerer Ausländer, eben ihres guten Glaubens wegen, oft verführt und fast immer betrogen wurden. Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen, da wir zu unsrer Sprache, zu den Verdiensten, Grundsätzen und Endzwecken unsrer Väter ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen. Der folgende letzte Theil dieser Sammlung wird also vielleicht *Briefe über einige ältere deutsche Prosaisten* enthalten, die, wie ich glaube, des Andenkens sehr werth sind. Angenehm ist mir's auch, daß ich die Erscheinung des Heldengedichts, von dem im vierten Briefe die Rede ist, in einer Gestalt anmelden kann, in der es gewiß zum zweiten Mal ein classisches Buch unsrer Nation sein wird." *Goethe's* Bearbeitung des „Reineke" ist gemeint. Schon am 12. April 1793 (die Vorrede ist vom 14. Juni) hatte *Herder* an *Gleim* geschrieben: „Goethe hat eine Epopöe, die erste und größte Epopöe deutscher Nation, ja aller Nationen seit Homer, und sehr glücklich versificirt. Rathen Sie, welche! Er ist eben zu Ende. Ihnen wird sie sehr wohl thun, deß bin ich gewiß und sicher." Die fünf ohne Herder's Namen erschienenen Briefe unter dem Titel: *Andenken an einige ältere deutsche Dichter*, im *Deutschen Museum* (1779 October, 1780 November und December, 1781 Januar und März), sind von den vorliegenden durchaus verschieden, nur den *ersten* und *zweiten* dieser Briefe hat Herder als Brief 7 und 8 des vorliegenden Aufsatzes neu bearbeitet abdrucken lassen. Der *dritte* Brief (Decemberheft 1780) behandelt *Campanella*, *Adami* und einen ungenannten Dichter, der *vierte* (Januarheft 1781) betrifft *Balde*, dessen Lobgesang auf Maria mitgetheilt wird, der *fünfte* (Märzheft 1781) einige alte Sprüche an den Wein, und in einer Nachschrift werden verschiedene Lesarten zum Hildebrandsliede aus einem alten Drucke gegeben. — D.

1.

Wenn bei einer Nation das Andenken ihrer alten Dichter verschollen und verklungen ist, so ist's wol bei der deutschen; die Ursachen davon mag ich nicht herzählen. Um so angenehmer ist mir's, daß Sie mich daran erinnern, und indem Sie eine Nachricht der Merkwürdigkeiten begehren, die mir auf diesem Wege vorgekommen sein möchten, mich selbst zurück unter die Trümmer führen, die mir in früheren Jahren manche lehrreiche Stunde gewährten. Eins muß ich vor Allem sagen: zu einer Geschichte der deutschen Dichtkunst habe ich nie gesammelt; es hat mir dazu jederzeit entweder an Gelegenheit oder an Muße und Geduld gefehlt. Ich gebe Ihnen also nichts als Stückwerk, sofern ich darauf traf, oder sofern es auf mich Eindruck machte, und empfehle Ihnen dabei, nebst manchen Verzeichnissen und Entwürfen zur Geschichte deutscher Dichter, die Ihnen bekannt sind, ein unlängst angefangenes Magazin dieser Gattung, dem ich einen guten Fortgang wünsche.*) Zwei Männer wollen hier ausführen, was so viele deutsche Gesellschaften nicht ausgeführt haben; das Glück hat ihnen geschickte Mitarbeiter zugeführt, deren ich ihnen noch mehrere wünsche. Ich werde mich also durchhin sowol auf diese Schrift als auf ältere Sammlungen beziehen und Ihnen gleichsam nur Winke meiner Erinnerung geben; ein Mehreres verlangen Sie auch nicht.

Daß unsre alten Barden untergegangen sind, ist bekannt; ohne Spur sind sie hinweg. Dürfen wir indeß aus den ältesten Versuchen, die deutsche Sprache vers- oder reimbar zu machen (die uns aus der christlichen Zeitrechnung übrig sind), auf das,

---

*) „Bragur, ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit". Herausgegeben von Böckh und Gräter. Bisher 2 Bände, Leipz. 1791, 1792. — H.

was vor ihnen war und ihnen doch hie und da, dann und wann zum Muster dienen mußte, schließen, so hatte die Poesie unsrer Barden mit der Poesie der Skalden Aehnlichkeit, wenigstens im Ton und Gange der kurzen Verse, die Otfried und seine Nachfolger sich gewiß nicht erfunden haben. Wenn Dieser z. B. anfängt: *)

„Ludwig, der schnelle,
Der weisheitvolle,
Der Ostreich richtet all,
Wie der Franken König soll,

„Dem sei immer Heil
Und Seligkeit gemein; **)
Gott höh' ihm das Gut,
Erfreu' ihm den Muth!

„Denn er ist edler Franke,
Weiser Gedanken,
Weiser Reden,
Thut Alles mit Ebne. ***)

„In sein selbst Brust
Ist Herz viel fest,
Mannichfalte Güte;
Drum ist er den Seinen gemuthe. †)

„Feiner Gedanken
Ist derselbe Franke;
So ist derselbe Edeling,
Der heißet Ludwig."

Oder wenn das Siegeslied über die Normänner anhebt: ††)

„Einen König weiß ich,
Heißet Herr Ludwig,
Der gern Gott dienet,
Weil er's ihm lohnet",

*) Schilter, *Thesaurus antiquitatum Teutonicarum*, T. I. p. 1. 2 [St. 1. 3. 7—9]. — H.

**) Gemeine Wohlfahrt. — H.

***) Mit Gleichmuth. — H.

†) Angenehm. — H.

††) Schilter, T. II [das dritte Stück des Bandes, 6—8]. — H.

so fallen Ihnen nothwendig die alten Skaldengesänge ein, die wir in der nordischen Sprache noch haben. Ungleich dichterischer sind diese (ohne Zweifel sind unsre alten Bardenlieder auch dichterischer gewesen, als die christlichen Mönchsversuche es sein konnten); der Nachklang jener tönt aber in diesen noch wieder. Auch im Lobgesange auf den heiligen Anno, der von späterer Zeit ist, kommen diese kleinen Verse altdeutscher Kraft und Kürze wieder, sobald sich die Rede belebt:*)

„O, wie die Waffen klungen,
Da die Rosse zusammensprungen!
Heerhörner tönten,
Blutbäche strömten" u. s. w.;[1])

daß man also diese Versart, die mit den einsilbigen Wurzeln der deutschen Sprache und dem einsilbigen, biedern Charakter der Nation, ohne Zweifel auch mit ihrem Gesange, ihren Sitten und Geberden zusammenzustimmen scheint, für den ächten Nachhall des uralten deutschen Bardiets halten könnte. Die längeren, ich möchte sagen, ruhigern Silbenmaße scheinen viel später in die Sprache gekommen zu sein, theils durch die Cultur derselben mit dem Fortgange der Sitten, insonderheit aber aus fremden, der lateinischen und Provençalsprache, wie wir bei den Dichtern des schwäbischen Zeitalters sehen werden. Reine Reime also und eine Scansion nach unsrer Weise in diesen uralten Gedichten suchen zu wollen, wäre ganz außer Stelle und Ort, da wir einerseits die damalige Aussprache vieler dem Otfried noch fast unschreibbaren Worte nicht wissen, andrerseits die Poesie der Nordländer, den Skaldengesängen zufolge, auf einem freieren Wege der Assonanz, des Zusammentreffens der Töne einen rauhen Wohlklang suchte. Damit schließe ich die Mühe nicht aus, die der Mönch Otfried seinem eigenen Geständniß nach sich gegeben, mit Griechen und Römern im Silbenmaß zu wetteifern. Er redet darüber weitläuftig und mit ängstlichem Zwange; seine Arbeit selbst aber zeigt, wie weit er darin gekommen, und was er geleistet.

So viel von den Füßen dieser uralten Versuche; lassen Sie uns auch von ihrem Körper und Geist reden.

Die Sprache der Deutschen, wie wir sie in Otfried und seinen Nachfolgern finden, hat trotz ihrer noch undisciplinirten

*) Schilter, T. I., das letzte Stück des Bandes. — H.

[1]) Vgl. unten S. 297. — D.

Härte, die zum Theil von den unversuchten Händen zeigt, die sie bearbeiteten, eine Macht, Fülle und Biegsamkeit, daß wir sie in Manchem beneiden möchten. Viele von Notker's*) Psalmen sind selbst in der Prose Poesie, und über Otfried wünschte ich eine verständige Grammatik zu dem Glossarium, das der fleißige Schilter gesammelt.**) Flexionen hatte die Sprache damals, wie sie der unsterbliche König Friedrich für sein Ohr wünschen mochte;***) und es ist überhaupt zu bedauern, daß die oberdeutsche Sprache, insonderheit seit der Reformation, aus Büchern so weit verdrängt worden.

Was den Geist betrifft, müssen Sie zwar in Mönchen, die zum Wohl der Seele schrieben, zumal in Otfried, der eine Harmonie der Evangelisten ins Metrum einer ihm ungeläufigen Sprache zusammenzwang, keinen poetischen Genius suchen; was aber bei ihm deutschen Geist, Begriffe von seiner Sprache, seinem Lande, seiner Nation charakterisirt, ist sehr merkwürdig. Die Sprache seiner Deutschen lobt er um des Volks willen:

„Sei's nie so gesungen,
Mit Regeln bezwungen,
Sie hat doch die Rechte
In schöner Schlechte.†)

„Eil Du ihr zu Noth,
Daß schön es gelaut';
Sie sind gesungen
In edler Zungen."

Seine Deutschen (Franken) setzt er Römern und Griechen nicht nach:

„Sie eignen ihnen zu Nütze
So gleiche Witze;
In Feld und in Wald
Sind sie ihnen gleich bald.††)

„Reich zur Gnüge,
Und auch so kühne,
Zu Waffen schnelle,
So sind die Degen alle."

*) Schilter, T. I [p. 21. 22]. — H.
**) T. I. [p. 23]. — H.
***) In seiner bekannten Schrift: *Sur la littérature Allemande* [1780]. — H.
†) Simplicität. — H.
††) Kühn. — H.

Er rühmt ihr Land, daß es erz- und kupferreich, auch bei dem Main eisene Stein', auch Silber bringe, und daß man Gold in seinem Sande lese. Von der Nation sagt er: [1])

„Sie sind sehr muthig
Zu vielem Guten,
Zu vielem Nutzen;
Das ist ihr Witze.

„Sie sind sehr fertig,
Sich Feindes zu retten;
Man darf's an sie beginnen,
So haben sie überwunden.

„Kein Volk hat sich entführet,
Das je ihr Land berühret,
Wo sie nicht aus Güte ihnen
In Nöthen dienen.

„Unter den Menschen allen
Ihnen Alle zufallen.
Kein Volk ist, das beginne
Und wider sie ringe.

„Das haben sie gemeinet,
In Waffen erzeiget;
Sie lehrten mit Schwerten
Und nicht mit Worten.

„Kein Volk ist, das trachte,
Mit ihnen zu fechten,
Nicht Meder und Perser,
Noch Nubier."

Er vergleicht sie mit den tapfern Macedoniern und findet,

„Daß im Erdringe
Es Keiner beginne,
Und nirgend ein Volk ist,
Das ihnen gebiete",

und schreibt dies Alles ihrer Schnelle und Klugheit zu,

„Den Weisen und Kühnen,
Die ihnen eignen zu Gnüge."

---

[1]) Pag. 23. 24. — D.

Wenn er hiebei auf seinen König Ludwig kommt, so äußert er sich mit der ganzen Innigkeit, Treue und Güte, die die deutsche Nation ihren Fürsten von je her erzeigt hat. Ich habe den Anfang des Gedichts angeführt und mag ihm bei Otfried nicht folgen. Dagegen folge ich gern dem bessern Siegsliede gegen die Normänner, dessen Anfang ich auch bereits angezogen habe.*) Gleich nach dem Anklange desselben wendet sich der Dichter mit herzlicher Theilnehmung auf seines Königs Leben:

„Kind ward er vaterlos,
Das ward ihm sehr bös;
Gott holt' ihn hervor,
Ging selbst ihm vor.

„Gab ihm tugendliche,
Edele Diener,
Stuhl hier in Franken.
Deß brauch' er lange!"

Der Dichter nimmt Theil daran, wie er mit seinem Bruder Karlomann ohne Trug getheilt, und da das geendet war, wollte Gott ihn versuchen,

„Ob er Arbeiten
Lang mochte dulden,

„Ließ Heidenmänner
Ueber ihn kommen,
Daß Frankenmänner
Ihnen dienen mußten."

Einige gingen sogleich verloren, Andre wurden verführt; Schmach mußte Der leiden, der ihnen mißlebte.

„Wer da ein Räuber war,
Der genas;
Er nahm seine Feste
Und ward ein Gutmann.**)

*) Außer Schilter, T. II., ist es in den Gedichten von Gemmingen, den Volksliedern [von Herder selbst herausgegeben 1780, 1781, V. 1; vgl. Herder's Werke, V. S. 275 ff.] und sonst zu finden. — H. [Herder's Fassung in den Volksliedern unterscheidet sich sehr vortheilhaft von der hier gegebenen, die er nach jener zu verändern unterließ. Die Stelle schließt unmittelbar an die S. 284 gegebene an. — D.]

**) Edelmann. — H.

„Der war ein Lügner,
Der war ein Mörder,
Der ein Verräther,
Und er geberdet sich deß.

„König war gerühret,
Das Reich war verwirret;
Erzürnt war Christus
Und ließ es geschehn.

„Da erbarmt' es Gott;
Er wußte die Noth.
Er hieß Herr Ludwig
Eilig dahin ziehn.

„„Ludwig, König mein,
Hilf meinen Leuten!
Es haben Normannen
Hart sie bezwungen!“

„Da sprach Ludwig:
„Herr, so thu' ich.
Tod nicht rette mich deß,
Was Du mir gebietest.“

„Da nahm er Gottes Urlaub,
Hob die Kundfahn' auf,
Ritt daher mit den Franken
Gegen Normannen.

„Gotte dankend,
Sein erwartend,
Sprach er: „Hieher, o Herr mein!
Lang warten wir Dein!“

„Dann sprach er laute,
Ludwig der Gute:
„Tröstet Euch, Gesellen,
Meine Nothstallen! *)

*) Nothhelfer. — H.

„„Hieher sandte mich Gott,
Thut Ihr mir Rath!
Mein will ich nicht sparen,
Bis ich Euch befreie.

„„Nun will ich, daß mir folgen
Alle Gottesholden.
Beschert ist unsre hiesige Frist,
So lang es will Christ.

„„Er wartet unser Gebein
Und hält die Wache drob.
Wer also Gottes Willen
Hier munter erfüllet,

„„Kommt er gesund aus,
Ich lohn' ihm das;
Bleibt er darinnen,
Ist er Christ's Hausgenoß.“

„Da nahm er Schild und Speer,
Ritt eilig daher,
Wollt' wehrhaft sich rächen
An seinen Widersachern.

„Es stund nicht an gar lange,
Da fand er die Normannen.
„Gottlob!“ sprach er;
Er sah, was er begehrte.

„Der König reitet' kühn,
Sang freies Lied,
Und Alle zusammen sungen:
„Kyrie Eleison!“

„Sang war gesungen,
Schlacht ward begonnen,
Blut schien in Wangen
Spielender Franken.
Alle nahmen Rache gleich,
Nicht Einer wie Ludwig.

„Schnell und kühn,
Das war sein Sinn.
Jenen durchstach er,
Diesen durchhieb er.

„Gelobt sei Gottes Kraft!
Ludwig ward sieghaft.
Sagt allen Heiligen Dank!
Sein war der Siegskampf.“

Sie glauben leicht, daß ich diesen Gesang als einen ältern Bruder der Preußischen Kriegslieder nicht gering halte. Es ist Charakter in ihm, deutsche Brust, deutscher Muth, deutsche Treue, eine Anhänglichkeit der Nation an ihre Regenten, wie sie zu allen Zeiten der deutschen Natur und auch ihrer Poesie eifrigster Ruhm war. Zu wünschen wäre es, daß alle Fürsten, wie es die popularsten und edelsten thun, dies anerkennten und sich, wie der König Arthasastha von Persien, bei schlaflosen Nächten die Bücher und Geschichten vorlesen ließen, was ihre Völker von Anbeginn für sie gemeint, gewollt und gethan haben. Nächstens etwas von einem uralt-deutschen Pindarischen Liede.

2.

„Ein Pindar unter deutschen Mönchen der dunkelsten Jahrhunderte?“ Kein Pindar, aber ein Pindarisches Loblied. Thun Sie auf Alles Verzicht, was die griechische Sprache, Mythologie und poetische Weisheit vor dem versammelten Griechenlande beim Lobe ihrer Helden und jedes Vaterlandes derselben Glänzendes hatte, und erwarten hier, wie es billig ist, deutsche Geschichte, deutsches Lob, Chronik- und Mönchssagen, bemerken dabei aber den epischen Gang des Gedichts, die Seele des Pindarischen Liedes: so wird Ihnen meine Benennung nicht anmaßend dünken. Sie werden am Gebäude des Liedes keinen Tempel des Olympischen Jupiter's, sondern in der Zusammenstellung seiner Glieder einen gothischen Bau finden, der indeß auch von Sinn und Kraft seines Urhebers zeigt. Es ist der Lobgesang auf den heiligen Anno, Erzbischof von Cöln, den Opitz fand und zu finden verdiente. *)

*) Schilter, T. I.; Opitz' Gedichte (Bodmer's Ausgabe), S. 179. — H. [Vgl. oben S. 285, Anm. *. — D.].

„Wir hörten vielfach singen
Von alten Dingen,
Wie schnelle Helden fochten,
Wie sie feste Burge brachen,
Wie sich liebe Freunde schieden,
Wie reiche Könige all' zergingen.
Nun ist Zeit, daß wir denken,
Wie wir selbst sollen enden.
Christ, unser Herre gut,
So manche Zeichen er vor uns thut,
Als er auf dem Siegberg hat gethan
Durch den theuerlichen Mann,
Den heiligen Bischof Anno."

Bemerken Sie, wie groß der Bischof angekündigt wird, als ein letzter Zeuge und Botschafter des nahenden Endes der Welt, von dem man sich damals überzeugt hielt. Schön wäre es, wenn wir noch jetzt die interessanten Gesänge besäßen, die dieser Eingang anführt; sie sind aber dahin, und deshalb wollen wir auf die wenigen Ueberbleibsel um so sorgsamer achten.

Als ein frommer Gesang kündigt sich also dies Lied an und holt weit aus:

„In der Welt Anbeginne,
Da Licht war und Stimme,*)
Da die heilige Gotteshand
Die weisen Werke schuf so mannichfalt,
Da theilte Gott sie all' in zwei;
Diese Welt ist das eine Theil,
Das andre ist geistig.
Da mengete die weise Gotteslist
Von den zweien ein Werk, das der Mensch ist,
Der Beides ist, Körper und Geist;
Dannenher ist er nach den Engeln allermeist.
Alles Geschöpf ist an den Menschen,
Wir sollen ihn zur dritten Welt zählen;
In solchen Ehren ist geschaffen Adam;
Hätt' er sie sich erhalten!"

Der Mensch wird verführt, und Gott wird gewahr, daß, da alle seine andern Werke recht gehen, der Mensch ausschweife:

*) Das schaffende Wort. — H.

„Der Mond und die Sonne,
Sie geben ihr Licht mit Wonne;
Die Sterne behalten ihre Fahrt,
Sie geben Frost und Hitze stark.
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug,
Donner und Wind ihren Flug;
Die Wolken tragen den Regenguß,
Nieder wenden Wasser ihren Fluß.
Mit Blumen zieret sich das Land,
Mit Laube decket sich der Wald;
Das Wild hat seinen Gang,
Schön ist der Vogelsang.
Ein jeglich Ding die Art noch hat,
Die ihm Gott zuerst vergab;
Wären nicht die zwei Geschöpfe,
Die er geschuf, die besten,
Die verkehrten sich in Tollheit;
Dannen erhub sich das Leid.“

Fünf Welten fahren zur Hölle, bis Gott seinen Sohn sandte, der als Befreier der Menschen edel und sieghaft eingeführt wird; der Schluß davon ist:

„In der Taufe wurden wir Christusmann.
Den Herren sollen wir lieben.“

Christus erhebt die Kreuzesfahne und sendet seine zwölf Boten in die Länder:

„Vom Himmel gab er ihnen die Kraft,
Daß sie überwunden die Heidenschaft;
Rom überwand Petrus,
Die Griechen der weise Paulus,
St. Andreas in Patras“ u. s. w.,

bis auf den heiligen Johannes, der süß predigen konnte, und aus dessen Grabe noch Himmelbrod wächst, ja bis auf alle Märtyrer,

„Die mit ihrem heiligen Blute
Erfüllten Christus' Gemüthe.
Mit Arbeiten kamen sie zu ihrem Herren,
Nun hat er sie mit Ehren.“

So kommt der Gesang auf die Bekehrung der Franken, insonderheit Cöln's, wo eine Menge Heiliger von St. Mauritius' Heer rasten:

„Auch die elftausend Mägde,
Durch Christus' Lieb' erschlagene,
Manche Bischöfe so herrlich
Und zeichenhaftig,
Als die Mär' ist von St. Annen,
Deß loben wir Christ mit Gesange.

„Zu Cöln ward er geweihet Bischof;
Deß soll die Stadt loben Gott!
Daß in der schönsten Burge,
Die in der deutschen Lande je wurde,
Richter war der frommste Mann,
Der je zum Rheine kam;
Dazu, daß die Stadt desto hehrer gedieh,
Wenn ein so weiser Herr sie erleuchtete,
Und daß seine Tugend so heller wäre,
Der einer so herrlichen Stadt pflegete.
Cöln ist der hehresten Burge eine;
St. Anno bracht' ihr Wohlfahrt heim."

Jetzt geht er Pindarisch zum Anbeginn der Burg zurück, kommt bis auf Ninus, Semiramis. Die Bilder der vier Monarchien aus Daniel werden prächtig aufgeführt und bei dem dritten Thierbilde Alexander's Feldzug nach Indien romantisch beschrieben. Mit vier Heeren fuhr er aus,

„Bis er der Welt Ende
An den goldnen Säulen erkannte.
In Indien er die Wüste durchbrach,
Mit zweien Bäumen er sich besprach;
Mit zweien Greifen
Fuhr er in Lüften;
In einem Glase ließ er sich in die See."

Seine ungetreuen Männer werfen die Ketten weit hinaus und rufen ihm zu:

„Willt Du sehen Wunder,
So wälz Dich am Grunde!"

Er sieht fürchterliche Ungeheuer; die Woge führt ihn weit fort,

„Bis er mit einem Blute
Das scharfe Meer grüßte.
Als die Fluth das Blut empfand,
Warf sie den Helden ans Land.
So kam er wieder in seine Reiche;
Wohl empfingen ihn die Griechen.
Manches Wunders vergnügte sich derselbe Mann,
Drei Theile der Welt er ihm gewann.

Das erzählte Abenteuer ist keine leere Ausschweifung; denn es hat Bezug auf ähnliche Schicksale des St. Anno.

Bei dem vierten Thierbilde, den Römern, eilt der Gesang zu Cäsar und zu den Deutschen, die dieser Held in mehr als einem Jahr nicht bezwingen konnte und zuletzt mit Bedinge gewann. Hier kommt der Dichter auf das Lob der Völker Deutschlands, der Schwaben, Baiern, Sachsen, Thüringer und zuletzt seiner Trojanischen Franken. Die Ordnung zu einander ist mit Verstande gedacht und mit den Fabeln des Ursprungs dieser Völker, die damals für Wahrheit galten, sinnreich bekleidet. Wäre für Deutsche eine patronymische Mythologie in den mittleren Zeiten zu gewinnen gewesen, so wäre sie auf diesem, obwol ganz falschen und fabelhaften Wege gewonnen. Da dies nicht sein konnte, so mag jede Provinz wenigstens ihre alten Lobsprüche hören. Die Schwaben,

„Ein Volk, zu Rathe gut,
Redfertig gnug,
Die sich deß fest vornahmen,
Daß sie gute Helden wären,
Wohl fertig und krieghaft;
Doch bezwang Cäsar all' ihre Kraft.“

Den Baiern lobt er ihr bairisch Schwert (Noricus ensis), das durch den Helm schlug; er lobt ihren Helm und Harnisch und leitet sie aus Armenien ab, wo auf den Bergen Ararat die Arche noch zu sehen sein soll.

„Man sagt, daß auf den Gipfeln
Noch sein, die Deutsch sprechen,
Gegen Indien so fern!
Baiern waren immer zum Kriege gern;

Den Sieg, den Cäsar an ihnen gewann,
Mit Blut mußt' er ihn gelten.

„Der Sachsen Wankelmuth
That ihm Leides gnug.
So er sie wähnt' all' überwunden zu haben,
So waren sie aber gegen ihn.“

Sie, meint der Dichter, seien in Alexander's Heer gewesen, mit Schiffsmengen nieder zur Elbe gekommen,

„Da die Thüringer saßen,
Die wider sie sich vermaßen.
Bei den Thüringern die Sitte war,
Daß große Messer sie hießen Saß,
Deren die fremden Krieger viele trugen,
Damit sie die Thüringer schlugen.
Mit Untreu' sie ihnen sprachen,
Da sie Fried' gelobet hatten;
Von den Messern groß
Wurden sie geheißen Saß.
Und wie sie auch ihre Ding' anfingen,
Den Römern mußten sie dienen.“

Seine Franken endlich leitet er von Troja her; mithin werden sie Verwandte der Römer. Wie Aeneas in Wälschland, so hat Franko in Deutschland sich angebaut; Lützelburg ist die kleine Troja, und Xanten nennt sich vom Flusse Xanthus. Alle diese überwundenen deutschen Nationen folgen ihrem Bundsverwandten Cäsar Rom entgegen.

„Wer mochte zählen die Menge,
Die Cäsarn eilten entgegen,
Von Osten allenthalben,
Als der Schnee fällt auf den Alpen,
Mit Schaaren und Völkern,
Als der Hagel fährt von den Wolken.
Da ward die hehreste Volksschlacht,
Die in diesem Märegarten *)
Je gerühmt ward.

*) Berühmten Lande. — H.

„O wie die Waffen klungen,
Da die Rosse zusammensprungen!
Heerhorne tönten,
Blutbäche strömten,
Die Erde drunten spaltete,
Die Höll' entgegenschimmerte,
Da die Hehresten der Erde
Sich suchten mit Schwertern.
Da erlag dann manche breite Schaar,
Mit Blute beronnen gar;
Da mochte man sehn dräuen,
Durch Helme zerhauen
Manchen Pompejusmann,
Da Cäsar den Sieg nahm.“

Cäsar erfreut sich des Sieges, geht an der Spitze des Heeres nach Rom; die Römer holen ihn ein in ihre Stadt, fangen ein neu Regiment an. Cäsar läßt die neue Regierungsart auch den deutschen Nationen anpreisen, damit sie ihrem Reich einen neuen Glanz verschafften. Er thut zu Rom die Schatzkammer auf und beschenkt seine Getreuen mit Goldstücken, Kleidern und Mänteln.

„Seitdem waren deutsche Mann
Zu Rom lieb und werthsam.“

Augustus folgt ihm; der läßt durch Agrippa Cöln bauen; Worms, Speier, Metz, Trier werden allesammt mit Ehren genannt; und da jetzt Alles aus der Geschichte und Fabel vorbereitet ist, den St. Anno durch Lobgesang zu ehren, so wird der Gesang eigentlich christlich. Unter August wird der Heiland der Welt geboren; zu Rom erscheinen heilige Gotteszeichen:

„Aus der Erden ein lautres Oel entsprang,
Schön rann es übers Land;
Um die Sonn' ein Kreis stund,
Also roth als Feu'r und Blut.

„Da begann zu nahen
Uns Allen die Gnade,
Ein neues Königreich;
Dem muß die Welt entweichen.“

Petrus schickt aus Rom, den Franken zu predigen, Apostel, den

Eucharius, Valerius, Maternus; sie werden mit Thaten und Wundern hergenannt; dreiunddreißig Bischöfe sind nach ihnen gewesen

„Bis auf St. Anno Gewalt;
Deren sind nun heilig sieben.
Die scheinen uns vom Himmel,
Wie das Siebengestirn des Nachts thut.
St. Anno's Licht ist hehr und gut;
Unter den andern ist glänzender sein Schein
Wie der Hyacinth im goldnen Fingerlein.

„Den viel theuren Mann
Mögen wir nun zum Beispiel haben;
Den sollen als einen Spiegel ansehn,
Die Tugend und Wahrheit wollen pflegen."

So geht der Gesang in seine Lebensgeschichte.

„Wie die Sonne in den Lüften,
Die zwischen Erd' und Himmel geht,
Beiden Hälften scheinet:
So ging der Bischof Anno
Vor Gott und vor Menschen.
Im Reichspalast seine Tugend solche war,
Daß ihm das Reich ganz untersaß;
Beim Gottesdienst in den Geberden
War er, als wenn er ein Engel wär'.
Seine Ehr' erhielt er zu beider Seit'
Und ward zu den ersten Herren gezählt.
Seine Güt' erkannte viel und mancher Mann;
Vernehmt, wie seine Sitten waren gethan!
Offen waren seine Worte,
Für die Wahrheit er Niemand furchte.
Als ein Löwe saß er vor den Fürsten,
Als ein Lamm ging er unter den Dürft'gen;
Den Tummen war er scharf,
Den Guten war er sanft;
Waisen und Wittwen
Die lobeten hoch seine Sitten;
Seine Predigten und sein Ablaß,
Niemand konnt' sie thun baß;

Selig stund die Cölnische Welt,
Da sie solches Bischofs war werth."

Wenn Jedermann des Nachts schlief, stund er auf, besuchte die Kirchen und Armen mit seiner Gabe, that Werke der Mildthätigkeit, daß er ein Vater aller Waisen heißen konnte. Desgleichen stand es im ganzen Reiche wohl, da er des Gerichts pflegte und den jungen Heinrich erzog. Auswärtige Könige sandten ihm darüber Geschenke, von denen er zu Gottes Lobe vier Münster erbaute.

„Das fünfte ist Siegeberg, seine liebe Stadt;
Darauf steht nun sein Grab."

Jetzt kommen die Widerwärtigkeiten, die er erduldet.

„Daß nicht die große Ehre
Verwirrte seine Seele,
Thät ihm Gott, wie der Goldschmied thut,
So er wirken will eine Spange gut."

Dieser schmelzt das Gold im Feuer, erhebt's mit feiner Arbeit, feinen Drähten, schleift die Edelsteine mit mancher Zubereitung.

„So schliff Gott St. Anno
Mit mancher Arbeit."

Oft und viel fochten ihn die Landherren an, das Gott ihm denn immer zu Ehren wandte.

„Viel' ihn verriethen,
Die ihn sollten behüten;
Viel' ihn verachteten,
Die er zu Ehren gebracht."

Zuletzt konnte es Niemand vermeiden; er wurde zu Cöln mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie David einst vertrieben ward,

„All' nach des heiligen Christus Bild;
Das sandt' ihm Gott vom Himmel."

Unter dem vierten Heinrich geräth das ganze Reich in Verwirrung.

„Mord, Raub und Brand
Verheerten Kirchen und Land,

Von Dänemark bis in Apulien,
Von Kerlingen bis in Ungarn.
Denen Niemand mochte widerstehn,
Wenn sie mit Treue wollten beisammen gehn
Die stifteten jetzt Heerzüge groß
Wider Neffen und Hausgenoß.
Das Reich kehrt' seine Waffen
In seine eigne Adern;
Mit siegehafter Faust
Ueberwand es sich selbst,
Daß die getauften Leichnam'
Dahin geworfen lagen
Zum Aase den bellenden,
Den grauen Waldhunden.
Da das nicht gelang, St. Anno zu söhnen,
Verdroß es ihn, länger zu leben."

Jetzt kommen die Offenbarungen, die ihm geschehen sind; der Lobgesang hebt sich; denn er nähert sich Anno's Tode. Auf einer Reise im thüringer Lande thut sich ihm der Himmel schön auf; er sieht die göttliche Wonne, die er nicht verkünden darf einem weltlichen Mann; er sieht, was zukünftig geschehen soll, und wird darüber so bestürzt, daß

„Von dannen an er begonnte zu siechen."

Eines Nachts dünkt ihn, er trete in einen königlichen Saal; er sieht wundersame Thronstühle, wie im Himmel sein sollen, allenthalben behangen mit Golde:

„Die vielen theuren Steine leuchteten da überall;
Sang und Wonne war da groß und mannichfalt.
Da saßen der Bischöfe manche,
Sie schienen zusammen wie Sterne.
Der Bischof Bardo war ihr Einer,
St. Heribert glänzt' als ein Edelstein;
Andere Herren genug,
Und war ein Leben und ein Muth!
Da stund ein Stuhl ledig und prächtig;
St. Anno ward deß hoch erfreut.
Der Stuhl stand ihm zu Ehren da;
Nun lobt' er Gott, da er es sah.
O, wie gern hätt' er da gesessen!
Den lieben Stuhl wie gern erfaßt!

Aber das wollten ihm nicht erlauben die Fürsten,
Eines Fleckens wegen vor seiner Brust.

„Auf stand der Herren Einer, hieß Arnold,
Zu Worms war er vormalen Bischof;
St. Anno'n nahm er bei der Hand;
Sie gingen da besonders.
Er sprach: „Tröst' Dich Gottes Treu!
Dieser Flecke wird Dir weggethan.
Bereit ist Dir der ew'ge Stuhl,
Und das in kurzen Stunden;
Dann bist Du diesen Herren willkommen,
Jetzt magst Du unter ihnen nicht bleiben.
Wie lauter Der soll sein, den sie wollen leiden,
Hat Christus Dir in diesem Gesicht gezeiget.
O, was wartet auf Dich für Ehr' und Gnade!"

„Hart ging es ihm zu Herzen,
Daß er wiederkehren sollte zur Erde.
Wär's nicht mit ihm zur Stunde so bewandt,
Um alle Welt hätt' er nicht geräumet das Paradieseland.
Solch' ist die himmlische Wonne,
An die wir denken sollen, Alt' und Junge.

„Von dem Schlafe der Herr da aufstund;
Wohl wußt' er, was er sollte thun.
Er gab den Cölnern wieder seine Huld,
Wie groß auch, daß er sie haßte, war ihre Schuld."

Von diesem Flecken ist er nun gereinigt, und er naht sich Gottes Lohne. Noch wird er kasteit wie Hiob von Haupt zu Füßen und hart betäubt.

„So schied die theure Seele
Von diesem siechen Leibe,
Von menschlichem Jammer
Ins ew'ge Paradies.
Das Fleisch empfing die Erde,
Der Geist fuhr auf zur Höhe.

„Als er zu Gottes Antlitz kam,
Zu ewigen Gnaden,

Thät noch sein edler Muth,
Wie der Adler seinen Jungen thut,
Wenn er sie lehren will ausfliegen.
Er schwebet über ihnen in voller Zier,
Er schwingt sich auf zur Höhe;
Das sehn die Jungen gerne.
So wollt' er uns auch führen,
Wohin wir ihm sollten folgen;
Er zeiget uns hienieden,
Welch Leben sei im Himmel.
Am Grabe, da sie wollten todt ihn haben,
Da wirkt' er schöne Zeichen:
Die Siechen und Gekrümmten
Die wurden da gesund."

Mit ausführlicher Pracht wird ein Wunder, das St. Anno an einem Blinden bewirkt, hererzählt, dies an die größten, prächtigsten Wunder Moses' geschlossen und mit einem sehr treffenden, edeln Lobe der göttlichen Güte geendigt.

Was sagen Sie zu diesem Gedichte? zu seiner Composition, zu seiner Würde, zu seinem Umfange, zu Zusammenleitung seiner Theile, zu seiner moralischen Schönheit, endlich zur Blume seines Vortrages? Hätte jeder Heilige einen solchen Lobredner, jedes Kloster einen solchen Dichter gezogen, wie reich wären wir! wie gern wollten wir diese Heiligen ehren! Lesen Sie jetzt das Gedicht im Schilter oder lieber in Bodmer's Opitz und suchen das Ganze, wie schwer es auch würde, in Eins zu fassen: es ist wie eine ungeheure gothische Kirche im schönsten Stil dieses Geschmacks. Nur St. Anno's Leben und die Geschichte seiner Zeit müssen Sie dazu lesen; unglaublich ist's, wie der Dichter von Allem die würdigste Seite zeigt und gleichsam die schönste Blume gepflückt hat. *) Nächstens eröffnet sich uns ein neues Feld der Zeiten.

---

*) Eben lese ich im Bragur, Th. 2. S. 440, daß eine Uebersetzung dieses Liedes mit historischen Anmerkungen von Herrn Prof. Hegewisch in Eggers' „Deutschem Magazin" (1791 Mai) zu finden. Der eben genannte würdige Mann hat uns vom Erzbischof Anno bereits einige Nachrichten übersetzt in seinen „Charakterzügen der Deutschen". — H.

3.

Sie werden bemerkt haben, daß im Lobgesange auf den St. Anno schon eine biegsamere Sprache herrschte, als bei Otfried oder dem Siegssänger gegen die Normannen zu finden sein konnte. Wie, wenn ich Sie auf einmal in den Garten der feinsten Zucht und Sitte, der Ehre und Liebe einführe, wo jede Blume in der artigsten Sprache genannt und gepriesen wird?

„Ich grüße mit Gesange die Süße,
Die ich vermeiden nicht will noch mag.
Da ich sie von Munde selbst konnte grüßen,
Ach leider, deß ist mancher Tag! —
Wer nun dies Lied singe vor ihr,
Der ich so gar unsanftiglich entbehre,
Es sei Weib oder Mann, der habe sie gegrüßet von mir."

Sie sehen, ich rede von den Dichtern des schwäbischen Zeitalters und zürne auf mich selbst, daß ich auch diese erste Strophe eines Gesanges Kaiser Heinrich's VI. der Lieblichkeit ihres Dialekts entraubt habe. Sie soll auch die einzige sein; denn man muß diese Poesien nothwendig in ihrer Mundart selbst lesen. Jeden harten Buchstaben oder Vocal, den man aus unsrer rauheren Sprache einschaltet, jedes sanfte Bindewort, das man ausläßt, weil es uns ungeläufig ist, jede Regel der Grammatik und Construction, die man verändert, tödtet eine Grazie des Dichters. Bodmer hatte Recht, daß er diese Sprache so hoch pries und Umbildungen dieser Gedichte nicht versuchte; sie sind äußerst schwer, ja fast unmöglich, es sei denn, daß man sie blos des Verständnisses wegen in Prose gebe. Sie kennen das schöne Lied König Konrad's, Vaters des unglücklichen Konradin:

„Ich freue mich mancher Blumen roth,
Die uns der Maie bringen will" u. s. w.

Sie kennen den ungemein schönen Klagegesang des Herzogs Heinrich von Breslau, den uns Götz in seiner Manier verkürzt gegeben:

„Ich klage Dir, Mai, ich klage Dir, Sommerwonne,"

Sie kennen ohne Zweifel noch manche, die Gleim und Andre in sehr glücklichen Nachbildungen gegeben; das Unmögliche ist aber

unmöglich. Lesen Sie die Gedichte selbst und gewöhnen Sich an die Mundart dieses Zeitalters, oder vielmehr lassen Sie Sich solche von einem zarten Munde, der sich in den Resten des Dialekts jugendlich gebildet hat, vorlesen, und Sie werden über die fließende Anmuth und Süßigkeit der alten deutschen Sprache erstaunen. Noch mehr werden Sie erstaunen, wenn Sie diesen ganzen Lorbeer- und Myrtenwald allmählich mit Muße durchwandeln. Kaiser, Könige und Fürsten, Fürsten aus allen Gegenden Deutschlands, in Böhmen, Schlesien, Brandenburg, Meißen, Thüringen, Brabant, am Rhein u. s. w., Edle aus den berühmtesten Geschlechtern aller Provinzen Deutschlands und der Schweiz, außer ihnen Bürger und eine Menge Personen, die auf einen Liederstreit als auf ein Abenteuer ausgingen, kommen darin vor; die Gewächse ihrer Poesie sind zwar sehr verschieden, bald ansehnliche Stämme, schöne, fruchtbare Bäume, bald kleine niedliche Gesträuche, hie und da auch ein verworrenes Gebüsch nicht ohne Unkraut; im Ganzen aber ist und bleibt dies dichterische Zeitalter ein Phänomenon in der deutschen Geschichte. Wer ist, der es uns erkläre, wie man die Entstehung eines Homer's, Ossian's, der Skalden erklärt hat? Bodmer hoffte mit seiner Ausgabe der Manessischen Sammlung solcher Dichter einen Commentar darüber aus den Umständen der Geschichte zu veranlassen;*) dieser Commentar aber ist noch nicht erschienen. Und doch würde ein solches Unternehmen nicht nur das Lesen der Dichter selbst leicht und angenehm machen, sondern auch den lehrreichsten Aufschluß über eine der merkwürdigsten Perioden Deutschlands, ja des menschlichen Verstandes selbst geben.

Denn, mein Freund, warum haben diese merkwürdigen und großentheils angenehmen Gedichte in unserm Vaterlande bisher so wenig Wirkung hervorgebracht, ja selbst so wenig Aufmerksamkeit erregt? Warum liegt Bodmer's Ausgabe in unsern Buchläden todt da? Lassen Sie uns, so manche Ursache wir dazu hätten, nicht blos das Klaglied über die Unachtsamkeit der Deutschen gegen Alles, was vaterländisch ist, anstimmen. Etwas dazu möchte immer doch auch in der Art liegen, wie die Sache behandelt ward. Der verdienstreiche Bodmer gab zuerst Proben dieser Poesie mit einer kleinen Grammatik, einem Glossarium und einigen Nachrichten, so weit er sie damals hatte und haben konnte;**) er war dabei

*) „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitalter". Zürich 1758. Vorrede des zweiten Theils. — H.

**) „Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts". Zürich 1748. — H.

auf einem guten Wege. Bei der ganzen Manessischen Sammlung ward ihm das Werk zu schwer; er gab sie ohne Glossarium, ohne erläuternde Anmerkungen, sogar ohne Unterscheidung der Lieder heraus, blos und genau, wie er sie in der Handschrift fand.*) Das war nun freilich zu einem leichten, angenehmen und nützlichen Gebrauch dieser Gedichte dem Leser zu viel zugemuthet, von ihm zu viel erwartet. Die gedrungene Menge der Verse von hundertundvierzig Dichtern übertäubte; und es mögen Wenige in Deutschland sein, die das interessante Buch bis zu Ende gelesen, geschweige studirt und sich nutzbar gemacht haben. Diesen schreckt die Einförmigkeit oder, wie er meint, die Trivialität des Inhalts, in dem so viel von Minne und Weibern, von Mai und Sommer, von Zucht und Ehre gesprochen wird, ab; Jener kommt mit der Sprache nicht fort — ein unverständliches Wort hindert ihn am Genuß der ganzen Strophe; ein Dritter, der Alles gern an Stelle und Ort betrachtet, weiß nicht, wohin er diesen oder jenen erwähnten Umstand bringen soll, wer dieser Wenzel und Konrad, jener Rudolf oder Heinrich sei: er glaubt also, da er diese Gesänge mit der Geschichte nicht verbunden sieht, Stimmen außer aller Zeit, etwa das Erdmännchen zu hören, dem Bodmer in einem seiner kritischen Briefe einige Strophen dieser Lieder in den Mund legt.**) Und so bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben.

Ich wüßte eine fügliche Auskunft. In der Jenaischen Universitätsbibliothek liegt ein nicht unbekannter, schätzbarer Codex, von dem Wiedeburg vor fast vierzig Jahren Nachricht gegeben,***) und zu dessen Ausgabe man neulich Hoffnung gemacht hat. Ich kenne ihn ziemlich genau und habe mir einen Theil der Gedichte selbst abgeschrieben; er enthält nicht nur einige völlig neue Dichter, die in der Manessischen Sammlung nicht sind, sondern auch von den in dieser Sammlung vorhandnen neue Stücke und endlich die schon herausgegebnen (der Manessische Codex ist viel reicher) in einem andern, dem thüringischen Dialekt. In Alledìesem kann er sehr lehrreich werden. Was herausgegeben ist, darf nicht wiederholt werden; eine Vergleichung dieser Stücke aber möchte Materialien zu einer Abhandlung über die allmähliche Bildung der verschiednen Dialekte Deutschlands geben, die Manches aufhellte. Eigentliche Minnelieder sind in ihm wenige; die meisten sind moralisch, lobend oder strafend,

*) Sammlung von Minnesingern. — H. [Vgl. oben S. 304 Anm. *. — D.]
**) „Neue kritische Briefe". Zürich 1749. S. 474. — H.
***) Wiedeburg's „Ausführliche Nachricht von einigen alten teutschen poetischen Manuscripten in der Jenaischen akademischen Bibliothek", Jena 1754. — H.

satirisch, geistlich. Dies führt von selbst auf die Geschichte der Begebenheiten, Meinungen und Sitten der Zeit. Viele Lieder haben Melodien, woran es dem Manessischen Codex fehlte; zum Verständniß der Silbenmaße und des Versbaues, überhaupt auch zur Geschichte der Declamation und des Tons der Zeiten sind diese ein schätzbares Hilfsmittel, gleichsam ein Aufschluß zur Form der Gedichte. Denn wenn wir unparteiisch reden wollen, so dünkt uns oft doch, wo das Gedicht nicht eigentliches, muntres Lied ist, die Minnesingerweise langweilig; die Strophe zieht sich in langen und kurzen Zeilen für uns tonlos und matt dahin, wie sie in späterer Zeit bei den Meistersängern sich fast unausstehlich schleppte. Ein Aufschluß, den uns hierüber ein Tonkünstler gäbe, wäre Niemanden unwillkommen, und nicht unwillkommner die Untersuchung, wie diese schleichenden Silbenmaße in die deutsche Sprache gekommen seien, die ehedem so kurze, rasche Wortschälle liebte. Am Willkommensten wäre uns dabei ein erläuternder Commentar dieser Gedichte aus den Begebenheiten und Sitten des damaligen Zeitalters. Von selbst würde sich dieser auf Bodmer's und Müller's Sammlungen*) erstrecken müssen, und so würde der Commentar den Dichtern selbst aufhelfen. Jenes zu gut würde man diese lesen. Nothwendig käme man dabei der Sprache auch zu Hilfe, welches jetzt nach Oberlin's Glossario leichter ist, als es zu Bodmer's Zeit war. Geschähe dieses durch ein Glossarium oder durch Noten oder durch eine prosaische Uebersetzung unter dem Text, wie es dem Herausgeber am Zweckmäßigsten dünkte, auf jede Weise würden diese Gedichte unterrichtend, angenehm, lesbar und lebendig.

Ohne Zweifel wünschen Sie mit mir, daß ein so rühmliches Werk bald erscheine. Es falle aber ja einem verständigen Mann in die Hände, der uns die Schönheit der alten deutschen Muse nicht vordeclamire! Sie ist bescheiden und züchtig; sie will nicht gelobt, aber verstanden, geschätzt und geliebt sein.[1])

Dabei wollen wir uns alle Hoffnung vergehen lassen, daß unsre jetzigen deutschen Fürsten, Kaiser, Könige, Herzoge, Grafen und Herren wie ihre Vorgänger und Urahnen Gedichte machen sollen und werden; die Zeit ist vorüber. Gnug, wenn sie aus diesem Werk die Sinnesart und den Ruhm ihrer Vorgänger und Urahnen kennen lernen; und dazu könnte für viele der edelsten

---

*) Berlin, 1783. 4. — H.

[1]) Herder's Wünschen ist jetzt auf jede Weise genügt. Auch für die Erneuerung der Minnesinger ist durch Simrock in schönster Weise gesorgt worden. — D.

Geschlechter im oben gewünschten Commentar mancher Rath geschafft werden.

Mein heutiger Brief liefert Ihnen keine Poesie; denn was hülfe es, aus einem so reichen Garten ein paar welke, ausgerupfte Blümchen vorzuzeigen? In einer schönen Sommermuße müssen Sie den reichen Garten selbst kennen lernen.

Ueber die langen epischen Gedichte dieses Zeitalters werde ich Ihnen gar nichts schreiben. Die wenigsten habe ich gelesen; es hat mir zu ihnen Lust und Muße gefehlt. Dem Inhalte nach möchte ich sie gern, auch wo ihr Stoff aus fremden Sprachen entlehnt ist, in ihrem deutschen Gewande kennen lernen; und ich wünschte (denn mein Brief ist einmal auf dem Wege des Wünschens), daß uns ein deutscher Tressan,[1] angenehm und interessant wie der französische, eine Bibliothek dieser epischen Romane gäbe. Er könnte auf seinen glänzenden französischen Vorgänger verweisen und nur bemerken, welche neue Gestalt der fremde romantische Stoff in deutschen Köpfen angenommen habe. Dies möchte eine nicht zahlreiche, aber sehr unterrichtende Bibliothek der deutschen epischen Romane werden, worüber seit einigen Jahren hie und da in Schriften und Journalen manches Gute bereits versucht ist. *) Leben Sie wohl und erwarten, daß ich Ihnen nächstens eine deutsche Epopöe nennen und sie (proh Dii!) dem Homer unmittelbar zur Seite setzen werde!

4.

Die deutsche Epopöe, die ich Ihnen zu nennen hatte, ist nichts Anders als der Ulysses aller Ulysse, Reineke der Fuchs, eine der ersten Compositionen, die ich in irgend einer neueren Sprache kenne. Ueber eine Sache, die uns lieb ist, mag man gern reden; erlauben Sie also, daß ich hier etwas weit aushole.

Lessing hat gezeigt, daß die Bestandheit der Thiercharaktere Thiere vorzüglich zu handelnden Personen der Fabel empfehle. **) Er hat auch einen Vorschlag zu fortgesetzten Aesopi-

---

*) Im „Journal von und für Deutschland", im „Deutschen Museum" u. s. w. Auch die „Deutsche Bibliothek der Romane" (Riga, bei Hartknoch) hat für diese Werke ein eigenes Fach. — H.

**) Abhandlungen hinter seinen Fabeln. — H. [Vgl. oben S. 97. — D.]

[1]) Gemeint ist die „Bibliothèque universelle des Romans", aus welcher Wieland außer andern Gedichten seinen Oberon, Herder später den Cid schöpfte. — D.

schen Fabeln gethan und davon Proben gegeben; er wußte aber selbst, daß dergleichen fortgesetzte, ja zu einer größeren Composition zusammengeordnete Fabeln längst da und bei mehreren Völkern beliebt waren. Sie kennen die indischen Fabeln Bidpai', die Wilkins vor einigen Jahren aus der Ursprache bekannt gemacht hat.*) Diese waren vorher im Persischen, Arabischen, Griechischen und seitdem unter verschiedenen Namen in mehreren europäischen Sprachen bekannt und allenthalben mit Recht gepriesen; gegen unsern „Reineke Fuchs" sind sie indessen nichts als ein zusammengereihter Rosenkranz oder vielmehr eine Einschachtelung von Fabeln, da eine in der andern steckt, so daß man zuletzt nicht weiß, wer erzählt. Die Morgenländer gingen auf dieses Kunststück eigentlich aus, und ich mag sie in ihrem Geschmack nicht tadeln, darf aber auch nicht bergen, wie lieber mir „Reineke der Fuchs" sei. Hier ist Alles fortgehende epische Geschichte; nirgend steht die Fabel stille, nirgend wird sie unterbrochen; die Thiercharaktere handeln in ihrer Bestimmtheit mit der angenehmsten Abwechselung fort, und Reineke, der in einem großen Theil des Gedichts, wie Achill, in seinem Schloß Malepartus ruhig sitzt, ist und bleibt doch das Hauptrad, das Alles in Bewegung bringt, in Bewegung erhält und mit seinem unübertrefflichen Fuchscharakter dem Ganzen ein immer wachsendes Interesse mittheilt. Man liest eine Fabel der Welt, aller Berufsarten, Stände, Leidenschaften und Charaktere. Eine Kenntniß der Menschen, der Höfe, der Geschlechter, des Laufs der Begebenheiten ist in ihm bemerkbar, daß man beständig vor dem köstlichen Spiegel zu stehen glaubt, von welchem der Fuchs so angenehm lügt; und die Scenen der größten Gefahr werden natürlich auch die lehrreichsten, die interessantsten Scenen. Alles ist mit Kunst angelegt, ohne im Mindesten schwerfällig zu werden; die Leichtigkeit des Fuchscharakters half nicht nur dem Reineke, sondern auch dem Dichter aus; sie half ihm zu sinnreichen Wendungen, in einer Leichtigkeit und Anmuth, die ihn bis zur letzten Zeile begleitet. Ich gestehe, daß dies Alles der angenommenen Theorie ziemlich entgegen sei, und daß, wenn man mir von einer Thierfabel, die durch lange vier Bücher fortgeführt wird, erzählt hätte, man mich ungläubig würde gefunden haben. In der Ausführung, je länger der Fuchs schwätzt und betrügt, je gelehrter und künstlicher er lügt, desto angenehmer wird er. Durch unmerkliche Gradationen wurden wir auf Alles zubereitet; und die Geschichte vom Schatz und von den Kleinodien, die Ihren beiden Majestäten bestimmt

*) *The Hēētōpădēs of Vishnu-Sarma.* Bath 1787. — H.

waren, ist vielleicht das Ergetzlichste, das in dieser Gattung je geschrieben werden konnte. Disputire man von vernunftmäßiger Erhöhung der Thiercharaktere, wie weit sie dem Fabulisten erlaubt oder versagt sei, das Genie spottet dieser unbestimmten Verbote. Es weiß durch innere Regel, wie hoch es den Charakter eines Thieres oder Menschen hie und nicht dort, dort und nicht hie erhöhen könne, erhöhen müsse und dürfe. Diese innere Regel ist ihm Gesetz und die Wirkung auf uns sein sicherer Bürge. Die anmuthige Ruhe endlich, die in diesem ganzen Gedicht herrscht, die Unmoralität, ja sogar die Schadenfreude des Fuchses, die leider zum lustigen Gange der Welt mitgehört, sie machen das Buch zur lehrreichsten Einkleidung eben dadurch, daß sie es über eine enge, einzelne Endmoral erheben; denn eine Epopöe oder Tragödie, die sich zuletzt in einen einzelnen Satz zusammenzöge, wäre zuverlässig arm und elend.

Dank also dem Heldendichter des Fuchses, wer er auch sei; Dank Allen, die sich mit diesem Buche bemüht haben. Auch Gottsched wollen wir unter diesen nicht vergessen, so viel er bei seiner Uebersetzung gefehlt haben möge.*) Seine Ausgabe hat dies Gedicht wenigstens bekannt gemacht; die dabei gebrauchten Everding'schen Kupfer, Baumann's moralischen Commentar mit den in ihm oft vorkommenden Stellen alter deutscher Gnomologen hat man auch daneben, und hinten beigefügt ist die niederdeutsche Urschrift selbst. Allerdings ist diese von sonderbarer Süßigkeit und Anmuth; fast ohne gewöhnliche Flickreime fließen die Verse wie ein sanfter Strom; das Lustige, Naive, Possierliche wird in ihm siebenfach natürlich und lustig.

Aber, werden Sie sagen, ist dieses Gedicht denn ein deutsches Product? ist's nicht eine Uebersetzung aus dem Altfranzösischen, wie sein Verfasser selbst sagt? Allerdings. Darauf lasse ich mich aber nicht ein; gnug, wir sind im Besitz und kennen bisher kein französisches Original, aus dem es übersetzt wäre. Welche Nation sich des Werks anmaßt, beweise ihre Anmaßung, nicht durch Titel des oder jenes Romans, sondern durch Bekanntmachung des Originals selbst.**) Fände da sich auch ein solcher Roman (und ich

---

*) Heinrich von Alkmar's „Reineke der Fuchs", übersetzt von Gottsched. Leipzig 1752. 4. — H.

**) Den von Suhl aus der Lübeck'schen Bibliothek herausgegebnen holländischen „Reineke" kenne ich noch nicht. Nach den von Gottsched gegebnen Proben scheint er dem französischen Original näher zu kommen; das wahre epische Kunstgedicht bleibt indessen vor der Hand dennoch das deutsche, bis das Original selbst erscheint. — H. [Vgl. jetzt Reinaert, „Willem's Gedicht van den Vos Reinaerde und die Um-

wünschte, daß man sich um die in dieser Streitsache genannten Gedichte Mühe gäbe), so bleibt meines Erachtens dem Alkmar, oder wer der Verfasser unsers Gedichts sei, immer noch sein ganzes Verdienst; er hat, da er übersetzte, wirklich gedichtet. Da ist auch keine Lücke, kein Zwang einer Nachahmung oder eines Erborgten sichtbar; die Scene des Gedichts liegt um den Verfasser wie seine Welt da; jede Thierseele, ja der lebendige Lauf der Zeit hat ihn beseelt. In einem Jahrhundert, da Comines seine Geschichte schrieb, konnte ein Andrer wol auch „Reineke den Fuchs" schreiben; sie lebten auf einem Gipfel des Glanzes der Höfe sowie auch politischer Ränke und Unterhandlung. Damals waren diese Dinge viel mehr in sinnlichem Anblick, als sie es jetzt sind; die Politik hat sich seitdem immer mehr in die Cabinetter verkrochen, die Charakterbestandheit einzelner Stände ist geschwächt, ja hie und da ausgelöscht worden. Zu unsrer Zeit kann kaum Jemand mehr einen „Reineke Fuchs" mit der anschaulichen Wahrheit schreiben, die in diesem Gedicht durchhin herrscht und lebt. Ein verdienter Jurist hat eine gelehrte und angenehme Abhandlung vom Nutzen dieses Gedichts in Erklärung der deutschen Reichsalterthümer, insonderheit des ehemaligen Gerichtswesens geschrieben,*) die gelesen zu werden verdient; eine politische Abhandlung über „Reineke" aus dem Geist seiner und aller Zeiten macht Jeder sich leicht selbst in Gedanken.

Damit aber bin ich nicht auf der Seite Derer, die dem ganzen Gedicht ein einzelnes historisches Factum, von dem es nur Einkleidung sei, unterlegen wollen. Eccard brachte eine solche Hypothese auf,**) und neulich hat man sie sogar dahin erneuern wollen, als ob der ganze „Reineke" nichts als ein fränkischer Edelmann, ein Herr von Fuchs oder Voß gewesen.***) Wahrlich, das wäre der Rede werth! Nein, mein feiner Reineke treibt seine Wirthschaft im Namen aller Füchse auf Gottes Erde; in ihrer aller Namen hintergeht er, beichtet, verantwortet sich und kommt von der Leiter des Galgens zu hohen Ehren empor. Sein Schloß Malepartus hat tausend und abermal tausend Namen, so wie

---

arbeitung und Fortsetzung Reinaert's Historie. Herausgegeben und erläutert von Ernst Martin." Paderborn 1874. Suhl hatte eine Prosaauflösung von Reinaert's Historie herausgegeben. Der niederdeutsche „Reinke" von einem in Lübeck oder dessen Umgegend lebenden Dichter (nicht von Hinrek van Alckmer selbst) ist eine freie Bearbeitung von Reinaert's Historie. — D.]

*) Dreyer's „Nebenstunden", Bützow 1762. — H.

**) Vorrede zu Leibniz' *Collectanea etymologica*. — H.

***) Mich dünkt, im „Journal von und für Deutschland" habe ich die Hypothese gelesen. — H.

Majestäten, Beichtväter, Geheimschreiber, Kanzler und Räthe (eben der von Lessing bewiesenen Charakterbestandheit wegen) ihre ewigen Urbilder haben. Eine historische Hypothese solcher Art zerstört den Zweck und die Absicht der ganzen poetischen Schöpfung und ist ebenso unnatürlich als unpoetisch. Wenn alle Herren von Fuchs und Voß aussterben, stirbt das Geschlecht der Reineke zum Besten der Welt nie aus, und so lange es Löwen, Dächse, Wölfe, Bären, Kater, Böcke, Hasen und Schlangen giebt, wird's den Füchsen wohl gehen, für die Hof und Welt gemacht zu sein scheinen.

Weil ich mit meinem „Reineke" der Zeit nach etwas vorgeschritten bin, so wollen wir nächstens einige Schritte zurückgehn. Im Wege sind wir dennoch geblieben.

5.

Von je her hat die deutsche Poesie die Moral geliebt. Gewiß nicht nur, weil sie seit der christlichen Zeitrechnung von den Klöstern ausging und meistens religiösen Inhalts war, sondern wol auch des biedern Charakters und der Rechtlichkeit der Nation wegen. Ein hoher Aufschwung, eine zügellose Licenz lag weder in der Gemüthsart noch in den Gewohnheiten, Sitten und Gesetzen der Deutschen; selbst das Klima begünstigte solche nicht, oder es forderte sie wenigstens nicht auf. Wenn man also den wärmern Nationen eine tiefere Empfindung zugeben, mithin auch manche raschere Ausschweifung zu gut halten muß, so haben wir uns dagegen den Weg der goldnen Mittelmäßigkeit gesichert und dazu, wie Alles, so auch unsre Versart eingerichtet. Für Fabel und Sprüche, die beiden leichtesten Einkleidungen der poetischen Moral, ist die kleine Versart in achtsilbigen Jamben, die den mittleren Jahrhunderten die gewöhnliche war, gleichsam geschaffen. Beide haben sich ihr auch sehr glücklich, oft mit beneidenswerther Kürze und, wenn ich so sagen darf, mit einer Rechtschaffenheit eingeprägt, daß der ziemlich eintönige Vers gleichsam ein Echo der eintönig starken Ueberzeugung zu sein scheint. Schon in den Dichtern der schwäbischen Zeiten bemerkt man, daß, so viel Kunst man auch auf die Bildung einer abwechselnden Strophe verwandte, die moralischen Sprüche die einförmigsten und durch das Wiederkommen ihrer Schwere gleichsam die prägnantsten werden; die Anmahnungen des Königes Tirol an seinen Sohn, des Wins-

beke und der Winsbekin an ihre Kinder, ob sie gleich noch lyrischer Art sind, nähern sich schon diesem moralischen Rhythmus.*) Vortreffliche Stücke, ein Kern der altdeutschen Treue und Sittenerziehung! Im Manessischen sowol als Jenaischen Codex kommen manche Fabeln oder kleine allegorische Gespräche z. B. zwischen der Treu' und Untreu', der Wahrheit und Unwahrheit[1]) vor; leichte Einkleidungen, bei denen es wenig auf Kunst, desto mehr aber auf gute Meinung und Lehre ankam. Der alte Gnomolog, der unter dem Namen Freidank bekannt ist, brachte die kurze Sentenzenversart noch mehr in Gebrauch. Er scheint viel gelesen und auswendig gelernt worden zu sein; und wahrscheinlich wird man bei Zusammenhaltung der Handschriften an mehreren Orten ihn dort und hier verändert, vermehrt, verbessert finden, nachdem man aus dem Schatz seiner Erfahrung oder Belesenheit neue Sprüche und Lehren hinzufügte. Da jetzt verschiedene Gelehrte ihre Aufmerksamkeit auf diesen alten Sittenlehrer zu richten scheinen,**) so werden wir darüber bald nähere Auskunft haben. Und sodann sollte dem Freidank der Renner zugegeben werden, ein schätzbarer Moralist, nicht nur des Inhalts, sondern auch seiner Diction wegen, ob ich diese freilich bisher nur aus seiner gedruckten Ausgabe kenne. Lessing's Gedanke, ihn aus Handschriften herauszugeben, unterblieb, wie leider mehrere seiner guten Gedanken; aber sollte nicht Eschenburg, der sich um Lessing's Nachlaß so sehr verdient gemacht hat und ganz der Mann zu diesem Werk ist, den Gedanken seines Freundes aufnehmen und uns den alten Hugo von Trimberg (etwa auch nur wie Lessing und Ramler den Logau gaben) aus Handschriften wiederherstellen?***) Sollte unsre Nation der Kindheit so ganz entwachsen sein, daß sie die alte Moral und Fabelunterweisung ihrer Väter, mit der glücklichsten Präcision biederherzig ausgedrückt, nicht wenigstens von den Motten befreit wünschte? „Nachdem alle Menschen", sagt Flacius Illyricus, „gern von ihren Eltern und Vorfahren viel wissen wollen, auch Alles, so bei ihnen gewöhnlich und gebräuchlich, hoch halten; weil auch alle Menschen gern etwas, beides von den uralten und von fremden Sprachen, wissen: so muß Einer je gar ein Stock und so zu reden

*) Schilter, T. II.; Bodmer's „Sammlung der Minnesinger", Th. 2.; „Bragur", Th. 1. 2. — H.

**) Nach verschiednen Notizen im zweiten Theil des Bragur. — H.

***) Im Bragur ist bereits der Anfang mit einigen Fabeln aus der gedruckten Ausgabe gemacht; die Sentenzen dünken mich das Vorzüglichere in diesem Autor. — H.

[1]) Vgl. Herder's Werke, XIV. S. 589; van der Hagen, III. 4, 8. 10, 40. — D.

kein rechter Deutscher sein, der nicht auch gern etwas wissen wollte von der alten Sprache seiner Vorfahren und Eltern." Mich dünkt, ich sehe eine Zeit nahen, da wir uns mehr als bisher zu diesem Studium thun und unsre Fürsten selbst sich bemühen werden, ihr Volk von der Nachahmung fremder Sitten und Sprachen zu ihrer eignen und zu den Sitten ihrer Vorfahren zurückzulenken. Dann kommt es nur auf fähige Köpfe und rüstige Kräfte an, der Nation diesen Weg angenehm zu machen und sie mit edler Gewalt darauf festzuhalten. Der französische Parnaß ist zerstört, der italienische ist lange dahin, der britische trägt mäßige Früchte; lasset uns unsre eignen Aecker, die Felder unsrer Väter und Urväter bauen, hier blüht uns Glück!

Doch wo gerathe ich hin? Wo Sie mir indeß gewiß gern nachgefolgt sein werden; ich komme wieder zu meiner Spruch- und Fabelpoesie der Deutschen.

Boner's Fabeln sind bekannt; es haben sich ihrer nach und nach, zuletzt auf einmal so viel tüchtige und würdige Hände angenommen, Scherz, Bodmer, Lessing, Oberlin, daß jedem vergessenen Dichter der Deutschen ein ähnliches Schicksal und vom letztgenannten Gelehrten eine Ausgabe derselben zu wünschen wäre, wie Lessing sie vorschlug.*) Da winkt uns aber noch ein andrer, meinem Urtheil nach viel schätzbarerer Fabeldichter als Boner; es ist Burkard Waldis.**) Zachariä dichtete in seiner Manier, und Eschenburg nahm Gelegenheit, sein Andenken wenigstens in einigen Proben zu erneuern; meinem Wunsche nach sollte, mit wenigen Ausnahmen, der ganze Burkard Waldis neu gedruckt werden. Seine Erzählung ist so natürlich und leicht; er hat eine so schöne Anschauung der Dinge um ihn her; seine Sentenzen, die oft länger als die Fabeln sind, schütten ein ganzes Füllhorn von Lehren, Bemerkungen, Sprichwörtern, Erfahrungen aus: daß er schon als Gnomolog vor vielem Andern, was in unsrer Zeit gedruckt wird, den Druck verdiente. Manche kleine Seite von ihm möchte ich lieber geschrieben haben als große Geschichten und Lehrgebäude.

Wie wäre es, wenn ich mich sogleich von Burkard Waldis unterbrechen und ihn diesen meinen trocknen Brief endigen ließe? Hier ist sein Buch; und damit ich keine Vorliebe zeige, möge die erste Fabel statt aller dienen.

Der Hahn findet eine Perle, und er erfreut sich ihrer.

---

*) S. Eschenburg, „Ueber Boner's Fabeln", im Bragur, Th. 2. S. 387 ff. — H.

**) „Esopus, ganz neu gemacht .... durch Burkard Waldis", Frankf. 1548. — H.

„Er sprach: „Was thust Du, edles Kleinod,
In diesem unfläthigen Koth?
Wenn Dich ein reicher Kaufmann hätt',
Viel großer Ehr' er Dir anthät'
Und würd' Dich halten also hold,
Daß er Dich fassen ließ' in Gold.
Du magst aber nicht nutzen mir;
So kann ich auch nicht helfen Dir
Und Dir erzeigen ziemend' Ehr';
Ein' Hand voll Gerst' mir lieber wär',
Damit ich möcht' den Hunger stillen,
Der sich nicht läßt mit Perlen füllen.""

„Die Unverständ'gen merken beim Hahn:
Kunst, Weisheit zeigt die Perle an.
Ein Narr achtet nicht großer Kunst,
Auch ist die Straf' an ihm umsunst.
Das Bös' den Guten ist nicht gut,
Das Gut' den Bösen Schaden thut.
Das Heilthum*) ist nicht für die Hund',
Perlen sind Säuen ungesund.
Der Muscat' wird die Kuh nicht froh, [1])
Ihr schmeckt viel baß grob Haberstroh.
Ein Alter sich zum Alten findt,
Auch mit einander spielen die Kind'.**)
Ein Weib geht zu den andern Frauen,
Ein Kranker will den andern beschauen.
Darum sich's in der Welt jetzt hält:
Zu Gleichem Gleich sich gern gesellt."

Welch ein Reichthum an leichten aus einander fließenden Sprüchen und Lehren!

6.

Warum ich von den Meistersängern noch nicht gesprochen? Weil sie mir oft herzliche Langeweile gemacht haben. Sie sangen

---

*) Heiligthum. — H.

**) Kinder. — H.

[1]) Vgl. Simrock's „Deutsche Sprichwörter", S. 278. — D.

dicht hinter den schwäbischen Dichtern an, und es ist nicht zu leugnen, daß ein Theil dieser schon Meistersängerei enthalte; je mehr aber dies Zunftwesen mit der Zeit zunahm, desto unbarmherziger sangen die Meister. Da ihre ganze Kunst auf Weise, d. i. auf Melodie gestellt war und tonlose Handwerker hierin wol nicht viel Gutes erfinden konnten, so wurden in Kurzem die Morgenröth- und Abendröthweisen so gedehnt, so langweilig, daß ich mir bei den meisten nur den Tuchmacher, Schneider und Schuster denken kann, der seinen Faden lang und kurz zieht. Da ist auch kein seelerhebender Ton, keine Gegenwart der Dinge, kein plötzlicher begeisternder Augenblick (denn wie konnte der in ihre Zünfte gelangen?) merklich; Christi Geburt und Auferstehung, der heilige Geist und geistlose Schwänke werden zu einem langen Seil gesponnen und nach Handwerksgebrauch verdreht. Viele ihrer Melodien sind zum Einschlafen; die schönste Sage, das niedlichste Märchen wird ein Handwerkslied, so trödelhaft, daß es weder Gesellen noch Kinder singen mögen.

Und sie haben viel Schaden gethan, diese langweiligen Meistergesänge. Alle Gesangbücher wurden damit angesteckt: die Flickwörter, Flicksilben, jedes Yah der Meister ging unvermerkt insonderheit in die geistliche Poesie über. Ich weiß wohl, daß man von dieser Seite die Sache nicht hat betrachten mögen; meine Behauptung ist aber wahr und läßt sich aus der Geschichte erweisen. Die älteste Poesie der Deutschen war kurz, die Lieder der Kirchenväter kurz und bündig; das Trödeln kam von den Handwerksstühlen her, und wie konnt's auch anders? Ein Mann ohne Gedanken und Kenntnisse soll lange Weisen ausfüllen! Ein Mann ohne große, geschweige außerordentliche Empfindungen soll neue Weisen erfinden und lehren! Nur unter den Deutschen, zumal in den Reichsstädten, hat dieser Zunftkram so lange dauern und von da aus sich so weit fortbreiten können; denn der deutschen Art nach wird Alles gern langweilig und zünftig.

Erlauben Sie also, daß ich vom großen Uebel mir das kleinste wähle, mithin auf die geistlichen und weltlichen Schwänke der mehresten Meistersänger Verzicht thue und mich an ihre Grüße und Sprüche halte.

Sie wissen, die Meister sagen einander vor der Lade den Gruß; der Geselle hat seinen Spruch. Solche Grüße und Sprüche hat auch die Meistersängerzunft fleißig gehandhabt. *)

---

*) Eine Sammlung derselben war diesem Briefe beigelegt; sie mag indeß auf einen andern Ort warten. — H. [Herder sandte eine Sammlung Meistersängersprüche („alte deutsche Sprüche und Priameln") im August 1788 von Nürnberg aus an

Sprüche einer gewissen Gattung nannte man Priameln, weil zuerst präambulirt wurde, ehe man zum Aufschlusse kam. Ich habe sie anderwärts das deutsche Epigramm genannt; die Form derselben ist aber sehr alt. In den „Sprüchen Salomon's“ und im „Sirach“ ist schon der Keim zu Priameln da, woher ihre Form auch genommen scheint. In den deutschen Zünften ward diese Form ausgebildet und, wenn ich so sagen darf, zum Handwerksleisten. Sie ist in ihrer Art gewiß nicht verächtlich; man kann viel Scharfsinniges in einer vortrefflichen Kürze, mit Aufhalt der Erwartung darin sagen, welches allerdings die Seele des Spruchs zu sein scheint. Ich wünschte also, daß, wie Lessing und Eschenburg dergleichen bekannt gemacht haben,*) noch mehrere aus alten Papieren hervorgezogen würden; sie enthalten wirklich, wie Lessing sie nannte, altdeutschen Witz und Verstand.

Auch will ich mit dem, was gesagt ist, keinem edleren Meister der Zunft seinen Ruhm absprechen, und Hans Sachs bleibt in Deutschland, vielleicht in Europa der Meistersänger Meister. In seiner schönen Provincialsprache herrscht eine so angenehme Naivetät, deutsche Urbanität, Ruhe und Zünftigkeit der Gedanken, daß ich jedem Jahrhunderte in seiner Art einen Hans Sachs wünschte. Es war mir unlieb, zu bemerken, daß die angefangene Auswahl seiner Verse mit Spracherläuterungen von einem seiner geschickten Landsleute und Liebhaber vor einigen Jahren nicht zu Stande kam; ich hoffe, sie wird dazu kommen oder ihr Urheber für sie auf eine andre Art sorgen.**) Leider erzeigen die Deutschen ihm nicht die Ehre, die die Engländer ihrem früheren Chaucer beweisen;***) und doch hätten wir dazu Ursache. In Ansehung der kurzweiligen Geschichten, die er, Waldis u. A. haben, wäre es kein übles Werk, wenn wir ihrem Ursprunge nachspürten: woher diese nämlich genommen sind, welche ausländische Schriften zu der und jener Zeit in Deutschland gegolten haben. Italiener, Engländer und Franzosen sind in Untersuchungen solcher Art vor uns voran, und zur Geschichte der Denkart der Nation sind sie unentbehrlich.

Noch ist eine Gattung von Sprüchen in dieser Zeit merkwür-

Goethe, der in seiner Erwiderung bemerkt, „es sei artig zu sehn, wie sie mit den platten Lebens- und Handwerksbegriffen gespielt“. — D.]

*) Lessing's „Beiträge zur Geschichte und Literatur“. Beitr. 5. S. 198 ff.; Bragur, Th. 2. S. 332 ff. — H.

**) Auswahl Hans-Sachsischer Gedichte von Häßlein, Nürnberg 1781. Th. 1. Im Bragur hat er nebst andern auch aus Hans Sachs Beiträge gegeben. — H.

***) Die schöne Ausgabe dieses Dichters mit Tyrwhitt's Glossarium sollte ein Vorbild solcher Ausgaben werden. Ihren Spenser, Butler u. s. w. haben die Engländer mit großen Commentaren und Noten. — H.

dig, die Bildersprüche, die emblematische Poesie der Deutschen. Von je her liebte unsre ruhig-sinnliche Nation das Anschauen; und wie sie einst ihre Schilde bemalte, ihre Wappen und Helme emblematisirte, so ließ sie sich Bilder und Embleme auch gern interpretiren. Mochten es gemalte Fensterscheiben, Holzschnitte oder Kupferstiche sein, man legte sie aus und erfand gern etwas, was man auslegen könnte. Dies half der deutschen Kunst auf, und die alte Poesie ging langsam und lehrhaft an ihrer Seite. Ich wollte, daß wir eine Geschichte dieser deutschen Bildersprüche mit ihren merkwürdigsten Producten hätten; ohne Zweifel haben mehrere stille Liebhaber dazu gesammelt, und Meusel's nützliche Journale dürften der beste Versammlungsplatz dazu werden. Wie Holbein des Erasmus unsterbliche „Moria“ mit seiner Kunst begleitete, so rüstete Brant sein „Narrenschiff“ in und zu Holzschnitten aus. In den Uebersetzungen desselben, sie mochten prosaisch oder poetisch sein,*) in Kaisersberg's Predigten u. s. w. kamen diese wieder zum Anblick. Wie Aretino seine berühmten Sonetten zu unzüchtigen Zeichnungen erfand, so suchte der deutsche keuschere Geist sittliche Embleme kurz- oder langweilig zu empfehlen, dagegen ihm auch die damals vortreffliche deutsche Kunst zu Gebot stand. Beide haben zu Vorbereitung und Ausbreitung der Reformation das Ihrige tapfer beigetragen,**) so daß ich auch im Druck und in Verzierungen dies Zeitalter fast unübertroffen finde. Man ahmte den alten Mönchsgemälden nach, aber mit viel Verstande und großer Anschauung der Dinge; daher ich dies Zeitalter beinahe das emblematische nennen möchte.

Unvermerkt sind wir also der Reformation nahe gekommen, und Sie verzeihen, daß ich von den berühmten Producten unsrer Sprache, die eine kaiserliche Majestät betrafen, dem „Theurdank“, „Weiß-Kunig“ u. s. w., gar nicht rede. Aus keiner andern Ursache, als weil ich, sie zu lesen, bisher nicht Zeit gehabt habe; wie Vieles überhaupt hätte ich noch zu lesen! und wie manches Gelesene könnte ich entbehren! Nächstens erwarten Sie etwas über die Reformation; doch daß Sie für die Poesie ja nicht zu viel davon erwarten!

---

*) Von Jacob Locher, Jodocus Badius u. s. w. — H.

**) Einer der Liebhaber, Kenner und Sammler altdeutscher Kupferstiche, Holzschnitte, Gespräche, Satiren, Verse und Schwänke sollte der Materie nachgehn, was dies Alles zur Reformation und Aufhellung des Geistes beigetragen habe. Unglaublich frei, dreist und kühn waren die damaligen Zeiten. — H.

7.

Luther war ein starker Geist, ein wahrer Prophet und Prediger unsers Vaterlandes. Er hat die classische Büchersprache der Deutschen zuerst fixirt; alle seine Schriften sind voll Herz und Muth. Auch seine wenigen Lieder athmen deutsche Kraft, obwol seine Uebersetzungen alter Hymnen ziemlich hart sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß, wie in Allem, so auch in dieser Liedersprache sein Geist hätte forterben können; leider aber war das unmöglich. Der einzige Erasmus Alberus und späterhin wenige Andre gingen im Ton der Kirchenpoesie, den er angegeben hatte, auf seiner Bahn, wiewol auch mit sehr ungleichen Schritten fort; der Meistersängerton bemächtigte sich des Gesangbuchs der Protestanten, und die kläglichen Zeiten, die bald nach Luther folgten, brachten vor Allem einen klagenden Ton in die Gesänge. Bald nistete sich auch der dogmatische Geist in sie, und zuletzt ward der größte Theil derselben Machwerk, so daß nach Luther beinah der einzige Paul Gerhard (und wie spät lebte Dieser!) unter den Liedersängern hervorschimmert.*) Eine poetische Reformation bewirkte Luther also nicht (dessen er sich auch nicht anmaßte), vielmehr gaben die dogmatischen Streitigkeiten, die durch seine Reformation entstanden, dem Geist der Gelehrten eine ganz andre, ziemlich unpoetische Wendung. Die lateinischen Schulen, die Melanchthon und andre verdiente Männer beförderten, zogen den etwanigen Genius der Deutschen zur lateinischen Poesie herüber; und da mit dem obersächsischen Dialekt, der durch Luther's Bibelübersetzung und Schriften allgemach zur Büchersprache ward, die Mundarten andrer Provinzen in den Schatten gedrängt wurden, so gingen auch die in ihnen vorhandenen poetischen Producte des obern und niedern Deutschlands auf eine Zeit lang und für die meisten Provinzen fast in Vergessenheit über. Bodmer hat diesen Schaden sehr beklagt, der in manchem Betracht auch nie ersetzt ward.**) Einmal für alle war Deutschland durch den Streit über die Reformation zertheilt und, wenn ich so sagen darf, seinem Gemeingeist entrissen; es scheint nicht, daß es zu diesem so bald zurückkehren werde.

Indessen erholte sich allmählich der menschliche Geist wieder, und es ist sonderbar, daß eben der Winkel, der in ältern Zeiten der

*) Barth. Ringwald's „Treuem Eckard" u. A. lasse ich auch ihr Recht widerfahren. — H.

**) In seiner „Deutschen Grammatik", in seinen „Literarischen Aufsätzen" und sonst. — H.

deutschen Sprache die ersten poetischen Knospen und Blumen gegeben hatte, auch jetzt die ersten Schößlinge zu treiben anfing. Bis auf Opitz waren die ersten glücklichern Versmacher und Dichter Schwaben und Rheinländer; auch die erste Ausgabe Opitzischer Gedichte ward von Zincgref in Straßburg veranstaltet.*) Zwei, einander übrigens sehr ungleiche Männer, beide aus dem Württembergischen, zeichneten sich in dem damaligen Unwesen der Dinge Deutschlands vor Andern an feinerem Geist aus; und es war natürlich, daß beide sich in der Poesie versuchten. Ich lege Ihnen darüber ein paar vor zwölf Jahren gedruckte Briefe bei, die ich nur hie und da nach meiner jetzigen Denkart verändert habe; denn daß ich mich selbst ausschreibe, muthen Sie mir wol nicht zu, und wozu sollte es auch in dieser Sache dienen?

Brief über
Johann Valentin Andreä' deutsche Gedichte.**)

Johann Valentin Andreä, geboren 1586 im Württembergischen, ein Enkel des Jakob Andreä,***) der zur Formula concordiae sich so geschäftig bezeigte, war in seinem Vaterlande Diacon, Special, Hofprediger, Doctor, Kirchenrath, Abt, Generalsuperintendent u. s. w. Er hat Vieles und dies meistens in einer sonderbaren Art geschrieben. Es sind nicht Schriften, sondern Schriftchen, nicht große leere Säle, sondern niedliche Wohnzimmer, zum Theil voll seltner, ungesuchter Merkwürdigkeiten; Aufsätze, die der Pöbel seiner Zeit anstaunte, die auch Vielen unsrer Zeit zuweilen befremdend, hie und da unverständlich und als Spielzeug vorkommen müssen, die aber alle von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und scharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem wiewol unausgebildeten Dichtergeist des Verfassers zeigen. Alles, was er schreibt, wird Fabel, Gespräch, sinnreiche Einkleidung; er sagt in ihnen Wahr-

---

*) „*Opitii* Deutsche *Poëmata*". Sammt einem Anhange mehrerer Gedichte andrer deutschen Poeten. Straßburg 1624. — H.

**) „Deutsches Museum" 1780 [November]. — H.

***) Der Enkel hat das Andenken seines Großvaters auf eine sehr würdige Art zu erneuern gesucht. S. *Fama Andreana reflorescens sive Jac. Andreae vitae, funeris, scriptorum etc. recitatio.* Argent. 1630. 12. — H.

heiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter gerückt sind, zu sagen getrauen; er sagt sie mit so viel Liebe und Redlichkeit als Kürze und Scharfsinn: so daß er in seinem streitenden, verketzernden Jahrhundert wie eine Rose unter Dornen noch jetzt neu und frisch da steht und in zartem Wohlgeruch blüht. Ich kenne einen Freund, der seine Schriften, so zerstreut und selten sie zum Theil sind, mit großer Liebhaberei gesammelt, zum Theil übersetzt hat und diesem guten Andreä ein kleines Denkmal zu stiften Willens ist, wie es unsere Zeit fordert.[1]) Ihm also nicht vorzugreifen, spreche ich von den lateinischen Schriftchen dieses Mannes kein Wort mehr und bleibe bei seinen deutschen Versen, die er unter dem Namen: „Geistliche Kurzweil", Straßburg 1619, in 12. herausgegeben hat, und die nur acht Bogen betragen.

Erwarten Sie in ihm keinen classischen Dichter unserer Zeit! die seine und auch der damalige Zustand der deutschen Sprache litt es nicht. Damals schrieb Alles Latein; und auch er schrieb, was er gefeilt schreiben wollte, in dieser Sprache; fürs Deutsche blieben, wenn ich so sagen darf, nur die Haus- und Herzensgeschäfte übrig. Das Meiste also auch in dieser „Geistlichen Kurzweil" ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde, und der Verfasser sagt am Ende:

„Ohn Kunst, ohn' Müh' und Fleiß ich dicht',
Drum nicht nach Deinem Kopf mich richt'!
Bis Du schwitzst, spitzst und schnitzst im Sinn,
Hab' ich's gesetzt und fahr' dahin.
Gefällt Dir's nicht, wie ich ihm thu',
Mach's besser, nimm ein Jahr dazu!"

Sie sehen hiemit ohngefähr die Manier seiner Verse. Wir nennen sie jetzt Knüttelreime und haben sie zu possierlichen Ideen herabgestoßen; damals waren sie das angenommene Lehr- und Erzählungsmetrum; so wie denn auch der schlichte, unermüdliche, gerade Gang dieser Verse, ihre Leichtigkeit und Freiheit sowol zur Erzählung als zum gedrängtesten Lehr- und Ermahnungsvortrage recht geschaffen scheint. Nicht nur der berüchtigte Hans Sachs, auch Burkard Waldis, der „Freidank", der „Renner", und wer nicht, haben sich dieses Silbenmaßes bedient, daß ich's beinah den Hexameter der alten Deutschen nennen möchte. Die Sprache unsers Dichters ist der schwäbische Dialekt, der ihm zum Gebrauch desselben

---

[1]) Pastor Sonntag in Riga, dessen 1786 erschienene Schrift „Joh. Val. Andreä Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters" Herder bevorwortete. Vgl. auch oben S. 217 f. — D.

besondre Vortheile giebt. Er wirft das der, die weg und setzt ein d' hin wie die Engländer; er zieht die Pronomina einem, einen, die Supina behütet, geachtet in eim, ein, behüt, geacht zusammen; die Vorschlagssilben ge, be, zu macht er zum Vorschlage b, g, z, wie der lebendige Dialekt thut — zehn Vortheile mehr, die den Vers so gedrängt und voll, die Silben und Bilder so leicht und überhinlaufend machen, daß wir mit unserm Silbenbau, wo jeder Vorschlag, jedes Vorwort, ein unwesentlicher, nur der Flexion wegen hinzukommender Theil der Rede, wie ein großer Herr langsam einherschreitet, dagegen schlecht bestehen. Dort zieht der Gedanke oder das Gemälde so leicht vorüber, als man sie spricht; ja, auch im Bau und Maß der Silben erscheint dadurch mehr Proportion und Zusammenordnung. In Lehrstellen, Sentenzen, kurzen Gleichnissen und Gegensätzen ist daher auch unser Andreä besonders glücklich, sowie auch in komischen, witzigen Zügen. Doch ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen und wähle also gleich das erste, ein sehr ernsthaftes Stück seiner Sammlung. Es ist auf den Tod einer Freundin geschrieben, theilnehmend und voll edler Dichtung, eine wahre Glorification derselben. Setzen Sie Sich in diesen Zustand des Verfassers, wenn Sie es lesen wollen, und nehmen ihm auch seinen kleinen Anstrich von Mystik sowie den Trost seines Herzens aus geistlichen Liedern nicht fremde; er schrieb aus seiner Seele und nicht für unsre Zeit. So hebt er an:

Wenn wir die Welt mit Fleiß ansehn,
Wie All's thut durch einander gehn,
Wie der Bös' herrscht, der Fromme leidt,
Der Narr viel schwätzt, der Weise schweigt,
Der Dieb wohllebt, der Redlich' fast't,
Faulheit bringt Lohn, die Arbeit Last,
Frechheit gewinnt, der Sorgsam' liegt,
Wer viel hat, nimmt, wer nichts hat, giebt,
Und läuft also, in einer Summ',
Die Weltkugel im Zirkel um:
So wird uns unsre Lebenszeit
Zu lauter Pein und Herzeleid,
Zu Kerker, Ketten, Band und Strick,
Und sehnen uns all' Augenblick,
Wie wir ein' Luft mögen gewinnen,
Daß wir der Dienstbarkeit entrinnen,
Daß uns so manche Jahr' und Tag'
Nicht werden zu ein'r lautern Klag',

Daß wir in diesem Jammerthal
Erhalten auch ein klein Labsal.

„Drum Mancher ihm selbst nimmt die Flucht
Und nur Ruh' in der Wildniß sucht,
Vermeint, was nicht bei Menschenkinden,
Woll' er bei wilden Thieren finden.
Allda kein Hof, kein' Schul', kein Rath,
Kein Schmeichler, Heuchler, Advocat,
Kein Wuchrer, Künstler und Sophist,
Kein Wirth, Kriegsgurgel und Maulchrist,
Und was dergleichen Werkzeug' sein,
Dadurch die Welt ihr macht viel Pein;
Zumal der Mensch sein' hoch Herkunft
Macht schnöder denn die Unvernunft;
Denn je die Thier' in ihrer Art
Mehr Gnüg' und minder Widerpart
Haben in dem, was Gott beschert,
Wo's ihnen nur der Mensch nicht wehrt,
Der sie mit seiner List und Pracht
Auch seiner Unruh' theilhaft macht,
Daß Unvernunft durch Witz regiert,
Noch mehr ein wildes Leben führt.

„Also kam mir neulich zu Sinn,
Daß ich von Menschen lief dahin
Und sucht' mir einen grünen Wald,
Da ich so manch' scheußlich' Gestalt,
Der Menschen Werk, schlug aus dem G'müth
Und stillt' mein Herz, das in mir wüth't,
Erholt' die Sinn', die gar verwirrt,
Erforscht' mein' Seel, die sehr verirrt,
Fragt' die Natur um ihren Willen,
Sprache mit Gott, der gern bei Stillen
Schauet den Dienst der Creatur,
Und besah mit Fleiß die ganze Uhr
Der großen Welt, wie die regiert,
Mit Weisheit, Lieb' und Macht geziert:
Das macht' mich bald ein'n solchen Herren,
Daß ich all' Gemeinschaft wollt' verschwören,
Und daucht' mich: „Ja, hie wär' gut sein,
Da nicht wär'n Löwen, Wölf' und Schwein',

Füchs' und Hund' in der Menschen G'stalt,
Sondern ein Jedes sein' Art behalt."

„Indem mein' Seel' sich so ergetzt',
Mein Leib sich auch in Schatten setzt',
Meine Sinn' ruhten in sanftem Saus,
Meine Phantasei wollt' fliegen aus;
Allg'mach mein Haupt sich neigt' zur Erd',
Vor Sicherheit kein Sinn sich wehrt',
Die Augen blinzten; Händ' und Füß',
Mein ganzer Leib sein' Nerven ließ.
Ich hört' und hört' nicht, sah ohn' G'sicht,
Mein Leben war wie ein Gedicht,
Bis daß der ganze Block da liegt,
Und hat der Schlaf an mir gesiegt.
Und sorgt' nun nicht, was Ost und West
Uns bringen möcht' für fremde Gäst',
Oder das fünft' Hauptkönigreich
Glaub' und Scepter werd' machen gleich,
Oder wer mach' den großen Stein,
Wenn lauf' der ew'ge Haspel fein.
Das Alles mich gar nicht verletzt',
Aber ein Traum mich wohl ergetzt'.

„Mich daucht', wie es fast finster wär',
Viel Nacht und Nebel um mich her,
Auch Schrecken, Furcht und Traurigkeit;
Ein Jedes scheint, als trüg' es Leid,
Manch Vöglein seufzt, manch Täublein kirrt,
Und wurd' ein kläglich Leben geführt.
Es schien, als wollt' die Erd' und Himmel
Ein Zank anheben und Getümmel
Und jedes Ursach hab' zu klagen,
Ich kann es doch nicht Alles sagen;
Denn mir in solchem Wunderding'
All Muth und Witz war gar gering;
Zuletzt hört' ich ein' weiblich Stimm':

„Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin;
O treuer Gott, nach Deinem Wort
Führ mich hin in der Freuden Ort!"

Die Wort' hatt' sie kaum ausgeredt,
Alsbald beweget sich die Stätt',

Und ließ sich merken ein dunkler Schein,
Gleich wenn die Sonn' schier auf will sein,
Und faßt die ganze Natur ein Muth,
Hofft, es soll wieder werden gut.
Ach, wie gar mag ich sprechen nicht,
Wie sich's hält, wenn dies Licht anbricht,
Und wird dabei gehört ein Gesang,
Wie aller Freuden ein Anfang.
Der lautet:
„Wohl dem Menschen, wohl,
Der die Welt kann verlassen
Und lebet, wie ein Christ thun soll,
Geht auf des Himmels Straßen!
Der wird zuletzt, des Leids ergetzt,
In Freud gesetzt,
Da ihn kein Feind nicht mehr verletzt.
Drum komm hieher, Du Gottes Braut!
Dich holet heim, dem Du vertraut."

O Wunder groß! was seh' ich hier!
Der Himmel macht ein' helle Thür.
Die Sonn' muß vielmal heller sein,
Will sie gleichen dem hohen Schein.
Nun ist das Erdreich ganz erleucht't,
All Dunkel, Leid und Kummer weicht.
Mein Herz, das hüpft, ich bin entzündt;
Wer ist Die, so mein Gesicht nicht kennt?
Wer ist die weibliche Creatur,
Die ich dort seh' so klar und pur?
Wer ist so großer Ehren werth,
Daß sich freut Himmel und die Erd'?

„Wie ich mich so entsetzet fast,
Ein' Wolk' gemach sich niederlaßt,
Von Farb' gleich wie die Morgenröth',
Von G'ruch, als der best' Würzgart thät;
Darbei hört man ein' Musik rein,
Dergleich auf Erd' möcht' keine sein:

„Dort beim Ew'gen ist der Nutz,
Da ist Freude, da ist Schutz,
Alles kann Der bei ihm fassen,
Der durch ihn kann Alles lassen."

Ich dacht': „O weh dem Menschenkind,
Das da viel sucht, da man nichts findt!"
Indem hat sich die Wolk' getrennt,
Daß man nunmehr die Musik kennt;
Das waren zwölf Jungfrauen rein
Je zwo und zwo geschlossen fein;
Ihr G'sicht, Habit und ganze Art
Zeigt' wohl, daß es nichts Menschlich's ward:
Ihr' himmlisch' Lieb' und Einigkeit,
Ihr' göttlich' Freud' und Freundlichkeit,
Die gaben mir den schönen B'richt,
Wie's sei, wo Gottes Will' geschicht.
Hierauf die Seel' nach meinem Sinn
Erhub mit Freud' nochmal die Stimm'
Und sprach: „O Herr, ich bin zu g'ring
Dein'r Lieb' und dieser großen Ding',
Doch thu, Herr, wie Du hast gesagt;
Hier bin ich, Dein' unwürdig' Magd!"
Hiemit der ganz' jungfräulich' Chor
Rings um sie her schwebet empor."

Hier, wo ich nun eben zu schreiben anfangen sollte, hier, wo der Mittelpunkt des Gedichts ist, daß alle Tugenden und Uebungen der Erde, alle Mühe und Verleugnung dort ewigen Werth und Lohn finden, hier — breche ich ab. Die zwölf Jungfrauen, die erscheinen, sind Glaube, Hoffnung, Andacht, Liebe, Keuschheit, Gehorsam, Freigebigkeit, Duldung, Einfalt, Demuth, Mäßigkeit, Arbeit. Alle reden die Ankommende aufs Liebreichste an, loben sie, krönen sie mit ewigem Lohne. Die ganze Erfindung ist in Spenser's Geist, und ihre Worte sind zum Theil Sprüche von ewigem Glanz und Werthe; welcher Ausdruck aber müßte nicht diesem Gegenstande, dieser Vorstellung selbst nachbleiben? Ich übergehe also ihre Reden, und der entzückte Seher fährt fort:

„Aber was hör' ich? Ich vernimm,
Der ganze Chor singt mit heller Stimm':

„So geh nun ein ins Leben,
Das Dir von Anfang ist bereit!
Nimm an, was Gott thut geben,
Geneuß der ew'gen Freud'!

In Ruh', in Freud', in Wonne
Tritt ein ins ew'ge Licht!
Ergetz Dich in der Sonne,
Da nun Dir nichts gebricht!
Dein warten mit Verlangen,
So in der Freud' voran,
Und werden's auch empfangen,
Die Du auf Erd' verlan."

Dies war also die letzte Stimm',
Damit fuhr all' mein' Freud' dahin,
Damit theilt' sich der Himmel wieder
Und nahm sie weg; ich blieb hienieder
Und seufzte, sehnte mich nach ihn'n.
Ach, daß ich noch im Fleische bin!
Ach, daß ich trag' so schwer Gewicht,
Daß ich mich mag aufschwingen nicht!
Ach, daß ich noch mit Fleisch und Bein
Mit Stückwerk muß gebunden sein!
Was Andre freut, mich nur betrübt,
Was Andre ehrt, mich nur bemüht,
Was Andre lehrt, mich nur verwirrt,
Was Andre speist, mich nur stets irrt."

Das zweite Stück enthält eine Pastoraltheologie für junge Candidaten, voll launiger, komischer Züge und so wahr, so wahr auch jetzo; es ist aber zu lang und muß auf einen andern Ort warten.*)

Die folgenden Gedichte sind theils Lieder, theils sehr wohl ausgedrückte moralische Sentenzen; ein paar Proben derselben will ich beifügen.

Andreä hat auch einige Sonette von Campanella übersetzt, die aber hart sind. Gnug, diese Anzeige soll nichts als einen feinen, dichterischen Kopf bekannt machen, der aber unter dem Geschmack seiner Zeit und unter andern Geschäften erlag. Seine deutschen Verse zeigen nur von fern, was er hätte werden können; seine lateinischen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Und so lange sein Geist in diesen Schriftchen, noch mehr aber in seinen thätig getroffenen Einrichtungen lebt, wird Nachwelt und Vater-

*) Ich habe es seitdem den „Briefen, das Studium der Theologie betreffend" beigefügt. — H.

land seinen Namen segnen. War er kein Dichter, so war er etwas Bessers, ein ausübender Lehrer der ächten Menschenliebe und Menschenweisheit.

Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras,
Pastores! mandat fieri sibi talia Daphnis. [1]

Einige Sprüche von J. V. Andreä.

Wer sich demüthiget vor Gott,
Der Mensch gewiß auch Gaben hat.
Nichts Eitelers als eigne Ehr';
Der Stolze ist gewiß auch leer.

Wer weise zähmet seinen Mund,
Dem Menschen ist sein Herz gesund.
Nichts schnöder als Wort ohne That;
Geschwätz ist der Thorheit Verrath.

Wer sich verlobt zu Gottes Dienst,
Der Mensch hat immer, was er wünscht;
Nichts Aermers, als der Welt sein hold;
Undank und Schande ist ihr Sold.

Wer sich vergnügt mit seinen Gaben,
Der Mensch muß viele Gaben haben.
Nichts Schreienders als leere Töpf',
Suchen ohn' Zweck macht Schwindelköpf'.

Die verborgene Liebe.

Edele Liebe, wo bist Du bei uns verstecket,
Daß sich Dein Ursprung uns so selten nur entdecket?

Von Gott bist Du geboren,
Gott selbst hat Dich erzeugt,

---

[1] Virg. Buc., V. 40, 41. — D.

Dem Menschen auserkoren,
Dem die Natur sich beugt.

Liebliche Liebe, wo bist Du bei uns verborgen,
Daß wir Dein Saft und Kraft nicht schmecken heut noch morgen?

Die Welt thust Du erfüllen
Mit süßem Honigseim,
Das größte Leiden stillen
Durch Deinen milden Schein.

Innige Liebe, wo bist Du bei uns verschlossen,
Daß wir zu Deiner Treu' uns schicken so verdrossen?

Alles kannst Du verbinden,
Was irgend ist zerstreut;
In Dir ist All's zu finden,
Was Menschenherzen freut.

Stätige Liebe, wo bist Du bei uns verloren,
Daß Du, Standhafteste, nie kommst vor unsre Ohren?

Du mußt den Bund erhalten,
Den Bund der Menschenpflicht;
Denn Liebe mag nicht alten,
Die Treu' kann rosten nicht.

Tröstliche Lieb', wohin bist Du bei uns vertrieben,
Daß uns Dein Muth nicht stärkt, wie viel auch aufgeschrieben?

Du nimmst dem Kreuz sein G'wichte,
Du nimmst dem Kelch die Gall',
Daß sich ein Christ aufrichte,
Stärk' mit den Brüdern all u. s. w.

8.

Der zweite Dichter, den ich aus den unmittelbar vor Opitz vorhergehenden Zeiten nennen wollte, ist Georg Rudolph Weckherlin, von dessen Leben ich mehr zu wissen wünschte. In

der Vorrede seiner Gedichte*) klagt er, daß sein väterliches Erbgut durch den unmenschlichen Krieg in seines Bruders Händen zu Stuttgart und Blochingen mit ihm selbst und seinem Vaterlande, auch viele seiner (Rudolph Weckherlin's) hinterlassenen Schriften und Gedichte zu Grunde gegangen. Er führt an, daß Die, denen er gnug bekannt gewesen, es wohl wissen, daß er vor dreißig, ja mehr denn vierzig Jahren der deutschen Sprache Reichthum und Zierlichkeit den Fremden durch seine Gedichte vor Augen gelegt. Die Buhlerlieder, die er sehr jung verfertigt, seien längst verloren; andre Stücke, sonderlich etliche Ovidische Fabeln, seien ihm in Frankreich und England entführt; die übrigen, Sonette und Buhlereien, seien in Deutschlands Feuer und Asche gerathen und also als seiner jungen Thorheit Funken zu nichts worden; inmaßen es denn gewiß sei, daß

„Gleichwie wir Menschen dahin sterben,
Also auch unsre Werk' verderben."

Er freut sich, daß viel hohe und vortreffliche Personen, ja auch gute Dichter in England, Frankreich, Italien, Spanien und andern Landen sowol als in Deutschland ihn geliebt haben und noch lieben. Er führt an, daß er schier sein ganzes Leben oder doch mehr denn vierzig Jahr her ohn' Ablaß in großer Herren, Fürsten und Könige Diensten, schweren Geschäften und Reisen zugebracht und sich zwischen diesen mühsamen und stätigen Geschäften kaum einige angenehmere denn diese ihm natürliche Ergetzung und Kurzweil genommen. Statt ihn zu tadeln, möge man sich also vielmehr verwundern, daß er nicht lieber den Musen und der deutschen Sprache gar einen Scheidebrief und ewigen Urlaub gegeben. Und in der That zeigen seine Gedichte, daß er nicht nur mit allen gebildeten Sprachen Europa's und mit den berühmtesten, trefflichsten Menschen seiner Zeit, sondern auch mit dem großen und feineren Weltlauf einheimisch und innig bekannt gewesen. Seine Gedichte athmen den Geist der großen Welt; sie sind voll sinnreicher, artiger Wendungen bis auf die damals viel geltenden Concetti der Italiener. Die englische Sprache scheint ihm seine zweite Muttersprache geworden zu sein; ihr eifern seine Gedichte in Ansehung des Dranges der Worte bis zum Ueberladenen nach, sie sind voll Anglicismen. Außer englischen hat er aber auch griechische, latei-

*) G. R. Weckherlin's „Geistliche und weltliche Gedichte". Amsterdam 1641, in 12. — H. [Vgl. Herder's Werke, XIII. S. 450 f. — D.]

nische, italienische Stücke, alle jedoch in eigner Art nachgebildet. *) Die Liebesgedichte (Buhlereien, wie er sie nennt) scheinen ihm am Meisten geglückt zu sein; seine Myrtha ist so artig und schön besungen, als kaum eine Doris und Chloris besungen worden.

Ohne Zweifel kennen Sie bereits einige Stücke von ihm, die Zincgref, Bodmer und Eschenburg bekannt oder wieder bekannt gemacht haben; der feine Geschmack des Letztgenannten hat sich vorzüglich an seine schönsten Stücke gehalten. **) Indessen schlage man das Buch auf, wie es fällt, so stößt man in seinen weltlichen Gedichten auf Artigkeiten und Lieblichkeiten, in denen ihn auch in späteren Zeiten Wenige übertroffen haben möchten. Ich theile Ihnen den Brief mit, den ich vor funfzehn Jahren zu Erweckung seines Andenkens geschrieben habe, ***) und lege seine Gedichte selbst bei. Sie werden, die Fehler seiner Zeit abgerechnet, in ihnen viel Vergnügen finden.

Proben aus Rudolph Weckherlin's Gedichten. †)

Ueber einen Kranz.

Die Rosen, Lieb', ††) in Deinem Kranz
Sind roth wie Deiner Lefzen Glanz;
Die frische Lilien vergleichen
Sich Deiner zarten glatten Hand,
Und dieses gülden-klare Band
Muß Deines Haares Golde weichen.

Der Rose giebt ein Tag den Gang,
Die Lilien blühen auch nicht lang',
Und Deine Blum' ohn' Wiederkehren
Veraltet einst und neiget sich.

---

*) So ist z. B. die 30. Ode seines zweiten Buchs, „Die Lüge", eine Nachbildung des herzlichen Stücks, das Walter Raleigh die Nacht vor seinem Tode geschrieben haben soll: „Go, soul, the bodie's guest" (*Reliques of ancient Poëtry*, Vol. 2. p. 306). Die 32. Ode, „Ulysses und die Sirene", ist wörtlich das Gespräch: „Ulysses and the Syren" (*Reliques*, Vol. 1. p. 312), die „Kennzeichen eines glückseligen Lebens", *Rel.*, Vol. 1. p. 320, und dem Italienischen ist ungemein Vieles sowol in den Oden als Sonetten nachgebildet. — H.

**) „Auserlesene Gedichte der besten deutschen Dichter" von Eschenburg, Band 3. Braunschweig 1778. — H.

***) „Deutsches Museum", 1779. October, Nr. 2. — H.

†) Mit wenigen, fast unmerklichen Veränderungen. — H.

††) Love, my love. — H.

So sollt' auch dieser Goldfad' Dich
Des goldnen Fadens Kürze lehren.

Warum dann bist Du so feindlich?
Warum sprichst Du so unfreundlich?
Warum thust Du mich so betrüben?
Erbarmst Du Dich nicht über mich,
Nein, so erbarm Dich über Dich,
Und laß uns jetzt einander lieben!

Stumme Rede der Liebe.

Wenn, Myrtha, Reden und Stillschweigen,
Wenn Beides hindert unser Glück,
So laß uns unser Herz bezeugen
Durch sich besprechende Anblick'!
Denn Amor, den wir allzeit ehren,
Wird diese stumme Sprach' uns lehren.

Laß hin und her die Blicke fliegen,
Getreue Boten Deiner Gunst,
Der Neider Thorheit zu betriegen,
Die nicht verstehn die leise Kunst!
Denn Amor, welchen sie nicht ehren,
Wird sie die stumme Sprach' nicht lehren.

Sollt' aber Jemand sich verdrießen
Ob unsrer Lieb' Anblicken=Fahrt,
So müssen wir uns dann begrüßen
Mit dem Geist nach der Engel Art;
Und Amor, welchen wir stets ehren,
Wird solche stumme Sprach' uns lehren.

Und also wollen wir betriegen
Der falschen Schwätzer Müh' und Leid
Und doppelt uns nach Lust vergnügen
In ihrem Neid' und unsrer Freud';
Weil thöricht sie nicht Amorn ehren,
Wird er sie diese Sprach' nicht lehren.

Kennzeichen eines glückseligen Lebens.

Ach, wie glückselig ist das Leben,
Dem keines Andern Will' gebeut,
Der ohne Mißgunst, Neid und Streit
Sieht Andrer Glück vorüberschweben!

Der seine Wünsche selbst regieret,
Indeß sein frommer deutscher Muth
Ist sein bewehrter Schutz und Hut,
Darunter sein Herz triumphiret.

Der kein Geschrei noch Lob begehret,
Dem Wahrheit ist die größte Kunst,
Den Fürsten- oder Pöbelgunst,
Den Furcht und Hoffnung nicht bethöret.

Der die Fuchsschwänzer fort läßt gehen,
Nicht speisend sie von seinem Gut,
Und dessen Fehl, Fall und Armuth
Kann seine Hasser nicht erhöhen.

Der selbst nicht weiß, wie übel schmerzet
Des Bösen Lob, des Frommen Fluch;
Dem ein Freund oder gutes Buch
Schadlos die lange Zeit verkürzet.

Und dessen Muth vor nichts sich scheuet,
Als allzeit fertig für den Tod,
Der ernstlich früh und spät zu Gott
Um Gnade, nicht um Güter schreiet.

Der Mensch besorgt sich keines Falles;
Denn er ist frei, reich, gut und groß,
Sein selbst Herr, ob er wol landlos,
Und habend Nichts, hat er doch Alles.

All Glück gut.

Das Glück ist Allen gleich und gut,
Ist auch beständig heut und morgen;

Den Reichen giebt's Furcht, Müh' und Sorgen,
Den Armen Hoffnung, Sinn und Muth.

Tod eines Lasterhaften.

Gelebet hat er nicht, als ob er sterben sollte;
Gestorben ist er nicht, als ob er leben wollte.

Glück.

Das Glück hat Vielen, wohl zu leben,
Zu viel, doch Keinem gnug gegeben.

Tod.

Mit dem gnadlosen Tod muß Jung und Alt dahin;
Die Jungen findet er, die Alten finden ihn.

Ueberschrift eines Spiegels.

Bist Du schön, so gebrauche Fleiß,
Dich nicht mit Lastern zu beflecken!
Und bist Du häßlich, so sei weis',
Den Fehl mit Tugend zu bedecken!

Martial's Wunsch,

was das Leben glücklich mache; verändert. *)

Fruchtreiche Arbeit, Müh' und Fleiß,
Ein wohlverdienend-frommer Wandel,
Nicht köstlich, doch gut Trank und Speis',
Errungner Reichthum ohn' Rechtshandel.

*) Vitam quae faciunt beatiorem. — H. [Mart., X. 47. — D.]

Gesund und freier Geist und Leib,
Behaus- und Kleidung rein und tüchtig,
Ein freundlich, keusch und kluges Weib,
Ein Ehbett fröhlich und doch züchtig.

Trostreicher Schlaf, sorglose Nacht,
Lieb' Allen, Niemand Leid zufügen,
Ein Herz und Mund, ohn' Klag' und Pracht
Mit seinem Stande sich vergnügen.

Gedanken, Freund' und Bücher gut,
Was Recht, stets lernen oder lehren,
Der Stirn und Zunge gleicher Muth,
Den Tod nicht fürchten, noch begehren.

Die gegebnen Proben zeigen, daß Weckherlin wie alle seine Vorfahren die Silben zum Verse mehr zählte als maß, lieber, wenn ich so sagen darf, sie dem Sinn nach declamirte als schulmäßig scandirte. Er that dabei, was die poesievollsten Nationen, Spanier und Italiener, Franzosen ungerechnet, noch thun, und wovon sich die Wirkung jedem Ohr ergiebt: nämlich der Vers bekommt dadurch Physiognomie und Leben, es wird eine Wortfolge, wie der Geist des Gedichts und der Strophe sie gleichsam forthaucht. Die Seele des Verses belebt auch den Wortbau, und der Accent, den der Dichter jetzt auf dies Wort, jetzt auf jenes als auf seine rechte Stelle zu legen wußte, thut seine natürliche Wirkung. Dazu kommt, daß, wie schon Weckherlin anführt, die deutsche Sprache bei diesem Versbau im Besitz und Gebrauch aller ihrer schönen, vielsilbigen und zusammengesetzten Worte bleibt, die zerfetzt und zerschnitten oder zusammengedrängt und aufgeopfert werden müssen, wenn das Mühlengeklapper des jambischen Rhythmus ein erstes und das Hauptgesetz bleibt.

Und wozu diente im Grunde dieser einförmige Rhythmus? Nehmen Sie ein Gedicht, das am Schulmäßigsten scandirt ist, und wollen es lesen; wird's nicht unerträglich, wenn man im Lesen scandirt? Sie müssen also erst zerstören, was der Prosodiker hineinzwang, damit nur im lebendigen Gange der Gedanken das Gedicht Geberde und Antlitz zeige. Schöne Kunst! schöne Mühe! Griechen und Römer konnten lesend scandiren und scandirend lesen; Metrum und das lebendige Gemälde der Worte mischten sich, und der Sinn folgte. Wo geschieht dies bei unsern eintönigen Jamben?

Wer mag sie singen und scandiren, daß sie noch Jamben blieben? Das feine Ohr der südlichen Nationen Europa's, die der römischen Sprache näher sind, verließ also ein Gesetz, das weder die Sprache noch der poetische Geist ertrug, indem es ihnen hölzerne Klötze an die Füße band und Schellen an die Ohren: sie zählen, aber sie messen nicht genau; sie declamiren und lassen der Sprache, der Strophe, dem Gedicht, dem Verse des Gedichts ihre natürliche Physiognomie und Miene. Entginge der Musik lyrischer Stücke damit Etwas? Nichts weniger. Die wahre Musik hätte sich dieser mehrern Natur zu erfreuen, nicht zu betrüben. Sie selbst soll declamiren; sie kann also tiefer und eigenthümlicher an die Seele reden, wenn sie ein lebendiges Wort- und Empfindungsgemälde auszudrücken hat, nicht einen mechanischen Rhythmus. Italien ist abermals Zeuge. Gesang und Sprache wird bei ihm vielmehr eins als bei uns. Warum? Die italienische Poesie scandirt nicht, sondern sie declamirt. Kurz, wenn Weckherlin die englische Poesie in Allem auszudrücken suchte, so that er wohl, daß er sie hierin verließ und seinen Vätern folgte. Die englische Sprache ist voll einsilbiger Worte; die längeren werden zusammengezogen und nach dem Schall im Munde, nicht nach den Silben gerechnet. Bei uns Deutschen ist Alles dies anders. Und doch hat die englische Prosodie Auskünfte getroffen, vor denen wir uns noch fürchten und lieber unsre Sprache verderben. *)

Außer dieser lebendigen Declamation hat Weckherlin eine merkwürdige, zum Theil beneidenswürdige Sprache, die theils provincial, theils von ihm selbst gebildet ist. Oft wird sie hart, weil er dem Drange der englischen Kürze zu sehr nacheifert; überall aber, und auch in seinen Fehlern, giebt er Lehren. Wenn ich ein Schwabe wäre, wollte ich mir die Ausgabe dieses Dichters in seinen besten Stücken nicht nehmen lassen und ein Idiotikon seiner Sprache mit ihm liefern. Ein großer Theil seiner Gedichte sind Lobgesänge, meistens auf sehr würdige Personen, z. B. Gustav

*) So wahr dies Alles in Absicht der einförmigen Jamben, zumal wenn sie hölzern gebraucht werden, sein mag, so paßt es nicht auf andre lebendigere Silbenmaße, in denen das Metrum mit dem Geist und Genie des Gedichts, ja selbst mit der Physiognomie jedes Verses und jeder Strophe aufs Innigste eins wird. Keine Sprache Europa's kann sich hierin der griechischen so zwanglos nähern als die deutsche; und natürlich ist dies eine vollkommnere Versification, als wenn die Declamation eines Gedichts der Scansion desselben widerspricht und diese nur für das Auge gemacht scheint. Auf jenem Wege ist auch die innigste Zusammenschmelzung der Poesie und Musik allein möglich. Klopstock hat diesen Weg der Poesie eröffnet, und Andre haben sich eigne Fußsteige gebahnt, so daß wir zur unscandirten Barbarei nicht mehr zurückkehren können noch dürfen. — H.

Adolph, Bernhard von Sachsen, Ernst von Mansfeld, den Ritter Wotton u. A.; die meisten enthalten treffliche Stellen zum Lohn des Patriotismus und der Tugend. Kurz, mir wäre es nicht unwohl, wenn ich diesen Dichter von einer guten Hand wieder erweckt sähe; mich dünkt, Ihnen gewiß nicht minder.

9.

Mich freut's, daß Ihnen Weckherlin Freude gemacht hat; wenn Sie mich aber zur Fortsetzung meiner Briefe aufmuntern, so dächte ich, wir stünden bei Opitz vor der Hand stille. Freilich giebt es auch in diesem bekanntern Zeitraum mehrere sowol weniger bekannte als mißkannte Dichter; sie sind indessen nicht so selten, und man kann sich in Absicht ihrer eher zurechtfinden.

Lieber wünschte ich ein andermal das Andenken einiger alten Prosaisten unsrer Sprache zu erneuern, die im Ganzen verkannter und dennoch gewiß nicht unmerkwürdiger sind als die Dichter.

Am Besten wäre es, wenn wir eine Geschichte der deutschen Sprache in Prosa und Dichtkunst mit den gehörigen Belegen und einer Deduction der Ursachen erhielten, die beide befördert oder zurückgehalten haben. Die wäre mehr und ganz etwas Anders als das Andenken einzelner Dichter und Prosaisten. Also für jetzt zur Gnüge.

13.

Cäcilia.[1])

[1]) In der Vorrede zur fünften Sammlung der Zerstreuten Blätter schreibt Herder: „Die heilige Cäcilia hat einen besondern Ursprung. Die ungewöhnliche Art, wie sie zum Schutzpatronat der Musik kam, veranlaßte zuerst ein kleines Gespräch in ein geschriebenes Journal, aus welchem mehrere Stücke dieser Sammlung einverleibt worden. [Vgl. Herder's Werke, II. S. 16. 21. Das Gespräch Die heilige Cäcilia erschien in Stück 38 des Tiefurter Journals.] Mein Aufenthalt in Italien ließ mich über die gottesdienstliche Musik mehr nachdenken, als dazu in Deutschland Gelegenheit gewesen wäre; und so widmete ich aus Dankbarkeit der heiligen Cäcilia diesen kleinen Aufsatz. Spreche man nicht von Hindernissen, von schönen Träumen; ich weiß, was sich darüber sagen läßt, und daß es endlich auf den Satz hinausgeht: „Die Zeit der christlichen Kirchenmusik ist vorüber.“ Sei sie es, das Gefühl der reinen Herzensmusik wird nie aussterben auf Erden, in welcher Gestalt diese Himmlische auch erscheinen möge.“ Vgl. auch Herder's Werke, XIV. S. 490 ff. — D.

Vielleicht ist keine Schutzpatronin in der Welt zu ihrem Amt unschuldiger gekommen als Cäcilia, die Schutzpatronin der heiligen Tonkunst. Sie kam dazu, weil sie auf die Musik nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte und, mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ. So schreibt die Legende:*) „Eine edle Jungfrau, Cäcilia, hörte Gottes Stimme und trug das Evangelium Christi verborgen in ihrer Brust. Mit Thränen bat sie den Herren, daß unter seinem Schutz sie eine unbefleckte Jungfrau bliebe. Ein Jüngling, Valerian, ward ihr Bräutigam, von brennender Liebe zu ihr entzündet. Schon war der Tag ihrer Hochzeit bestimmt; mit goldgestickten Kleidern ward Cäcilia bekleidet, aber an ihrem Leibe trug sie ein haarenes Gewand. Eltern und Bräutigam stürmten auf sie, daß sie die Liebe ihres Herzens, mit der sie Christum allein liebte, nicht zeigen konnte. Der Tag der Hochzeit kam, das Brautbett war gesetzt, die Instrumente tönten; sie aber in ihrem Herzen sang zum Herren allein und sprach: „Reinige mein Herz; mein Leib sei unbefleckt, daß ich nicht vor Dir erröthe!“ Sie fastete zwei, drei Tage und empfahl sich Gott in ihrer Furcht. Sie lud

---

*) Dei vocem audiens Caecilia, virgo clarissima, absconditum semper Evangelium Christi gerebat in pectore, Dominum fletibus exorans, ut virginitas ejus ipso conservante inviolata permaneret. Haec Valerianum quemdam juvenem habebat sponsum, qui juvenis in amore virginis perurgens animum, diem constituit nuptiarum. Caecilia vero subtus ad carnem cilicio induta desuper auratis vestibus tegebatur. Parentum vero tanta vis et sponsi circa illam erat exaestuans, ut non posset amorem cordis sui ostendere et quod solum Christum diligeret, indiciis evidentibus aperire. Quid multa? Venit dies, in quo thalamus collocatus est. Et *cantantibus organis*, illa in corde suo soli Domino decantabat, dicens: „Fiat cor meum et corpus meum immaculatum, ut non confundar“; et biduanis ac triduanis jejuniis orans commendabat Domino, quod timebat. Invitabat angelos precibus, lacrimis interpellabat apostolos, et sancta omnia Christo famulantia exorabat, ut suis eam deprecationibus adjuvarent, suam Domino pudicitiam commendantem. *Acta Caeciliae.* — H.

die Engel in ihren Gebeten zu sich; mit Thränen flehte sie die Apostel und alle Heiligen des Himmels, die Diener Christi, um ihren Beistand an, dem Herren ihre Tugend zu empfehlen" u. s. w. Sie erhielt diese, bekehrte ihren Bräutigam und dessen Bruder, die Beide den Engel sahn, der sie begleitete; sie litt endlich das Märtrerthum und ward eine Heilige der Kirche.

So sprach die Legende, und vergebens standen jetzt die Worte: *Cantantibus organis* illa in corde suo soli Domino decantabat, nicht im Brevier der Kirche. Außer dem Zusammenhange, bei der gewöhnlichen liturgischen Wiederholung, dachte man sich an den Hochzeitinstrumenten, von denen Cäcilia ihr Gemüth abwandte, jetzt — eine Orgel; man machte sie also gar zur Erfinderin derselben, gab ihr die Werkzeuge dazu in die Hand und ließ diese ihr inneres Herzensgebet begleiten. So kam sie zur zweiten unverhofften Ehre, eine Erfinderin der Orgel zu sein, von der in ihrer Legende gar nicht die Rede sein konnte.

Endlich ward ihr eine dritte, ihrem Charakter noch fremdere Ehre. Seitdem sie zur Schutzpatronin der Musik (man weiß nicht, wann und wo) erwählt war und sich an ihrem Heiligentage, den 22. November, die Meister und Zunftgenossen derselben versammelten, ihre Schutzgöttin musicalisch zu preisen, empfing sie mit der Zeit Opfer, die sie an ihrem Hochzeittage nicht angenommen hätte und als eine Heilige des Himmels noch minder annehmen konnte. Man sang und musicirte vor ihr die Geschichte der Thaïs und des trunkenen Alexander's, wie er aus Kraft der Musik Persepolis in Brand steckte, die Geschichte Orpheus', den die Liebe ins Höllenreich trieb u. s. w. [1])

So geht's mit den Namen der Menschen, mit ihrem Charakter und ihren Verdiensten. Auf dem Markte des Nachruhms, wenn Alle auf ihm versammelt stünden, wie Mancher würde über das, was man an ihm pries, und wie man's an ihm preist, erröthen!

Weit entfernt indessen, die heilige Cäcilia von ihrem schönen Sitz der Unsterblichkeit verdrängen zu wollen und statt ihrer, wie ein Schriftsteller gethan hat,*) die heilige Ysoie, St. Vincenz, St. Odo, St. Aldric, St. Gall oder gar den heiligen Dunstan zum Patron der Musik vorzuschlagen, preisen wir diesmal den Mönchsirrthum sehr glücklich. Er hat eine schöne christliche Muse geschaffen, die durch Gemälde und Gesänge berühmt worden und durch beide aufs Herz der Menschen wohlthätig

---

*) *Variétés historiques et litéraires*, Par. 1752. T. III. p. 242. — H.

[1]) Vgl. Herder's Werke, XIV. S. 489. 492. — D.

gewirkt hat. Das einzige Gemälde Raphael's von ihr in Bologna macht sie als eine himmlische Erscheinung der Unsterblichkeit werth; sie hat in ihm einen eignen Charakter gewonnen, der weder eine Klio noch eine Maria oder Magdalena darstellt: eine erhabne, standhafte Heilige ist sie und zugleich die personificirte himmlische Andacht.

Desgleichen hat ihr Festtag Compositionen hervorgebracht, die, wenn sie auch in Wahl der Materie nicht eben alle zum persönlichen Charakter der heiligen Cäcilia stimmten, dennoch zu den classischen Meisterwerken der Kunst gehören, z. B. Dryden's, Pope's, Addison's, Congreve's Oden zum Cäcilientage, und vor allen andern Händel's Musik zum erstgenannten Gedichte.

Schön ist's überhaupt für jede Kunst, eine solche Schutzgöttin und einen Tag des Wetteifers zu ihrem Preise in Ausübung der Kunst selbst zu haben. Man freut sich dabei ihrer innern Natur als eines himmlischen Geschenkes, erinnert sich der Wohlthaten, die sie dem Menschengeschlecht brachte, und sieht, eben durch diesen festlichen Wetteifer neu belebt, ein fernes, unerreichbares Ziel vor sich; man fühlt die Kunst in ihrer unsterblichen, immer neu aufblühenden Jugendschönheit. Noch edler und anständiger wird der Cäcilientag dadurch, daß er eine christliche Heilige singt; denn Andacht, dünkt mich, ist die höchste Summe der Musik, heilige, himmlische Harmonie, Ergebung und Freude. Auf diesem Wege hat die Tonkunst ihre schönsten Schätze erbeutet und ist bis zum Innersten der Kunst gelangt. Alle lustigen, kleinen Ergetzungen, die die Musik erschafft, sind unschuldige Spiele oder leichte Vorübungen zu dem erhabnen, umfassenden Genuß, den nur die reine heilige Musik unsrer Seele gewährt.

Nach diesem Gruß an Cäcilia sei es mir erlaubt, einige Worte über ihre Kunst zu sagen.

1. Die tiefste Grundlage der heiligen Musik ist wol der Lobgesang, Hymnus; ich möchte sagen, er sei dem Menschen natürlich. Wir finden uns nämlich so ganz umringt von ungeheurer Macht und Uebermacht der Schöpfung, daß wir in ihr nur wie Tropfen im Ocean zu schwimmen scheinen; und wenn dies Gefühl über einen Gegenstand oder in einer Situation zur Sprache kommt, was kann es anders als ein Ausdruck des Seufzers werden: „Ungeheure Macht, erdrücke mich nicht! hilf mir!“ Die wildesten Nationen haben auf solche Weise Anlässe zu Hymnen gezeigt; gesetzt, daß sie solche auch nur an ein mächtiges Thier, an einen ungeheuern Wasserfall oder Fels, an die Nacht, an Sonne, Mond und Sterne gerichtet hätten. Je mehr indeß der menschliche

Verstand sich sammelt und gleichsam selbst begreift, desto mehr findet er in dieser ungeheuern Macht auch Regeln der Weisheit, einen Gang der Ordnung, der ihm dienen kann, und dem er dienen muß, mithin Gesetze der Güte und Milde. Sein Hymnus wird also immer beredter; er erzählt die wohlthätigen oder wunderbaren Eigenschaften der großen Schöpfung in Beziehung auf sich selbst und auf andre mit ihm lebende Wesen; er nennt die Eigenschaften seines angebeteten Gegenstandes mit tausend Namen, deren ganzer Inhalt dieser ist: „Du bist groß; sei auch gut! schade mir nicht, hilf mir!" Wenn endlich der Geist sich zum höchsten Ideal der Schöpfung, zu Gott erhebt, ein Meer, in dem alle Vollkommenheiten zusammenfließen, ein Mittelpunkt, aus welchem alle Radien strömen: was kann ein Wort an ihn sein, wenn es ein Wort sein soll, als Hymnus? „Von Dir, durch Dich, in Dir bin ich; zu Dir gehe ich wieder. Du bist Alles, Du hast Alles, Du gabst mir Alles; gieb mir das Edelste, Dir ähnlich zu sein; hilf mir!" Alle Völker, die Gott erkannten, haben in Hymnen solcher Art ihr Herz ausgeschüttet und ihre Vernunft gesammelt; auch in der höchsten Poesie ist der Plan solcher Lobgesänge äußerst einfach.

Es giebt nämlich zweierlei, physische und historische Hymnen. Jene wenden sich an Gegenstände der Natur und suchen gleichsam den großen, unumschränkten Himmel, unter dem sie ertönen; diese können nur entstehen, wenn die Religion schon Geschichte, menschliche Geschichte worden ist, und lieben einen engern Kreis; aber auch sie gehen noch den einfachen Gang der alten Naturhymnen. Von beiden werden wir ein andermal in Beziehung auf die Griechen reden;[1]) jetzt bleiben wir bei dem, was dem christlichen Hymnus Materie und Form gegeben.

Ohne Zweifel war dies vor allem Andern das ebräische Psalmbuch. In ihm sind Lobgesänge der vortrefflichsten, reinsten Art vorhanden, Gesänge, die noch von keiner Nation übertroffen worden, ja, die in jedem ihrer Glieder Jubel und Klang gleichsam mit sich führen. Der Geist der Tonkunst wohnt ihnen so innig ein, daß er sich jeder Sprache mittheilt, in welche sie übersetzt werden; auch in den härtesten Mundarten roher Völker fängt sich mit ihnen heiliger Gesang an zu regen, und zwar ist es Tempel- und Chorgesang. Dieser Charakter ist ihnen mit dem Parallelismus ihrer kurzen Verse und Glieder unaustilgbar eingeprägt; daher auch ins Christenthum mit ihnen sogleich die zwo Stimmen (Priester und Volk), die Antiphonien kamen. Mußte Musik

[1]) Ist nicht geschehen. — D.

nicht die Basis eines öffentlichen Gottesdienstes sein, dessen Religion sich die ganze Schöpfung, ja die Freuden des Himmels selbst als einen Tempel- und Lobgesang, als ein ewiges Hallelujah gedachte? Das Dreimal-Heilig, das Ehre sei Gott in der Höhe! das ewige Hallelujah der Schöpfung bewegte also auch das Schiff der christlichen Kirche; in Höhlen und Tempeln ward ihre Gemeine davon ein leises oder lautes Echo.

Damit schließe ich nicht aus, daß nicht auch griechische und lateinische Modulationen den christlichen Kirchengesang bestimmt haben; die alten Hymnen zeigen dies unwidersprechlich. Nothwendig mußte das Christenthum, sobald es aus Judäa ausging, in jedem Lande, in dem es sich festsetzte, den Charakter und die Modulation der Sprache dieses Landes annehmen, also auch von ihrer Dicht- und Tonkunst lernen; und am Meisten war dies bei der griechischen und römischen Kirche der Fall, da beide dieser Sprachen, insonderheit die griechische, so poesie- und tonreich waren. Indessen war und blieb dies Alles nur ein Geräth, das man im Geist der Psalmen und des jüdischen, hin und wieder auch des ehemaligen heidnischen Gottesdienstes gebrauchte, an dessen Stelle die neue Liturgie trat. Das Volk sollte beschäftigt, ergetzt, erbaut werden; wie konnte dies anders geschehen, als daß man sich seinem Ohr, Auge und Genius bequemte?

2. Nicht aber macht der Hymnus allein den Gottesdienst aus; die menschliche Seele, ein Instrument vieler Tonarten und Saiten, will auch ein sanftes, erbauliches Lied, den Zeugen einer stilleren Freude und leiseren Belehrung; sie will auch in Gefahr und Angst, in Kummer und Sehnsucht ein „Herr, erbarme Dich unser!" ein klagendes, ängstliches Miserere. Für alle diese Gemüthszustände und Situationen des Lebens hatten die Psalmen einen reichen Vorrath; und da die Kirche oft in Umstände gerieth, in denen sie solcher Angstgebete nöthig hatte, so ward dieser Vorrath der Psalmen vielfach gebraucht. Daher also die Bußpsalmen, die girrende Stimme der Turteltaube in den Höhlen und Steinklüften, die langen, klagenden Litaneien mit dem wiederholten Echo des Kyrie Eleison; daher die Seufzer um Errettung, die Gesänge der Hoffnung eines andern Lebens. Auf Glaube und Zuversicht war die christliche Kirche gegründet; Glaube und Zuversicht erheben und beflügeln sich am Stärksten mit dem Gesange der Andacht. Ueber den Gräbern der Entschlafenen tönte nicht heidnische Verzweifelung und Furcht fürm Todtenreiche, sondern sanfte Trauer und fröhliche Hoffnung, Hoffnung des Wiedersehens, des ewigen Zusammenlebens mit einander.

3. Das heilige Geheimniß endlich, das Geheimniß eines der Kirche beiwohnenden, sie erfüllenden, im Sacrament theilhaft werdenden Gottes, wie konnte es anders als mit Intonationen einer göttlichen Gegenwart und Begeisterung gefeiert werden? Daher die hohen und tiefen Accente bei Einweihungen und in den Momenten des Wunders. Selbst das christliche Glaubensbekenntniß konnte von der Musik nicht ausgeschlossen sein; denn es ward ein Gelübde des Herzens auf Leben und Tod über heiligen Gebeinen. Die ganze Idee der christlichen Kirche, daß sie eine einzige, allgemeine, unter einander durch einen Geist verbundene Gemeine sei, machte an sich schon Gesang, Gebet, Segen, Fürbitte zu einem allgemeinen Opfer, zu einem weltverbreiteten Hallelujah.

Nach dem, was hier in größter Kürze angedeutet worden, ist es nicht zu verwundern, daß die ganze Einfassung der christlichen Liturgie, insonderheit in der griechischen und römischen Kirche, Gesang ward; auch die syrische und keine andre hat sich davon ausschließen mögen. Vom frühesten Strahl der Morgenröthe beginnt der Gottesdienst mit Versikeln und Intonationen, Antiphonien und Doxologien; Psalmen und Hymnen wechseln; die Lesungen und Gebete, die Ermahnungen ans Volk sind gleichsam nur zwischengestreut. Das Christenthum nämlich begann bei Völkern, die voll lebendiger Einbildungskraft und von großer Reizbarkeit waren; diese liebten Erweckungen des Herzens, einen Aufschwung der Phantasie durch Ohr und Auge. Und da ihnen angezeigtermaßen das Psalmbuch der Juden sammt der Poesie und Tonkunst ihrer Landessprache, ja der Inhalt und Zweck der Religion nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten und des früheren Gottesdienstes, an welchen sie von Kindheit auf gewöhnt waren, zu Hilfe kam, so ward aus Gesängen und Sprüchen des Alten und Neuen Testaments, aus dem Gloria und Ave, aus Credo und Kyrie Alles gemacht, was die andächtige Tonkunst daraus machen konnte. Man gehe das Ritual der griechischen und römischen Kirche in diesem Gesichtspunkte durch; sie sind große Gebäude, ich möchte sagen, Labyrinthe des musicalisch-poetischen Geistes, in denen Geschichte und Lehren nur ihre kleinen Wohnungen haben. Propheten und Psalmen sind hin und wieder vortrefflich gebraucht, und über das Ganze ist ein Strom der Begeisterung, der lyrischen Fülle und eines so lauten Jubels verbreitet, daß, wenn man es auch nicht wüßte,

man es mit großer Gewalt fühlt: „eine solche Anordnung sei nicht das Werk eines Menschen, sondern die Ausbeute ganzer Nationen und Jahrhunderte in verschiednen Himmelsstrichen und den mannichfaltigsten Situationen." Einem Dichter, der für die Kirche mehr als einzelne Lieder dichten will, sind diese Bücher zu studiren eben so unentbehrlich als dem Tonkünstler, wer er auch sein mag, die unerreichbaren Muster der ältern Musik der Kirche. Denn, heilige Cäcilia, mit welchen Wunder- und Herzenstönen hast Du Deine Lieblinge, einen Leo, Durante, Palestrina, Marcello, Pergolese, Händel, Bach u. s. w. begeistert! In und aus ihnen tönte die heilige Musik in vollem reinen Strome, bis sie sich nachher in tausend anmuthige Bäche zertheilt hat.

Ziehen wir aus dem, was historisch bemerkt worden, einige Folgen: so ergiebt sich vor Allem, daß der christliche Kirchengesang von Anfange bis zu Ende eines Gottesdienstes oder Festes ein Ganzes sein müsse, das vom ersten bis zum letzten Tone ein Geist belebt. Aus unsern protestantischen Kirchen ist diese Einheit ziemlich verschwunden, auf welche es doch in der ersten Kirche so fühlbar und groß angelegt war. Wir fangen freilich mit einem demuthsvollen Kyrie an und unterbrechen es zuweilen mit einem Gloria; ein Allein Gott in der Höh' sei Ehr' soll das Gemüth erheben; Antiphonien und Lectionen werden eingestreut; ein sanftes Lied, ein gesungener Glaube sollen die Seele zum Gehör göttlicher Worte bereiten; der Genuß des Abendmahls endlich soll in der feierlichsten Rührung mit Gesang und Segen den Gottesdienst beschließen: wie weit sind wir aber davon weggekommen, daß dies Alles ein Ganzes auch im sinnlich-geistigen Eindruck werde! Die Musik der Kirche sollte dies Band sein; denn sie ist sinnlich und geistig; zwischen ihren Ufern sollte der Strom der Begeisterung und Andacht sanft oder stärker fortströmen. Aber die Orgel allein thut's nicht; Instrumente allein werden's auch nicht bewirken. Die Anordnung des Gottesdienstes selbst im Innern und Aeußern, Sänger, Leser, Prediger, die Gemeine, also ihre Erziehung, der Zweck und die Art, wozu und wie sie beisammen ist, müssen dazu beitragen, daß Klopstock's goldener Traum, Die Chöre, erfüllt werde.*)

---

*) S. Klopstock's Oden, Hamburg bei Bode, S. 227. — H. [Die Ode „Die Chöre" ist vom Jahre 1767. — D.]

Und ehe dieser goldene Traum erfüllt wird, wollen wir wenigstens einige Worte von dem reden, was dem musicalischen Dichter und seinem Tonkünstler auch jetzt schon vor der Hand zu liegen scheint, sobald sie darauf Rücksicht zu nehmen geneigt wären.

1. Die Basis der heiligen Musik ist Chor; denn eine Gemeine soll singen, und wenn Zwei oder Drei versammelt wären, so machen sie mit der ganzen Christenheit auf Erden eine Gemeine. Arien also, Duette, Terzette u. dgl. sind nie das Hauptwerk einer Musik der Kirche, gesetzt, daß sie auch in die Kirche gehörten. Nur auf dem Wege des Chors, im weitesten Verstande genommen, gelangt man zu jener Bewegung und Rührung, die diese Musik erfordert. Die tiefste Demuth, ja, ich möchte sagen, Vernichtung und Zerschmelzung vor Gott, alle Ermunterungen zu Trost, Hoffnung und Freude, jene Ausbrüche des Glaubens, der Hoffnung, Frage und Antwort, Zweifel und Zuversicht, Kummer und Trost, Fluch und Segen sind in den reichen Sätzen und Gegensätzen der Chorsprache Alten und Neuen Testaments zu finden. Einen großen Theil der biblischen Bücher schlage man auf, wo man will, und es fallen Stellen ins Auge, die wie Stimmen Gottes und der Gemeine der Dichter nur aufnehmen und anwenden, der Tonkünstler nur fühlen und für das Herz der Menschen accentuiren darf. Hier ist Vorrath auf ewige Zeiten.

2. Der Chor des heiligen Gesanges ist aller Abwechselungen und Veränderungen fähig, die irgend nur in der reichen und weiten Sphäre seines Inhalts liegen. Die Sprache der Psalmen und Propheten ist uns auch hier Muster. Man sehe z. B. den 2. 24. 42. 43. 46. 50. 68. 82. 87. 95. 113—118. 121—129. Psalm: welche Abwechselung des lyrischen Gesanges vom leisesten Solo bis zum vollsten Chor, in allen Stufen und Inversionen, ist in ihnen vorgezeichnet! Und der Gebrauch derselben, die Anwendung einer jeden Stimme und Antwort, wie mannichfaltig darf und kann sie sein nach Inhalt und Zeiten! Hier also ist das lyrische Gebäude in höchster Würde und Vollkommenheit zu erbauen, hier oder nirgend; denn mit Worten und Tönen wirkt die Kunst hier rein. Es sind Stimmen, die sich hören lassen, und keine Personen: aber alle Stimmen der Welt, von der Stimme Gottes an bis zum Laut und Seufzer jedes Herzens, jeder reinen menschlichen Empfindung. Die Symmetrie zweier Stimmen und Chöre bleibt indessen die Hauptabtheilung, wie bei jedem symmetrischen Gebäude, so auch hier; dies ist der Einfalt gemäß, die sowol das Herz als die lyrische Kunst wünscht.

3. Daß die Chöre von Hymnen und Liedern unter-

brochen oder gleichsam aufgenommen, besänftigt oder beflügelt werden, liegt abermals in der Natur der Sache. Wir sind aber auch hierin hinter der ältern Kirche zurückgeblieben. Die lateinische hatte nur wenige, kaum neun Hauptsilbenmaße zu ihren Hymnen; diese sind alle popular und sehr faßlich, und doch sind von ihnen kaum zwei und drei sehr unvollkommen zu uns hinüber gerettet worden. Das prächtige Pange lingua gloriosi, die Sapphischen und anapästischen Metra wagen sich nicht in unsern Kirchengesang, der größtentheils aus den Meistersängerzeiten seine Melodien erhalten. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wollte man diesen mit weicheren, abwechselnden Silbenmaßen vermehren; meistens aber geschah es so ganz ohne Geschmack und Würde, daß sich die neuen polymetrischen Gesänge zum Glück nicht erhalten haben; daher die ältern, unter welchen mehrere vortreffliche sind, immer noch die vorzüglicheren bleiben. Und doch, wer sollte es dem Kirchengesange wehren, alle die Abwechselung, allen den Flug zu nehmen, den der Hymnus oder das Lied fordern? Aber Musik muß diese Melodien einführen; sie müssen zuerst in einem größeren Gebäude der Tonkunst erscheinen, daß die Gemeine sie, unvermerkt gleichsam und willig, lerne. Was in der Welt bedeutete sonst der einzelne Vers eines Chorals, den wir jetzt unsern Kirchenmusiken einstreuen? Bei der einzelnen Strophe eines Liedes wird ja die Seele nie warm; man spürt, wenn die Strophe aufhört, eine unangenehme Leere, und es bleibt bei diesen Zertheilungen Alles ein künstliches Flickwerk. Nicht also die ältere Kirche. Ihre Hymnen sind kurz, allemal aber von mehreren Strophen, und zu allen blieb ihr das Dreimal-Heilig ein Muster. Da es nun überdem außer allem und über allen Widerspruch ist, daß unsre Poesie und Sprache gegen die Sprache unsrer Vorfahren zehnfach ausgebildeter worden, warum wollten wir fortfahren, nur zwei Saiten zu berühren, da wir ein Instrument von zwanzig, von hundert Saiten in unsrer Hand haben? Sehen wir nicht, daß außer der Kirche die Musik erstaunende Fortschritte gethan hat, daß durch diese selbst das Ohr des Volks vieltöniger worden ist, und daß wir folglich nicht mehr wie unsre alten Vorfahren leiern und singen können, weil wir nicht mehr wie sie accentuiren, sprechen und leben? Eine Reformation des Kirchengesanges dünkt mich also ein natürliches Erforderniß der Zeit zu sein; auf dem angezeigten Wege, unter den breiten Flügeln der Kirchenmusik kann sie am Leichtesten und Angemessensten erlangt werden. Hier wird sie in allen Theilen harmonisch gebildet und eingeführt, der Chor der Kirche nimmt sie willig auf.

4. Die Recitative können in der Kirchenmusik nichts als die Stelle der Lectionen vertreten; sie müssen also nur eingestreut werden, dabei äußerst einfach, kräftig und kurz sein. Sind uns die Evangelien nicht bekannt? liest sie der Lector nicht vor dem Pult? und wir wollten uns damit aushelfen, daß wir ihre einfachen Worte, an denen die Wahrheit der Erzählung haftet, mit fremdem, rhetorischem oder poetischem Schmuck verbrämen? Durch dies beschwerliche Kunststück erreichen wir nur Eins, daß wir mit vieler Mühe in langen Phrasen unmusicalisch sagen, was an sich in seiner alten evangelischen Erzählung größtentheils sehr musicalisch gesagt war; denn es ist nicht zu bergen, daß der historische Stil der Bibel sowie Ossian, ja jede von Kindern und einfachen Völkern erzählte Geschichte der Musik, viel empfängiger ist als unsre künstlichsten Recitativ-Perioden. Die ältere Kirche fügte es also anders. Nur wenige Hauptworte nahm sie aus den Lectionen zum Gesange auf, ließ diese in Antiphonien wiederkommend ans Herz dringen als Hauptdenkmale der ganzen Geschichte. Dies, dünkt mich, sei der wahre zweckmäßige Gebrauch derselben nach Ort und Zeit; denn warum dürfte der Gemeine eine Geschichte vorgesungen werden, die sie weiß, ja, die sie eben gehört hat? Und welches sogenannte malende Recitativ könnte eine Geschichte malen? Aber Worte, Stellen aus der Geschichte ans Herz legen, das kann die Tonkunst.

5. Hiemit zeigt sich also, daß die Kirchenmusik auf keine Weise dramatisch sein könne, und wenn sie dies sein wolle, sie ganz ihren Zweck verfehle. Auf dem Theater ist Alles auf dramatische Vorstellung, Charakterschilderung, aufs Spiel der Personen eingerichtet; hier zeigen sich, wie gesagt, keine Personen, hier wird nichts repräsentirt. Es sind reine, unsichtbare Stimmen, die unmittelbar mit unserm Geist und Herzen reden. Wollte man biblische Geschichten dramatisiren, so gehören sie nicht für die Kirche, sondern mögen zu Hause in sogenannten geistlichen Cantaten gesungen oder gespielt werden. Vor der Gemeine verliert die einzelne Person, sie möge einen Petrus oder Johannes, eine Maria oder Magdalene vorstellen, nicht nur alles Ansehn mit ihrer Geberde, sondern das Wort ihrer Stimme verliert auch alle Wirkung. Dies Wort muß ihrem Munde schon entnommen und allgemeiner Gesang, ein Wort an alle menschliche Herzen geworden sein; alsdann wird's eine Stimme der heiligen Tonkunst. So z. B. der Gesang Simeon's, so selbst die Worte Christi, der Propheten und Apostel. Die heilige Stimme spricht vom Himmel herab; sie ist Gottes Stimme und nicht der Menschen;

weh ihr, wenn sie, um sich sichtbar zu machen, ein theatralisches Gewand anlegt! Diese Unsichtbarkeit, wenn ich sie so nennen darf, erstreckt sich bis auf die kleinsten Anordnungen und Verhältnisse der geistlichen Tonkunst. Eine Arie, ein Duett oder Terzett, das einzeln glänzt, jede Silbe, in welcher der Dichter oder Künstler spricht, um sich zu zeigen, schadet der Wirkung des Ganzen und wird dem reinen Gefühl unausstehlich. Dramatische und Kirchenmusik sind von einander beinahe so unterschieden wie Ohr und Auge.

Hieraus ergiebt sich aber auch, daß eine die andre nicht schmähen oder verachten sollte; denn sie sind und bleiben, obwol sehr ungleiche, Schwestern. Es war Natur der Sache, daß aus der Kirchenmusik dramatische Musik entstand, so wie bei den Griechen aus dem Chor und Dithyramb die Tragödie ward, und diese in natürlichen Stufen fortging. Es war Natur der Sache, daß die dramatische Musik Vieles gewann, wozu sie im Heiligthum nie kommen konnte, insonderheit, ich möchte fast sagen sichtbare Bestimmtheit. Sie mußte an einer vorgestellten Handlung Theil nehmen, diese vorbereiten, leiten, ausdrücken helfen; tändeln und lachen, sogar niesen und gähnen mußte sie lernen. Da sie einzelne Charaktere auszudrücken, individuelle Situationen zu beleben hatte, so ward sie aufs Feinste und Lebhafteste charakteristisch. Dies Alles lag außer den Grenzen der heiligen Tonkunst; sie vergiftete sich selbst, wenn sie nach solchen verbotenen Früchten greifen wollte. Dafür aber blieb ihr ihr Baum des Lebens um so sicherer, die reine, allgemein menschliche Rührung; die dramatische Tonkunst selbst mußte nach seinen Blättern und Blüthen greifen, wenn sie aufs Herz des Menschen, nicht blos auf Auge und Ohr wirken wollte. Wie oft schließen wir unser Auge bei einer schönen Musik des Theaters und mögen die Geberden des Sängers, die Reize der Sängerin nicht mit ihr verbinden! wie oft trennen wir einen Gesang des Herzens von der ganzen Scene, in der er gesungen ward, und nehmen ihn als ein Privateigenthum mit uns! Hat endlich die wahre Musik sich nicht sogar über alle Instrumente ergossen und mit jeder Situation des menschlichen Lebens gleichsam familiarisirt, ohne daß sie weder hier noch dort als Drama erscheint? Warum müßte sie denn im Tempel dramatisch werden?

„Also ist doch", wird man sagen, „die wahre Musik dem Tempel jetzt ziemlich entflohen? und wird sie je in denselben zurückkehren?" Ganz entflohen ist sie daraus nicht; und es ist wahrscheinlich die Schuld der Tempel mit gewesen, wenn sie daraus hie und da entfliehen mußte. In andern Tempeln wohnt sie noch, obzwar

unerkannt der theatralischen Welt; und wenn sie sich aus ihnen in den Meisterwerken der älteren Zeit weit verbreitet hat, so werden diese Meisterwerke von allen innigen Tonkünstlern noch jetzt aufs Höchste geschätzt, in der Stille studirt, auch angewandt, wo sie irgend angewandt werden mögen. Die heilige Musik ist so wenig ausgestorben, als das wahre Gefühl der Religion und Einfalt aussterben kann; indessen wartet und hofft sie freilich auf eine Zeit der Wiedereinsetzung und Offenbarung. Sollte ihr diese auf immer versagt sein? Ich sehe dazu keine Ursache. Lasset drei dazu geschaffene Menschen aufleben und einander begegnen, einen Beschützer, einen Tonkünstler und einen Dichter, so könnte in einem kleinen Kreise schon viel werden. Der Dichter dürfte selbst nicht vom ersten Range sein, nur von einer Art, in der er hier der Erste wäre, ein Mann, der mit einem Gefühl für das, was heilige Musik ist und allein sein kann, allen Vorrath derselben in den heiligen Büchern kennte, das alte Ritual von den Schlacken, unter denen es begraben liegt, zu reinigen wüßte, sich von allem Hergebrachten des neueren Modegeschmacks entfernt halten könnte und darnach, unserer Zeit angemessen, eine simple, große Anordnung machte. Ein Tonkünstler, der mit warmem hohem Gefühl für das Göttliche seiner Kunst diesen Tempel erfüllte, diesen Tempel belebte. Ein Beschützer endlich, der diesem Allen zur lebendigen Anwendung einen Platz, eine Schule der Kunst gönnte. Setzet diese Drei zusammen, und es könnte in der protestantischen Welt geschehen, was in ihr vielleicht noch nicht gethan ist. Ob es zu unsern Zeiten geschehen wird, ist eine andre Frage. Es werden indeß noch manche andre Zeiten kommen, und was nicht heute geschieht, geschieht morgen. Cäcilia wird wiederkehren vom Himmel und sich hie und da eines reinen, eines ganz reinen Tempels freuen. So lange wollen wir jeden Funken des heiligen Feuers in der Asche bewahren.

Ich füge ein Lob der Tonkunst bei, das im „Musicalischen Kunstmagazin“[1]) erschienen, übrigens aber zur Composition auf einen Cäcilientag nicht bestimmt ist. Es ist nur eine Schilderung, ein Lob der Tonkunst.

---

[1]) Von J. Fr. Reichardt (1782—1791). — D.

Die Tonkunst.

Eine Rhapsodie.

Die Du droben den Reihn der Sterne
Und der Unsterblichen führst,
In ewig jungem schwebenden Jubeltanz,
Nah und näher hinan des Allvollkommenen Thron,
Und tief hienieden im Erdenthal
Unter des Himmels heiligem Blau
In leisen Tönen, im verlornen Laut
Der Ahnung unser Herz
In die Chöre der Himmel erhebst:

Ewige Harmonie,
Kling ein in meine Saiten!
Heilige Harmonie,
Kling ein in meine Seele!
Sie fühlet Dich, sie will, sie wird Dich fühlen!
Des Wohllauts ewige Kette zieht
Auch meinen Geist. Es wallt mein Herz
Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
Der Allvollkommenheit.

Wach auf in mir, Du leiser Himmelston,
Der meine Seele ward!
Aus keiner Engelsharf' entquollest Du; Dich hauchte
Der Ewige selbst mir ein.
Und bist mir Ewigkeit,
Bist Gottesgefühl in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahnende Verkünderin.
Wenn einst mein Geist
Vom Erdenstaube sich hebt empor
Und seiner Fesseln sanft sich windet los,
Zu Hilfe komm ihm dann, Du heil'ger Strom
Von Tönen andrer Welt,
Umström ihn ganz und trag ihn sanft hinüber!

Des Himmels Gabe bist Du uns,
O Tonkunst! bist ein Tropfe
Von jenem hellen melodischen Wollustmeer,
In dem das Weltall wallt,
Ein Meer von Zahl und Maß und Lieb' und Tanz und Leben!

Der Tropfe floß hernieder
Dem Wandrer zur Erquickung,
Zur Labung ihm, hin in sein Vaterland,
Ein ziehend Sehnen nach dem vollen Strom.

Als Adam, als die erste Mutter einst
Den ersten Todten sahn, ach, ihren Sohn,
Und den erschlagnen kalten Leichnam (nun
Auf ewig kalt, auf ewig todt!)
Mit starrer Hand umfaßten,
Und ihre Seelen untergehn,
Versinken wollten im verstummten Schmerz,
Da war's, da regten Töne sich
Des Mitgefühles einer andern Welt,
Der Ewigkeit verschlossenes
Gewölbe brach: Musik erklang auf Erden.

Des Seraphs Laute in der Hand,
Schwebt über ihnen der Gestorbene
In unsichtbarem Glanz. Es sangen leise Töne
Den Armen Trost ins Herz; es träufelte
Mit jedem neu gehörten Ton
Der Ruhe Thau in ihr zerlechzetes
Gebein. Der Unsichtbare
Sang mächtiger, zog aus den Himmelssaiten
Den Ton der Unvergänglichkeit,
Des ew'gen Wallens hin zu höherm Licht,
Des stäten Sehnens nach dem vollern Strom;
Er sang das Lied der Sterne,
Den Wandelgang um ihres Vaters Thron,
Den ewig guten Vater
In aller seiner Liebe.
Und stieg, ein sel'ger Geist,
Stieg auf dem letzten, innigsten der Töne,
Der ewig tief in ihrem Herzen blieb,
Gen Himmel wieder auf.

Wenn in des Lebens Labyrinth,
Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht,
Umringt von Thiergeheul und Höllenstimmen,
Mein Herz erbebt
Und über sich verzagt
Und nirgend Ausgang findet:

Des Himmels Tochter, süße Zauberin,
Nicht mit Sirenen-, nicht mit Feenklang
Erscheine mir; ein Lied der Andacht flöße
Mir Ruh ins Herz!
Wie wird mir? Hör' ich nicht
Ihr Kommen? Fühl' ich nicht
Ihr sanftes Schweben wie im Mondesstrahl?
Sie spricht mir zu, ein Engel spricht zu mir,
Ein Himmelswesen, das unmittelbar
Mein Herz berührt, die weinende,
Gerührte Laute, und den Klageton
Schnell in Triumph verwandelt.

„Verlassener, was zagest Du
In trüber Einsamkeit?
Gott, der den Gang der Sterne kennt,
Kennt auch der Menschen Herz.

„Er giebt dem Schiffe seinen Weg,
Den Winden ihre Bahn,
Er wird auch Dir im Wellenmeer
Des Lebens Weg verleihn.

„Was zagest Du? Der Erde Noth
Geht wie ein Traum vorbei.
Und was Dir heute Mißlaut dünkt,
Ist morgen Harmonie."

„Schau gen Himmel und sieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne, da glänzt Gottes unsterbliche Schrift.
Kann Dein Auge sie zählen, Dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erschaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt?
So tönt Alles um Dich. Ein Strahl der Sonnen erklingt Dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang.
Allenthalben strömet Dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung, Du lernst ewig und ewig daran.
Maß, Bewegung und Zahl im Kampf der liebenden Eintracht
Spricht in Tönen Dir zu: Eines in Allem ist Gott!"

O Harmonie, ich flehe Dir,
Du Freundin meines Seins zum höhern Sein,
Du Seele meiner Seele! Rufe mir,

Aus jedem Wesen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt!
O Führerin durchs Leben, Freundschaft ist
Der Seelen Einklang, Lieb' und Güte sind
Der süße Wohlklang, der in Allem tönt,
Der immer reiner, immer höher steigt.
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonieen?

14.

Denkmal Ulrich's von Hutten.[1])

[1]) Der Aufsatz ward zuerst 1776 im Juliheft des „Teutschen Merkur" ohne Herder's Namen gedruckt. Wieland hatte am Schlusse einen „Zusatz" hinzugefügt, in welchem er u. A. sagte: „Ich kenne keinen deutschen Schriftsteller, der diesem vergessnen deutschen Helden ein Denkmal zu setzen würdiger war, als der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes. Und ein Hutten's würdiges Denkmal ist es, und öffentlich danke ich ihm dafür, und die ganze Nation würde ihm dafür danken, wenn er nicht vergessen hätte, daß wenigstens die Hälfte der Deutschen, die er anredet, entweder mehr als Menschen sein müßten oder in dem Gesichtspunkt, in den er sich gestellt, als er seinen Hutten schrieb, und in dem Ton der Begeistrung, womit er Alles sagt, was er dacht' und fühlte, einen Parteigeist finden müssen und finden werden, der sie beleidiget und Hutten's Andenken selbst nachtheilig wird. ... Dritthalb Jahrhunderte nach Hutten mit Hutten's Eifer von den Gegenständen, die den seinigen erregten, sprechen; mit Hutten's Eifer und Zorn die Deutschen unsrer Zeit beschelten; aus Eifer für Hutten das Andenken des sanftern, schwächern, aber wahrlich in seiner Art und in seinem Wirkungskreise nicht minder guten, edeln, verdienst-

vollen und von den Besten seiner Zeit geliebten Erasmus anschmitzen — thue dies, wer daran Recht zu thun meint! — ich kann's weder thun noch gut heißen." Die Vorrede zur fünften Sammlung der Zerstreuten Blätter schloß mit den Worten: „Endlich erscheint mein alter Hutten, der, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in einen Nachdruck Goethischer Schriften [in den vierten Band des in Berlin 1779 bei Chr. Fr. Himburg erschienenen Nachdrucks] gekommen war. Ich habe diesem etwas wilden Gewächse so viel entnommen, als sich ihm, daß es noch am Leben bliebe, nehmen ließ, und nebst der Nachschrift auch einige Anmerkungen hinzugefügt. Ich glaubte, als ich den Aufsatz schrieb, ich müsse Hutten darstellen, nicht wie ihn Andre ansähen, oder wie er den Meisten von uns jetzt erscheinen möchte, sondern wie er sich fühlte, was er wollte und meinte; und dies glaube ich noch. Ueber ihn urtheilen kann sodann ein Jeder, und Jeder nach seiner Weise; denn Hutten's Fehler sind unverborgen, und über den Erfolg seines Unternehmens hat die Zeit entschieden. In einen politischen Plan ist, so wie Sickingen, so auch Hutten nie verflochten gewesen. Hutten war kein Politicus und that, was er that, für die gute Sache des Vaterlandes, für Religion und Wahrheit. Andre wirkten dazu auf ihre Weise; und ich bin so weit entfernt, Hutten's persönlicher Anfeindung wegen des großen, weit und breit verdienten Erasmus Verdienste zu verkennen, daß in anderm Betracht er und Grotius vielmehr seit vielen Jahren meine Idole gewesen. Jeder werde auf seiner Stelle erkannt und geachtet!" Seine im „Merkur" erschienenen Darstellungen des Copernicus, Reuchlin und Savonarola (1776 und 1777) nahm Herder auch später nicht auf. Der Aufsatz ist im Ausdruck vielfach verändert, manche Stellen weggelassen, die wir in den Anmerkungen vollständig gegeben haben. Alle Anmerkungen Herder's selbst sind Zusätze des Druckes in den Zerstreuten Blättern. — D.

Als die Zeitung meldete, im „Neuen Teutschen Merkur" sei Hutten's Bild und Leben erschienen, [1]) erröthete ich über meine Schuld, wie lange ich diesem edeln deutschen Manne auch ein kleines Denkmal zu setzen Willens gewesen. Er starb als ein Flüchtiger, als ein Vertriebener und hatte zuletzt nicht, da er sein Haupt hinlegte; nur eine Schreibfeder fand man nach seinem Tode bei ihm und einige Briefe seiner Freunde. Wie sein Nachlaß war, soll und kann auch nur dies Denkmal werden: ein glatter Stein auf seinem Grabe oder ein Brief von Freundes Hand über seinen Tod und über sein kurzes, stürmiges Leben.

Wenn ein junger, feuriger Mann schon in Jahren, die Andre noch als Pflanzen wegträumen, ein Mann fürs Vaterland ist, der den faulen Weg und die ruhige Lebensart der Mönche (es giebt Mönche in allen Ständen) früh verläßt, eben weil ihm vielleicht sein Genius zulispelt, daß er's nicht lange werde thun können: er strebt, was er kann, *) erwählt, mit den Guten und fürs Gute freiwillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt sich durch jede neue Gefahr nicht abschrecken bis ans Ende seiner kurzen Laufbahn; die Finsterniß ist aber stärker als das Licht, die Sclaverei stärker als die Freiheit; man rottet sich um ihn, schneidet, da er noch keine Grenzen seiner Wirksamkeit kennt, ihm Luft und Athem ab; auch seine Freunde treten scheu

---

*) Hutten scheint dieses selbst geahnt zu haben; er machte sehr früh seine Grabschrift:

„Von der Geburt an ward mir zum Lebensloose das Elend;
 Uebel zu Land' hab' ich, Uebel zu Wasser erlebt.
Will es das Schicksal dann, daß all mein Leben in Jammer
 Ende, so will es mir wohl, daß ich es endige bald.
Unter tausend Gefahren hab' ich die Muse geliebet,
 Habe gethan für sie, was und wie viel ich vermocht." — H.

[1]) Vor dem Februarhefte 1776, das auch von Wieland selbst eine „Nachricht von Ulrich von Hutten" enthält. — D.

zurück; sein edelster, ihm treu gebliebner Freund sinkt, und mit ihm Glück und Alles; nun treten die Falschen hinzu, die sich auch Freunde nannten, verleumden, spotten, höhnen seine Plage. Der Edle fällt, wie man vor bösen Buben fällt, und jene Unedeln behalten Recht: „Was hat er ausgerichtet? Was wollte er? Freilich — freilich, auch fehlte es ihm nicht — aber jung, zu jung." — Unter solchen Hohnsprechungen liegt nun der Arme bei einem Pfarrer auf einer kleinen Insel im Zürchersee, hatte in Deutschland, für das er Alles unternahm, zuletzt keinen sichern Tritt mehr und starb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmuthe gegen die Verkleisterer der Wahrheit. Jünglinge, wallfahrtet zu seinem Grabe, und sein Leben sei Euch ein Spiegel mehrerer Zeiten![1])

Als Ulrich von Hutten, der junge Fränkische von Adel, in Fulda studirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönchen machen. Tune hoc ingenium perderes? sagte der verdiente Eitelwolf vom Stein zum Abt und errettete den fähigen Knaben. Zeitlebens hing Hutten's Herz an diesem edeln Manne, seinem Erretter. Ihm hatte er nachher die Gunst des Cardinals von Mainz, seine Reise nach Italien, sein erstes blühendes Hofglück zu danken; mit Eitelwolf vom Stein sank ihm seine erste Stütze, auf die bald eine nach der andern folgte. Eitelwolf war's, der dem Kurfürsten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Universität Frankfurt an der Oder gab, und nach seinem Sinne sollte sie ein neues Athen der schönen und freien Weisheit werden; bald aber that's dem biedern Manne leid, da er die neue Universität ärger als eine andre mit Sophisterei und Pfaffenkram überdeckt sah. Er ging mit einer Societät der Wissenschaften in Mainz, dem damals so blühenden Mainz, schwanger und — starb darüber. Gnug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten hat in seinen kurzen Jahren mehr gethan, als manche Societät in Jahrhunderten thun durfte oder thun mochte.

Hutten studirte in Cöln, und das war, wie wir auch aus der Geschichte Luther's wissen, damals mit ein Hauptnest der Philosophaster und Theologaster. Der Ekel, den Hutten früh an dieser Brut hatte, gab ihm, noch unbestimmt, wie sein Unmuth ausbrechen würde, den Stoff zu den Epistolis obscurorum virorum, dem späteren kühnen Werk seines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, sein nachmaliger Mitarbeiter an diesen Briefen, sein

---

[1]) Ursprünglich stand hier noch (der Satz endete: „Grabe und zu seinem Leben als einem Spiegel aller Zeiten!"): „Und Du, Mutter Deutschland, das diesen Mann nicht verkannte, aber kalt hinwarf, so wie es jetzt ihn kalt lobt und seine Schriften nicht einmal hat und kennt, durch die er doch Alles that, lerne!" — D.

Mitschüler gewesen, ein Freund, der ihm bis ans Ende treu blieb. Und da in Cöln alle die Originale, insonderheit der gravissimus Ortvinus, die das künftige Heldengedicht galt, lebten, so ist dies abermals eine Probe, wie das Meiste, das wir in unserm Leben thun, von Verbindungen und Umständen herrührt, in die uns frühe die Vorsehung setzte. Die Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — sie machen meistens den Anklang unsrer Bestimmung, sie weben das Grundgewebe, in welches spätere Schicksale und eine reifere Vernunft nur den Einschlag geben.

Hutten ging überdrüssig von Cöln nach Frankfurt, dessen reizende Lage er, vermuthlich für seinen Eitelwolf, in Versen beschrieb. Freundschaft also lockte den ersten Sproß des jungen Dichters hervor; diese Muse verließ ihn auch nicht in seinem ganzen Leben. [1])

Jugendliche Unruhe trieb Hutten hierauf nach Italien, zuerst als Kriegsmann unter Maximilian, der damals Padua belagerte. *) Und hier hing sich die Schlange (eine Krankheit, die sich gleich selbst erklären wird) an seinen Fuß, deren Gift er zeitlebens mit sich trug, und die zuletzt seinen Hässern auch Anlaß zum Hohn gab. Wer die Geschichte der damaligen Zeiten und dieses Uebels kennt, als es zuerst in Europa ausbrach, der muß ungerecht sein, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß glaubt, daß man damals sehr unschuldig dazu kommen konnte und desto ärger daran war, weil man noch kein Mittel dagegen wußte. Die Krankheit, an der Fürsten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den Schandfleck noch nicht, den ihr die spätere Zeit mit Recht gegeben. Jetzt ist das Ungeheuer in seine Grenzen gebannt, damals war's Pest am Mittage. Hutten schreibt in seinen Briefen mit einer Offenherzigkeit davon, die am Lautesten seine Unschuld zeigt, an der damals auch Niemand zweifelte, der ihn kannte. An die Fuggers schrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünschungsschreiben über den Lebensbaum, Guajaci medicinam, der durch sie nach Deutschland kam; und an den Erzbischof, Cardinal und

---

*) Die in diesem Feldzuge geschriebenen kleinen Gedichte Hutten's sind voll Patriotismus für Deutschland und den Kaiser, voll ächten Kriegermuths gegen die Venetianer, am Meisten aber gegen die Franzosen. Manche von diesen sind so charakteristisch, als ob sie zu unserer Zeit gemacht wären, und würden vielen Lesern in einer guten Uebersetzung wohl thun. Die Nationen bleiben sich immer gleich bis ans Ende der Tage. — H.

[1]) Dieser Satz hieß früher: „So machte Freundschaft den jungen Dichter, an dem die Bayle und Consorten nachher mit großer Chronologenmühe den ersten glücklichen Abgang des praecocis ingenii aufgezählt haben.“ — D.

ersten Kurfürsten Deutschlands, **Albert von Mainz**, schrieb er De morbo Gallico librum, in welchem er ein ebenso patriotischer Verfechter der Gesundheit seiner Landsleute wird, als er sich nachher ihrer Ehre, Freiheit, Aufklärung und Glückseligkeit patriotisch annahm.

In Krieg und Krankheit waren seine Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, die sich ohne seinen Willen zerstreuten, gesammelt oder vielmehr verstümmelt herausgegeben wurden, die er also aus Noth selbst herausgab und sie **Maximilian** zueignete. Coluit, sagt er,

Coluit per mille pericula Musas
Et, *quanti potuit*, carminis auctor erat.

Von früh auf sieht man an **Hutten** einen Mann, der zur Pedanten-Autorschaft nicht gemacht war. Alles **lebt** in seinen Schriften, nichts steht **geschrieben**, daß es nur also dastehe. Seine Bücher, alle meistens kleine Stücke, sind Stimmen aus seinem Leben, Laute seines Ritterworts, **Handlung**. Und darum wirkten sie auch in ihrer Art, wie **Luther's** Schriften in der seinigen; er schrieb ein Latein, wie es die Drehbank Ciceronischer Perioden schwerlich allein hervorbringen möchte. Wie Dädal's Bildsäulen sieht man seine Worte und Phrasen gehen, kommen, handeln, leben!

Er kam nach Deutschland, und ein Landedelmann, sein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühsamen Juristen nach der damaligen Juristenzeit in Deutschland suchte, fand nicht, was er wünschte. Der junge Mensch schrieb seinen Nemo, das erste Stück in künftiger Hutten'scher Manier und, wenn man deuten wollte, für ihn eine üble Ahnung. Beim ersten Auftritt war er ein **Niemand** und ist gewissermaßen zeitlebens ein **Niemand** geblieben. Vorher hatte er unter mancherlei Schicksalen ganz Deutschland durchkrochen und durchflogen, „ein Ulysses“, wie er sagt, „mit einer ganzen Odyssee von Zufällen“. Wenigstens hatte er dabei den Vortheil, daß er das Deutschland, für welches er nachher mehr als **Demosthenes** sein wollte, in allen seinen Provinzen kannte: von **Rostock** und **Greifswalde** bis gen **Frankfurt** und **Wien**; **Sachsen**, **Böhmen**, **Braunschweig**, die **Schweiz**. Zu Wittenberg hatte er sein Gedicht De arte versificatoria (ein Zeichen des Brodstudiums, worin er Unterricht geben mußte) hingeworfen; aber auch dieses that er mit einer Wärme, die ganz den künftigen Mann prophezeihte. In der Schweiz nahm ihn der ver-

diente Reformator Vadian auf, und so kam er zum zweiten Mal, jetzt ganz ein Jurist [1]) zu werden, nach Wälschland.

Wir wollen uns nicht in Umstände einlassen, die man im Leben jedes jungen Dichters sich denken oder allenfalls finden kann, daß z. B. ihm der Geschmack der Bartolisten nicht anstand, daß er sich darüber auf seine Art äußerte, daß ihm die schöne Literatur in Italien wohlbehagte, daß er von Allen, die seine Talente kannten, geschätzt wurde u. s. w. Eben da er in Italien den Rechten oblag, kam ihm ein Umstand ganz andrer Art in den Weg, ihn als Den, der er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Württemberg hatte seinen Vetter Johann von Hutten mit eigner Hand im Walde umgebracht; und nun ließ Hutten, der ebenso sehr Edelmann und Geschlechtsvertheidiger als Deutscher und Freiheitvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorationen, endlich fünf Invectiven gegen den Mörder ausgehn, die als wahre Demosthenesreden von Herz und Seele die Sprache der Unschuld und Rache sprachen und gegen einen Thäter, der Herzog war, Alles zu Hilfe nahmen. *) Weiterhin werden wir unsern Demosthenes im wirklichen Feldzuge gegen seinen Feind sehen, da sein Freund, der gerechte und edle Sickingen, des schwäbischen Bundes Haupt war. Hier bemerken wir nur, daß die Stimme, die sich jetzt für ein ungehörtes Bruderblut erhob, bald zu Kaiser und Reich über allgemeinere Angelegenheiten rufen sollte und sich an einem so sonderbaren tragischen Familienvorfall zum Voraus gleichsam nur üben mußte. In diesem Jahr 1515 starb Hutten auch sein Freund, Erretter und Beförderer, vom Stein, und nun ging seine zweite Laufbahn an.

Schon sein Gespräch gegen Ulrich: Phalarismus, dialogus

---

*) Vor einer Sammlung dieser Schriften sagt er:

„Sei nicht, o Leser, von zu zartem Ohr,
Sonst ist die herbe Speise nicht für Dich!
Ein hartes Werk beginnen wir, und hart
Sind unsre Worte; denn auch er war hart,
Auf den wir treffen, und hart seine That.
Wenn Du dies Bändchen liesest, denk, es schreit
In ihm unschuldig-ungerächtes Blut!"

Und am Ende des Buchs sagt er:

„Hassen, o Leser, kannst Du mein Buch nicht; nur den Tyrannen
Kannst Du hassen und mußt, wer Du vom Volke auch seist.
Hassenswerth ist die That, und hassenswerth, der sie übte;
Aber verdienet Der, der sie verkündiget, Haß?
Redlich für die Sache. Hutten." — H.

[1]) Hier stand früher: „jetzt ein edler Jurist". — D.

Huttenicus, hatte er mit dem Wort geschlossen, das nachher auch in andrer Absicht sein Wahlspruch werden mußte: Jacta est alea![1]) Ich hab's gewagt! Schon diesen Dialog endete er mit den Worten:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor![2])

Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Deutschlands, ein verdienter Mann von mehr als einer Seite, Reuchlin, war, zu Herzen: er machte sich mit seinem Schul- und Busenfreunde Crotus auf, ihm gegen den Ketzermeister Hoogstraten und mehrere Facultäten privilegirter Verfolger,[3]) die rechtlich wütheten, durch ein Mittel zu helfen, das mehr als eine Deduction wirkte: er schrieb die Epistolas obscurorum virorum. Daß Crotus daran Theil gehabt, ist unleugbar; sie aber deswegen, weil Crotus mitgeholfen, dem Hutten ganz absprechen zu wollen, ist ebenso unnoth, als sie gar dem Erasmus zuzuschreiben, der unter allen Sterblichen sie wol am Wenigsten schreiben wollte.[4])

Kurz, diese Schrift Hutten's überwand für Reuchlin mit. Sie traf so scharf, schied Mark und Bein, stellte die Pfefferkorne, Ortvini und alle ihres Gelichters so ganz bar, daß es weiter keines Leugnens bedurfte. Unglaubliche Wirkung machte diese Schrift, als sie erschien;[5]) auch auswärtige Nationen schätzten sie, obgleich für sie die feinste Spitze des Salzes verloren ging; denn das Deutschlatein, die deutschen mönchsgelahrten Sitten sind

[1]) Wort des Julius Cäsar. — D.

[2]) Virg. Aen., IV. 625. — D.

[3]) Früher hatte Herder geschrieben: „und alle Facultäten privilegirter Langöhre". — D.

[4]) Böcking hat das vollste Licht über diese Frage verbreitet. Herder hatte im „Merkur" hinzugefügt: „Darüber lachen, sich im Busen freuen, sich gar ein tödtliches Geschwür auffreuen, einige recht treffende Briefe auswendig lernen, das konnte der furchtsame Erasmus wol, der immer auf Land und Wasser zugleich lebte. Aber da er's reiflicher überdachte, fand er, selbst als Leser, schon so viel Mißlichkeiten und furchtsame Abers, daß er ja auch, für lauter leidiger Furcht, nicht sein Gewand befleckte, sondern — was Aergers! — den divus Ortvinus selbst hernach höchlich lobte, der hier als Haupt der Theologaster, Pfefferkorne und Magister das Fähnlein trug. Erasmus diese Briefe zuzuschreiben, ist so viel, als ihn für einen Märtyrer und Fischfresser zu schelten; zu Beidem, sagte er, habe er keine Gaben. Fische konnte der schwächliche Kritiker ohne Ohnmacht nicht riechen und an standhaft Bekennen ohn' Ohnmacht nicht denken, geschweige Epistolas obscurorum virorum schreiben. Er hat sie ja nachher gnug bejammmert." — D.

[5]) Hier stand ursprünglich die Stelle: „Sie ist für Deutschland unendlich mehr worden als der Hudibras für England und Gargantua für Frankreich, und viel etwas Nützlichers geworden, als der Junker von Mancha für Spanien sein konnte." — D.

in ihr das Hauptwerk; eine Nationalsatire voll Geist, Feuer, Witz und äußerst genauer, treffender Detailwahrheit! *)

Endlich endigte Sickingen, was Hutten angefangen hatte, und sprach mit diesen Leuten, wie man mit ihnen reden mußte. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in seinem Alter Ruhe. Der Bruder Ketzermacher, Hoogstraten, gegen den auch in Luther's Schriften die deutsche Wahrheit [1]) zu lesen ist, soll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angst zu Fuße gefallen sein und seine arme Seele schon allen Heiligen mit dem Stoßseufzer empfohlen haben: „Leben wir, so leben wir dem Herrn“ u. s. w. „An Dir verunreinige ich mein Schwert nicht“, sagte Hutten und ließ ihn gehen.

Als Hutten zum dritten Mal aus Italien kam, war sein Ruhm [2]) in der schönsten Blüthe. Da jauchzten ihm alle Freunde der Wissenschaften zu und priesen ihn, den siegenden Reuchlinisten. [3]) Erasmus lobte ihn als einen [4]) Mann, desgleichen nicht gewe-

---

*) Ob diese Briefe und mehrere Hutten'sche Gespräche, die in der Sammlung *Pasquillorum libri II. Eleutherop.* 1544 stehen, Pasquille oder Satiren sind, muß nicht aus dem Geist unsrer, sondern der damaligen Zeit entschieden werden. Wie Manches, selbst in den Schriften Luther's und Erasmus', würde jetzt nicht geschrieben! Daß Hutten aber, wie Bayle vermuthet, wenn er noch dreißig Jahre gelebt hätte, ganz Europa mit Pasquillen würde überschwemmt haben, glaube ich nicht. In allen seinen Schriften zeigt sich oft zwar ein hitziger und brausender, nie aber ein unedler Geist, und daß in Hutten's wie in des freilich vorsichtigern Erasmus Schriften viel attischen Spottes sei, ist unleugbar. Nur weil Hutten die Sache, die er trieb, so tief zu Herzen nahm, war sein Salz scharf; er wollte nicht etwa nur vergnügen, sondern ändern, bessern, zuletzt auch rächen; und dann hat leider von selbst der Spott ein Ende. Sein *Vir bonus*, seine *Intercessio pro Capnione*, der heroische Gesang *In triumphum Joannis Reuchlin*, seine Schriften an den Kaiser, seine *Germania*, sein *Arminius* sind voll der wärmsten, edelsten Stellen; und überhaupt, gehört nicht jede Production der Erde in die Zeit und Stunde, in der sie erscheint? — H. [Im Texte hat Herder hier die Stelle ausgelassen: „Rümpfe mir nicht, feiner Jüngling, das Wort Pasquill entgegen! Alle treffende Satire ist Pasquill; nur je allgemeiner und doch treffend das Pasquill ist, desto besser; und dies traf wahrlich allgemein. Die laue Satire, die nicht Fisch, nicht Fleisch ist, wird auch weder Fisch noch Fleisch bessern; dies Buch hat viel gebessert! Warum? Es war ganz wahr! Es lebte, wie Alles, was Hutten schrieb. Möchte zu unsrer Zeit ein Hutten Epistolas *clarorum* virorum schreiben, und mit der Wahrheit, dem Interesse, dem Glücke! — Bald werden wir Hutten noch auf einem bessern Zuge für Reuchlin antreffen, da er und Sickingen zum geretteten Greise ziehen, seine Freude theilen, und Sickingen Folgendes an seine Herren Gegner ergehen ließ.“ Nach vollständiger Mittheilung von Sickingen's „Erforderung und Verkundung“ an Hoogstraten in Bezug auf Reuchlin fuhr Herder fort: „So endigte Sickingen“ u. s. w. — D.]

1) Statt „die deutsche Wahrheit“ stand früher: „ein herrlicher Cherubsstreich“. — D.

2) Früher: „war ohne Zweifel die Knospe seines Ruhms in“. — D.

3) Ursprünglich: „jauchzten ihm alle schönen Geister zu und lobten über ihn, den siegenden Reuchlinistam, Gott den Herrn“. — D.

4) Früher: „Erasmus frohnte ihm, selbst wo es nicht hin gehörte, vor seinem Neuen Testament, als einem Mann“. — D.

sen;*) seine Freunde, insonderheit der redliche Pirckheimer, Nürnberg's verdienter Patricius, Dürer's und aller Guten Freund. empfahlen ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigner Hand zum Dichter mit einem Kranze krönte, den seines Freundes Pirckheimer's Tochter ihm gewunden hatte. Hier war er mit im Gefolge des Kurfürsten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen zu des Kaisers Hofe, und seine Jugendphantasie träumte lebhaft, „was er ausrichten, vollenden würde". Man lese den langen Brief, den er an Pirckheimer schrieb, als dieser ihm die Einsamkeit auf seinem fränkischen Ritterschlosse anrieth. Burkhard, ein um Hutten sehr verdienter Mann, hat diesen Brief herausgegeben und commentirt; er zeigt, daß, ohngeachtet seiner schwächlichen Gesundheit, Hutten damals noch Alles lachte. Da schrieb er wie in einem Feuerstrom die Rede: Ad principes Germaniae, ut bellum Turcis invehant, exhortatoria, in der, so viel dem Kaiser am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen weg mußten. Damals lebte der Hof, und was sich am Hofe Maximilian's und Albert's für Deutschland thun ließe, in seiner Seele; jede Blüthe irgend eines schönen Genies, in welcher Nation sie auch aufsprießen mochte, Budäus, Oecolampadius, Pirckheimer, Faber, Erasmus, Copus, Ruellius, vergnügte ihn so lebhaft, als ob alle diese Männer seine Brüder, Mitarbeiter zu einem Werke wären. Das wahre Kennzeichen umfassend großer Seelen! An Luther, der damals vor Cajetan zu Augsburg stand, nahm er noch nicht Theil, vermuthlich weil er seine Sache nur als eine theologische Streitigkeit ansah und ihn noch nicht kannte. Daß indessen schon damals in Hutten die ganze Flamme gelodert, die ihm späterhin Luthern so theuer machte, zeigt die lange Dedication, womit er des Laurentius Valla Schrift: „Ueber die erlogne Schenkung Con-

*) Auch Hutten's erklärter Feind könnte die ungemeine Lebhaftigkeit, Stärke und Biegsamkeit seinem lateinischen Stil nicht absprechen. In Reden, selbst den heftigsten Reden, in Gesprächen, Briefen, Gedichten, und zwar in Gedichten mehrerer Gattung, ist dieser jedesmal, was er ihm sein sollte. Den Livius stellte er vermehrt aus einer gefundenen Handschrift her, und jede Beute der schönen und nützlichen Literatur lag ihm am Herzen. Sein Streit gegen das Papstthum war auf Geschichte gegründet, und er ging hierin rein zu Werke; auch hatte er anfangs auf Luther nicht die mindeste Rücksicht. Er wie Luther hatte den Funken, der sie anglühte, aus Italien selbst geholt. Zu leugnen ist indessen nicht, daß in dieser Flamme, auch ohne die mindeste Religionsabsicht, bei Hutten mitunter ein wildes Feuer brannte; und dieses war, auch seine Jahre abgerechnet, der Rittergeist seiner Zeiten. Er war ein fränkischer Edelmann, im Kriege frühe gebildet; er glaubte, wie mit dem Schwert, so auch mit der Feder kämpfen und sich auf gleichgetheiltes Licht, auf einen offenen, freien Kampfplatz verlassen zu können. Leider aber war dies der Fall nicht. Er kämpfte mit einer unsichtbaren, weit überwiegenden Macht und mußte erliegen. — H.

stantin's", dem[1] Papst Leo selbst zu übergeben sich getraute. Ein rechter Jugend-, Helden- oder Eulenspiegelstreich in Hutten's Leben. Er that's mit so vielem Lobe dieses und mit so bitterm Tadel des vorigen Papstes, dabei auch mit einem so lauten Geschrei für die Freiheit der Deutschen gegen des Papstes Ansprüche, daß er sich entweder das größte Wunder zutrauen oder den bittersten Haß des Papsts erwarten mußte. Den er denn auch froh erwartete; nur daß er sich an Albert, am Kaiser, an den Fürsten und Ständen des Reichs desto mehr irrte und für seine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache von ihnen viel zu viel hoffte.

[2] Hutten bahnte also Luthern unwissend den Weg und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nur lief es freilich nicht nach Hutten's Sinne.*) Der Kaiser starb; Hutten folgte dem Kurfürst Albert nach Mainz, wo er in Ruhe des Hoflebens einige seiner besten Dialogen verfertigt hat; aber dies Leben war am Ende für ihn nicht. Lieber ging er mit Sickingen gegen den Herzog Ulrich zu Felde, zog drauf auf sein Schloß Stackelbergk und vollendete seine Dialogen über Glück, Fieber und Papstthum. Dies letzte Gespräch hieß „Die römische Dreifaltigkeit", und es ist unbegreiflich, wie dasselbe nicht blos in Mainz öffentlich gedruckt werden, sondern auch der Verfasser nachher frei am Mainzischen Hofe und in Gnade des Kurfürsten sein konnte. Freilich nicht lange; denn bald kam der schärfste Befehl aus Rom, daß „ein so frecher Sünder als Hutten, gegen den die Theologisten in Cöln längst die Bulle wegen der Epistolae obscurorum virorum in Händen gehabt, und der fortführe, von der römischen Dreieinigkeit selbst in Mainz zu schreiben, nichts Anders, als in Ketten nach Rom geführt

---

*) Luther's Aussprüche von Hutten zeigen von dem großem Verstande des biedern Mannes, und wie besser er als Hutten die Welt kannte. Huttenus et multi alii fortiter scribunt pro me, et parantur in dies cantica, quae Babylonem istam parum delectabunt. — Hutten literas ad me dedit, ingenti spiritu aestuantes in Romanum Pontificem, scribens se jam et literis et armis in tyrannidem sacerdotalem ruere. — — Quid Huttenus petat, vides; nollem vi et caede pro evangelio certari. Melanchthon nach seiner Gemüthsart fürchtete Hutten. Ut virum magni facere et admirari propter doctrinae eruditionem et praestantiam ingenii, sic ab illius natura vehemente et excelso animo et voluntate ad novas res propensa non nihil timere P. Melanchthonem licuit animadvertere, sagt Camerarius im „Leben Melanchthon's". Dies Alles war in seiner Ordnung. — H.

[1] Ursprünglich: „Constantin's wem? dem Papst". — D.

[2] Hier stand ursprünglich: „Aber so handelt jedesmal das Genie und der Gottberufene zu etwas Außerordentlichem: Jacta est alea! „Ich habs gewagt!" ist sein Wahlspruch, nicht: „Darf ich? kann ich? wer steht mir bei? wird's auch werden?" Sonst geschähe in der Welt selten Etwas; denn bei jedem Schritte wagen wir ja und zertreten Mücken. Hutten bahnte." — D.

zu werden, verdiene". Zu diesem edeln Werke ward nun Alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschützer. Albert konnte und durfte dies nicht sein; zum Erzherzoge Ferdinand schrie Hutten laut, aber vergebens; noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze deutsche Nation — vergebens. Er hatte Herz gnug, an Kaiser Karl's Hof nach den Niederlanden selbst zu gehen, aber umsonst; er fand kein Gehör: Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Banden erwarteten ihn allenthalben. Und immer blieb Hutten unerschüttert derselbe. Man schaudert, wenn man seine Briefe, Reden und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachsen, an alle Stände des Reichs liest. Hier erscheint Deutschlands Demosthenes in seiner Größe. Wahrheit, Freiheit, Stand, Ruhm, Noth, Vaterland, alle läßt er sprechen, rufen, klagen. Die fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt mit dem Beiwort: „Ein großes Ding die Wahrheit! stark über Alles!" Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht sein alter ungerufener Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, dessen Name Deutschland zu den edelsten Römern stellen kann,[1] wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schutz und Freistatt gegeben hätte. Hier leider geht der dritte Theil von Hutten's Leben an, und gottlob, daß dieser nicht lange dauert!

In seines Freundes Sickingen's Schloß Ebernburg am Main fand Der also eine Freistatt, der sie nirgend, auch auf seinen eignen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte Deutschland[2] nicht verlassen, dessen Sache er jetzt eben am Eifrigsten, Fröhlichsten, Freisten forttrieb. In Ebernburg schrieb er die „Anzeige, wie sich allweg der Papst gegen den Kaiser gehalten"; er commentirte die Bulle des Papsts gegen Luther mit Noten, schrieb neue Dialogen, Invectiven, Aufmunterungen, Aufweckungen, Briefe, „Beklagung der Freistätte teutscher Nation", „Lebendige Abconterfactur des Papstthums" u. s. w., jedes Stück immer stärker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das, was voranging. Jetzt schlug er sich zu Luther, munterte ihn auf, bot sich und seinen Sickingen zu Allem an. Schon dieses Sickingen wegen wird dieser Theil von Hutten's Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal, wenn er an ihn denkt, wenn er ihn nur in einem Wort, einer That anführt, sieht man den ganzen Biedermann vor sich. Ihm und dem großen Haufen des deutschen Volks

[1] Hier stand ursprünglich: „stellen und vielleicht sagen kann: „Weichet Diesem!" wenn". — D.

[2] Ursprünglich: „sein Deutschland". — D.

zu gut schrieb Hutten jetzt deutsch, übersetzte seine besten lateinischen Gespräche für seinen Freund Sickingen, der sich auch Luther's Schriften beim Abendessen und müssigen Stunden vorlesen ließ und dann gewöhnlich wahre Ritterworte drauf setzte. [1]) Höre man eine Zueignung Hutten's an ihn, in der Beide geschildert werden, wie sie waren:

„Dem edlen, hochberühmten, starkmüthigen und ehrenfesten Franz von Sickingen, Kais. Majest. Rath, Diener und Hauptmann, meinem besondern, vertrauten und trefflichen guten Freund, entbeut ich, Ulrich von Hutten, meinen freundlichen Gruß und willigen Dienst.

„Ohn' Ursach' ist das Sprichwort: „In Nöthen erkennt man den Freund", nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich darf Niemand sagen, daß er mit einem Freund verwahret sei, er hab' ihn denn in seinen nothdürftigen anliegenden Sachen dermaßen, daß er ihn inwendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. Wiewol nun Der glückselig zu achten, dem nie vonnöthen ward, einen Freund dieser Gestalt zu probiren, mögen doch auch sich Die der Gnaden Gottes berühmen, so in ihren Nöthen beständige und harthaltende Freund' erfunden haben. Unter welchen ich mich dann nit wenig Gott und dem Glück zu bedanken hab'. Denn als ich auf das Aeußerst' an Leib, Ehren und Gut von meinen Feinden genöthigt, so ungestümlich, daß ich kaum Freund' anzurufen Zeit gehabt, bist Du mir nit, als oft geschieht, mit tröstlichen Worten, sondern hilftragender That begegnet, ja, mag ich, als das Sprichwort ist, sagen, vom Himmel herab zugefallen, der nicht geachtet, was ein Jeder von meinen Sachen rede, sondern sie an ihr selbst Gestalt beherzigt. — Hast Dich nicht durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unschuld abziehen lassen, sondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmnüß meiner Vergewaltigung für und für über mir gehalten. Und da mir aus Größe der Fahr die Städt' verschlossen gewest, alsbald Deine Häuser, die ich aus der und andern Ursachen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag, aufgethan, und also die angefochtene und verjagte Wahrheit in den Schooß Deiner Hilf' empfangen und in den Armen Deiner Beschirmung gar kecklich gehalten. Daraus dann gefolgt, daß ich in meinem Fürsatz, den auch Du ehrbar und redlich nennest, nicht wenig gestärkt, alle Gelehrten und Kunstliebenden teutscher Nation sich in Freuden und Frohlocken erhaben und gleich als

[1]) Ursprünglich: „und immer Worte drauf setzte, die Ja und Amen sind". — D.

nach einem trüben Wetter von der freudenreichen Sonne erquicket worden. Dagegen die boshaftigen Curtisanen und Romanisten, die mich verlassen gemeint und derhalben nahet einen Triumph von mir geführt hätten, da sie gesehn, daß ich mich, wie im Sprichwort ist, an eine feste unerschütterte Wand gelehnt hab', ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwa niedergelassen, sich fast ingethan und kleines Lauts worden. Für solche Deine Wohlthat Dir gnugsamen Dank zu sagen, hab' ich nicht Mangel an Gemüth und Willen, sondern am Glück und Vermögen. Wird mir aber je eine bessere Zeit erscheinen und sich Aenderung des Glücks (als denn meine freie Hoffnung zu Gott ist) begeben, will ich Dir allem Vermögen nach u. s. w. auch

Wo etwas meine Schrift vermag,
Dein Lob muß sterben keinen Tag.

Denn, ohn' Schmeicheln und Liebkosen zu reden, bist Du, der zu dieser Zeit, da Jedermann bedäucht, teutscher Adel hätte Etwas an Strengheit der Gemüther abgenommen, Dich dermaßen erzeigt und bewiesen hat, daß man sehen mag, teutsch Blut sei noch nicht versiegen, noch das adlich Gewächs teutscher Tugend ganz ausgewurzelt. Und ist zu wünschen und zu bitten, daß Gott unserm Haupt Kaiser Karlen Deiner tugendhaftigen unerschrocknen Muthsamkeit Erkenntniß ingebe, damit er Dich Deiner Geschicklichkeit nach in hohen, trefflichen seinen Händeln, das römisch Reich oder auch ganze Christenheit betreffend, so mit Rath und der That brauche. Denn alsdann würde Frucht Deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen. Fürwahr, einen solchen Muth sollt' man nicht ruhen noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden lassen. Aber ich hab' mir nicht fürgenommen, in dieser Vorred' Dein Lob zu beschreiben, sondern einmal meinem Herzen, das gesteckt voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit ist, Luft zu geben. Schenk' Dir zu diesem neuen Jahr die nachfolgende meiner Büchlein und wünsch' Dir damit nicht, als wie oft unsere Freunde pflegen, eine fröhliche sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darin Du vielen Menschen zu gut Dein stolzes heldisch Gemüth brauchen und üben mögest, u. s. w. 1521."

So war Freund zu Freund. Seit Hutten bei diesem Freunde war, schrieb er fürs Volk, hie und da auch in Volksreimen. Wenn sie uns Knüttelverse dünken, so waren sie's damals nicht: sie waren Verse, die das Volk lesen und behalten sollte; daher besetzte er hie und da auch andre seiner Werke mit solchen Reimen.

„Die Wahrheit ist von neu geboren,
Betrug hat seinen Schein verloren;
Deß sag' Gott Jeder Lob und Ehr'
Und acht' nicht förder Lügen mehr.
Ja, sag' ich, Wahrheit war verdrückt,
Ist wieder nun hervorgerückt;
Deß sollt' man billig genießen lon,
Die dazu haben Arbeit gethon.
Die faulen Pfaffen loben's nit.
Ach, fromme Teutschen, haltet Rath,
Da's nun so weit gegangen hat,
Daß nicht geh' wieder hinter sich.
Mit Treue hab's gefördert ich
Und begehr' deß anders keinen Genieß.
Denn — wo mir g'schäh deshalb Verdrieß —
Daß man mit Hilf' mich nicht verläßt,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan;
Das soll mir bieten ab kein Mann.
Auch schafft, zu stillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein' Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint.
Wiewol mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach' hatt' g'fangen an.
Gott woll' sie trösten! Es muß gahn,
Und sollt' es brechen auch fürm End',
Will's Gott, so mag's nicht werden g'wendt.
Drum will ich brauchen Füß' und Händ'
Ich hab's gewagt!"

„Ich weiß," fängt er in der „Beklagung der Freistätte teutscher Nation" an:

„Ich weiß, ich werd' noch Lands verjagt,
Um daß ich solch's nicht schweigen kann
Und nehm' des Dings allein mich an.
Doch ist es wahr, und ist nicht recht,
Daß man woll' machen krumm zu schlecht."

Die traurige Weissagung ward bald erfüllt. Das Jahr darauf fingen Sickingen's Sachen übel zu gehn an, und 1523 im Mai starb der edle Held auf folgende unwürdige Weise.

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbischof von Trier, Kurfürst von der Pfalz, Landgraf von Hessen. Ein Ritter gegen die Fürsten des ganzen Rheins. Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Sessel getragen werden, und da rotteten sich gegen den alten Löwen ein Haufe andrer Thiere. Höre man ihn selbst, wie er redet:

„Mein' lieben Brüder und Nachbarn, warum kommt Ihr, wider mich zu fechten und streiten? Nun bin ich doch mit Euch dran. Ich begehr' Euch zu erlösen von dem schweren entchristlichen Joch und Gesetz der Pfaffheit und zu evangelischen lichten Gesetzen und christlicher Freiheit zu bringen. So wollt Ihr das nicht leiden, thut, als der den fallenden Siechtag hat, will nicht, daß man ihm helf', daß er nicht verderbe. Denket, daß Ihr wider Christum und sein Evangelium streitet und nicht wider mich. Um des Evangeliums willen will ich den Tod nicht fliehen. Gott's Will' geschehe! Amen."

Dem Adel, den obige Fürsten gegen ihn erregt hatten, schrieb er: „O festen, edlen, lieben Mitbrüder, wollt' Gott, Ihr hätt' Euch baß bedacht! Warum zieht Ihr wider Euch, Eure Kinder und Kindskinder? Warum zerreißet Ihr Eure Freiheit und wollt Knecht' und Gefangene der Beschornen sein? Denkt Ihr nicht, wenn Franz überwunden wird mit seinem Anhang, wie man darnach Euch wird ein Zaum und Biß in das Maul legen und Euch führen, wo N. hinwollen? Ihr wollet Denen helfen, die den teutschen Adel verderbt haben mit Lügen, Eure väterliche Güter an sich gezogen, als sind die beschoren Knaben, die Stift und Klöster. Ihr und die Euren mangelt, sie leben im Saus, verthun das Eure mit Huren, Hoffart, Vollerei, Büberei; wollt Ihr Euer Leben für Die setzen? Ja, sie wollen unsre Seelen auch verderben, so sie uns das Evangelium Christi und Wort Gottes nicht lassen predigen, auch selber nicht predigen, und ertränken unsre Seelen mit ihren eignen Träumen, Fündlein, Gesetzen und Lehren, gleißenden Worten. Wollt' Gott, daß Ihr der Sach noch nachgedächtet, so werden Ihr Francisco N. beistehn. Gott's Will' gescheh'! Amen. All Sieg von Gott." So dachte Franz, dafür stritt er. Da ward er in seinem Alter von vier Fürsten und einem großen Rott Adels in seinem Schloß Landstein zuletzt umringt, von einer Kugel, die sie ins Schloß schossen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürsten und Herren alle sehr freundlich zu ihm sprechen und starb. Als Luther von seinem Tode hörte, wollte er's zuerst nicht glauben. Da die Nachricht sich bestätigte, ward er tiefsinnig und brach aus:

„Der Herr ist gerecht, aber wunderbar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwert helfen.“ Wie alle Guten den Tod dieses Mannes betrauert haben, bedarf keines Worts. Er war und fiel wie Brutus; und nicht um ein Phantom politischer Freiheit fiel er, sondern um Wahrheit, Licht, Recht, Billigkeit, den Gebrauch und Genuß der edelsten Güter des Menschengeschlechtes.[1]

Die meisten Aufklärer des südlichen Deutschlands, aus dem, wie bekannt ist, in den Hilfswissenschaften das meiste Licht ausging, hat er geschützt, ernährt, beherbergt, verfochten: Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oecolampadius. Luthern selbst lud er mehr als einmal zu sich ein; sein Freund Hutten hat ihn nur drei Monate überlebt.

Mit gebrochnem Herzen ging Dieser der Schweiz zu, Rettung zu suchen, fand aber unterwegs zum Unglück noch einen ehemaligen Freund,[2] der ihm völlig das Herz brach. Erasmus war eben auch zu Basel; der scheute und verleugnete nun nicht blos den armen, vertriebnen, oder wie er sich ausdrückte, schäbichten Edelmann, den er vormals zum Himmel erhoben hatte,*) sondern

---

1) Ursprünglich stand hier: „Recht und Billigkeit, Religion, Christus“. — D.

2) Früher: „noch einen schönen Geist und vorgeblichen Freund“. — D.

*) Quod Hutteni colloquium *deprecabar*, non invidiae metus tantum in caussa fuit; erat aliud quiddam, quod tamen in *spongia* non attigi. Ille *egens et omnibus rebus destitutus* quaerebat *nidum aliquem, ubi moraretur*. Erat mihi *gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus*. So schrieb Erasmus an Melanchthon; und zu eben der Zeit an einen Andern: Fuit Huttenus paucorum dierum hospes; interim nec ille me adiit, nec ego illum. Et tamen, si me convenisset, non repulissem hominem a colloquio. Den Brief, den Erasmus an Hutten den Tag vor Ostern 1523 schrieb, kann man bei Wagenseil (*Hutteni opera*, Lips. 1783. S. 328), den Brief, den er an den Zürcher Rath unterm 10. Aug. 1523, also wenige Tage vor Hutten's Tode schrieb, kann man in Schubart's „Ulrich von Hutten“, S. 146 lesen. Im letzten warnt er den Rath, und zwar eines Büchleins wegen, das Hutten gegen ihn schreibe (und Erasmus noch nicht gesehen hatte), vor dem verbannten, äußerst dürftigen, todtkranken Manne als dem gefährlichsten Ruhestörer. Er will es ihm zwar nicht „verbunnen, daß die Gütigkeit des Zürcherraths ihn dort ließe wohnen“, räth den Herren aber sehr an, „seinen Muthwillen ein Wenig zu zähmen; damit würden sie nicht sowol ihm, als andern Künsten, die dadurch befleckt sind, einen großen Dienst und Nutzen beweisen.“ Hutten bat sich Erasmus' Schreiben noch unterm 15. Aug. zur Verantwortung aus, und den 29. Aug. starb er. Ein Zürcher Gelehrter sollte Erasmus' Briefe an Zwingli bekannt machen, in denen um diese Zeit gewiß auch von Hutten Manches vorkommen wird. Tantae animis coelestibus irae!

„Rückst Du dem Unglückseligen noch sein trauriges Schicksal
Vor, als wäre das Glück, wäre der Zufall ein Gott?
Ward Aeneas nicht auch und Ulysses lange verfolget?
Und war Jener und er nicht ein rechtschaffener Mann?

wollte auf der andern Seite gegen Hutten's Freunde auch nicht sein Feind heißen,[1]) schob es auf Hutten's Krankheit, daß er ihn nicht gesprochen u. s. w. Da trat Hutten auf und expostulirte öffentlich mit ihm, daß das Alles Lug und Trug sei; er sei täglich ausgangen, habe auf dem Markt mit Jedem Stunden lang gesprochen, Erasmus habe ihm die Thür geschlossen, u. s. w. Als Erasmus hörte, daß die „Expostulation" unter der Presse sei, kam er zurück, streichelte Hutten, wunderte sich, sprach von alter Freundschaft, rückte ihm sein nacktes Elend auf, hatte gar Herz gnug, einem Verlassenen und Vertriebenen zu drohen; aber Hutten kehrte sich dran nicht. Die „Expostulation" erschien, und nun kam Erasmus, mit einem höflichen Schwamm (Spongia) den Flecken[2]) abzuwischen. So leicht ließ sich dies aber nicht thun; Luther, Melanchthon u. s. w. haßten den Schwamm und sagten, er habe nicht blos Hutten, sondern das ganze Lutherthum mit Koth bespritzen wollen; denn nun sollte es das Lutherthum gewesen sein, das dem Erasmus und den Musen ihren Freund geraubt.[3]) Was das Aergste ist, haben Einige gar geglaubt,[4]) Hutten sei an diesem Schwamm (den er vielleicht nicht einmal mehr gesehen) erstickt; er, der an viel härterer Speise nicht zu ersticken pflegte, ja dem, wenn er länger gelebt hätte, dieser Schwamm wohl zu Statten gekommen wäre.

Ein Höherer entriß ihn dem Bann und der Acht, offenen Feinden und falschen Freunden;[5]) er starb End' Augusts 1523 im 36. Jahr seines Alters. Ufnau heißt die kleine Insel im Zürchersee, wo er im Gebiet des Zürcher Raths Schutz und bei einem armen Pfarrer Pflege, Aerzung fand und Ruhestätte. Schiffe hinüber, reisender Jüngling, und suche sein Grab und sage: „Hier liegt der Sprecher für die deutsche Nation, Freiheit und Wahrheit,

---

Der Du das Unglück nur als Schuld betrachtest, o fürchte,
Daß auch Deiner sich einst Niemand im Leiden erbarmt!"
Hutten.

Melanchthon dachte hiebei billiger und gerechter. Als der Poet Nachtigall (Luscinius) den todten Hutten mit Versen verfolgte, sagte er auf ihn die Verse:

„Der Du, o Grausamer, noch unglückliche Leichen zerreißest,
Nenne Dich Nachtigall nicht, nenne Dich Geier hinfort!" — H.

[1]) Früher: „Freunde wieder Freund Hutten's heißen". — D.

[2]) Früher stand: „Koth" statt „den Flecken". — D.

[3]) Hier folgte früher noch: „und was man sich weiter für elende, ausgebrauchte Schlupfwinkel eines Kritikers und classischen Schöngeistes denken kann". — D.

[4]) Ursprünglich: „haben Narren geglaubt". — D.

[5]) Früher: „riß ihn . . . . . aus dem Rachen". — D.

der für sie mehr als Sprecher sein wollte!" Eine Grenzinsel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

Das unbekannte Grab wäre nun zwar ein so großes Uebel nicht; vielmehr ist dieses in der Ordnung. Auf marmorne Denkmale müssen die Guten und Edeln keiner Nation rechnen.[1]) Mußte im siebenjährigen Kriege nicht ein Ausländer kommen und in der Stadt, wo Leibniz liegt, nach Leibniz' Grabe fragen? Und Niemand wußt's als ein alter Küster, der es ihm, wie der Todtengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Dem verbannten Hutten ist die Todesstätte selbst, die Insel auf dem Zürchersee, sein Ehrendenkmal.

In anderm Sinn aber möchte ich Luther's Wort wiederholen: „Wir Teutsche sind Teutsche!" nämlich: Auch Hutten's Schriften sind verstoben; in drei Jahrhunderten hat Niemand sie noch gesammelt. Viele haben Hand angelegt, sie herauszugeben, immer aber kam ein böser Zufall dazwischen. Und da die meisten nur einzelne Bogen und kleine Stücke sind, viele auf Sickingen's Schloß gedruckt, von Feinden zerrissen (sein Bild hatten die Karthäuser zu Schlettstadt zu einem Gebrauch angewandt, dafür sie 1000 Goldgülden A**geld an Sickingen erlegen mußten), so ist's gerade, als ob sie ganz aus der Welt wären. Und so sind unsers Landsmannes, Mitreformators,[2]) Freiheitredners, des Demosthenes unsrer Nation Schriften großentheils im Staube geblieben.

Und was[3]) fehlte Hutten's Schriften, daß man sie nicht aufleben ließe und erhielte? Als „Beiträge zur Reformation" hat man ja die schlechtesten Lumpen gesammelt, von Wiedertäufern,[4]) Kritikastern und Helfershelfern; hier ist ein Reformator selbst, der in seinem Fache eher als Luther begann und ihm nachher so treu half, so Manches für ihn ausrichtete, so viel für ihn litt! Will man einen schönen Lateiner?[5]) Wer schreibt schöner, kräftiger und blühender Latein als Hutten? Erasmus und Melanchthon haben ihn deshalb beneidet, die Italiener geschätzt, alle freie und heitere Musenfreunde geliebt.[6])

---

[1]) Ursprünglich begann dieser Abschnitt: „Und so mußt' es sein! Auf kein Grabmal und marmorn Denkmal müssen die Guten und Edeln des deutschen Vaterlandes rechnen." — D.

[2]) Ursprünglich stand: „Reformators, Aufklärers". — D.

[3]) Früher begann der Abschnitt: „Ihr Deutschen, was fehlet Euch? Was". — D.

[4]) Hier folgte noch: „Schulrectoren". — D.

[5]) Ausgelassen ist der Satz: „Ihr leset ja auch hier die letzten, hundertmal wiedergekäuten, saftlosen Brocken auf." — D.

[6]) „Verzeihe mir's Apollo und der ganze lateinische Parnaß," hieß es hier weiter,

Soll also dieser edle Lateiner, eine Blüthe des wiederkehrenden Geschmacks, so gut als untergegangen sein und ferner im Staube modern?[1]) Will man endlich einen Mann von Genie, von Gefühl, von edlem starkem Triebe, einen Mann von Laune, Satire, Salz? Man beklagt, daß gegen Ausländer Deutschland deren nicht gnug habe — und man wollte Hutten vergessen? Vermuthlich soll wieder ein Franzose, ein Italiener kommen und uns seine Schriften wie die Schriften unsers Leibniz sammeln?[2])

Tritt auf, Mann und Jüngling, der werth ist, Hutten's Gebeine zu wecken! Mehr als ein Verleger würde die Hand bieten, alle guten Jünglinge sich einige Groschen zum Kauf oder zur Pränumeration ersparen, und in zwei, drei Bändchen bekämen wir unsern Hutten. Wäre dies Blatt so glücklich, in die Hände Dessen zu kommen, der bereits eine gute Sammlung gemacht hätte und sich mit Andern über das vereinigen wollte, was ihm an Hutten's Schriften etwa noch fehlt, wie würde ich mich freuen,[3]) daß ich zu diesem Werke geholfen!

Hutten schrieb an Luthern einmal: „Dein Werk, heiliger Mann, ist aus Gott und wird bleiben; meins ist menschlich und wird untergehn.“ Die Worte erschüttern, eben weil sie so wahr sind. Hutten's und Sickingen's Werk ging unter. Es war damals ein Zeitpunkt, daß Deutschland andre Gestalt gewinnen konnte; mehrere Gute strebten;[4]) es sollte nicht sein, die Vorsehung hatte es anders beschlossen: sie gingen im Schiffbruch unter, sie erloschen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bei wem als Undankbaren sollte ihr Andenken erlöschen?[5]) Liegt in ihrem Un-

---

„wenn ich beim Ciceronischen [Schraubenlatein unsrer Pedanten mich immer, daß ich Teutsch schreiben kann, freue; aber in Hutten's jedem Wort, jeder Silbe ist schöner, blühender lateinischer Stil mit jetzt gegenwärtigem teutschen Geist und Kraft; es wirket.“ — D.

[1]) Hieß früher: „Geschmacks und Genies untergehen? Freilich aber Quartanten vom römischen As und Folianten von quisquis und kiskis hat er nicht geschrieben.“ — D.

[2]) Hier folgte noch: „Und heißt bei aller Welt Sammler, gar Stoppler und Compilatoren dessen, was Euch nicht Ehre bringt; und was uns Ehre bringt, unsre besten Glieder, einen Mann, deß Leben mit dem Leben der Besten der Nation verwebt ist, lassen wir nackt und zerstreut auf den Gebirgen!“ — D.

[3]) Früher stand hier: „hätte und sich dieses „Teutschen Merkur's“ bediente, sich mit Andern über das zu einen, was ihm fehlte: Merkur würde sich des teutschen Hutten freuen, und wie sehr ich mich freuen“. — D.

[4]) Herder hatte zuerst geschrieben: „die zwei, drei Guten strebten“. — D.

[5]) Hier folgte noch: „Das kräftige Bild, Wort und That dessen, was sie wollten, strebten und nicht ausführen sollten“. — D.

tergange sammt dem, was sie und wie sie es wollten, nicht eben die größte Lehre?[1])

Hutten's Schatte, sei mir gegrüßt! Du Asche des Dichters,
Dem eine Insel im See endlich die Ruhe gewährt,
Sei mir gegrüßet, o Freund! Das hast Du Dir mühend errungen,
Ruh' im Grabe. Wolan! gieb sie dem Todten, o Grab!
Nimm die Veilchen, die hier ich Dir streue, nimm auch die Thränen,
Tapfrer Ritter! Der Tod, er nur gewährte Dir Glück.
Glücklich im Tode bist Du; Du siehst die größeren Uebel
Deines Landes nicht mehr, dem Du, ein Rächer, erschienst,
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel, Dich aufnahm.
Doch auch auf Erden erwächst, Jahre nach Jahren, Dein Ruhm.
Enkel werden Dich einst, Dich, glückliche Asche, verehren;
Und so leb' ewig wohl, ewig, o Redlicher, wohl!

Petrus Lotichius.

Nachschrift.

Der Wunsch, den ich in diesem Andenken Hutten's vor siebzehn Jahren geäußert hatte, seine Schriften gesammelt und sein Andenken lebend erhalten zu sehen, schien im Jahr 1783 eine glückliche Erfüllung zu erreichen. Der erste Band von Hutten's Werken (Ulrici ab Hutten opera, T. I., ed. Christ. Jac. Wagenseil, Lips. 1783) erschien, und da er sehr merkwürdige, abwechselnde, schön geschriebene Briefe dieses Mannes enthielt, so war kaum zu zweifeln, daß nicht auch seine sinnreichen Gespräche, seine Poesien, endlich auch die Stücke seiner erhabnen, fortreißenden Beredsamkeit folgen würden. Aber als ob der Unstern, der Hutten im Leben begleitete, ihn auch im Grabe nicht verließe, erschien folgende Anzeige des Herausgebers:

„An das deutsche Publicum.

„Ich habe in der Michaelismesse 1783 den ersten Theil der Schriften Ulrich's von Hutten herausgegeben, in der festen Ueberzeugung, daß dies Unternehmen dem Publico nicht anders

---

1) Schluß des Aufsatzes im „Teutschen Merkur". — D.

als angenehm sein könne. Mit wie mannichfaltigen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, bis ich Hutten's Schriften zusammenbrachte, die man über 100 Jahre vergebens suchte, wie lang ich umsonst nach einem Verleger strebte, wie äußerst sauer mich die undankbare Mühe des Abschreibens ankam, davon will ich nichts reden. Aber es ist Zeit, zu sagen, daß ich für Deutschlands Ehre drei Jahre vergebens gearbeitet, ohne Dank und Lohn gearbeitet habe; denn die zwei Thaler Buchhändlerbezahlung, die ich beim ersten Theil erhielt, verdienen doch wol nicht Belohnung zu heißen? — Man lese das „Denkmal Ulrich's von Hutten", und man hat Alles, was ich sagen kann, um die Erhaltung seiner Werke zu empfehlen, die er zur Nationalangelegenheit machte. Ich hoffte, man werde mit Wärme die Früchte seines trefflichen Geistes aufnehmen, werde mir's danken, daß ich sie gesammelt habe; aber wie sehr hab' ich mich betrogen! So kalt, so nachlässig hat man den fadesten Roman nicht empfangen als den edeln, deutschen Hutten. Ich sollte denken, wer nur seine Briefe gelesen hätte, müßte begierig sein, auch die übrigen Schriften zu besitzen, die vielleicht in ganz Deutschland Niemand vollständig hat. Unsre Aristarchen fanden's nicht der Mühe werth, meine Ausgabe anzuzeigen; denn von etlichen kritischen Journalen, die ich lese, stund in der einzigen Meusel'schen „Historischen Literatur" eine kurze Recension. Die Ursache dieses Stillschweigens bin ich nicht fähig zu errathen.

„Da der Verleger zur Fortsetzung nicht Lust bezeugt, so bleibt mir kein anderer Weg übrig, als mit dem Publicum selbst über diese Angelegenheit zu sprechen. Hutten's Schriften liegen zur Erscheinung beinahe ganz fertig und sollen auch erscheinen, woferne entweder ein biederer Buchhändler sich zum Verlag der drei rückständigen Theile meldet, oder man mich auf andere Art, ohne Buchhändlerhonorarium, zu unterstützen Willens ist. Im Gegentheil will ich mein Manuscript — nicht verbrennen, sondern für eine dankbarere Nachwelt aufbewahren, zum Zeichen, wie warm meine Zeitgenossen für die trefflichsten Männer des Vaterlandes sorgen. Vielleicht, wenn ich lange gestorben bin, findet's Einer und erntet, wo ich gesät habe, läßt sich die Arbeit bezahlen, die ich umsonst vollendete, für die ich oft auf jugendliche Freuden und manches Andere Verzicht that!

„Hutten starb Lebens unsicher, vertrieben, in Armuth fürs Vaterland, schrieb für Deutschlands Freiheit, Religion und Aufklärung mit Demosthenischem Geiste, litt und starb für sie. Die edelsten seiner Zeitgenossen, Luther, Melanchthon, Peutinger, Pirckheimer und Andre, liebten ihn und schätzten seine

Schriften; aber dritthalbhundert Jahre nach seinem Tode muß der Herausgeber derselben beinahe vor dem Publicum betteln, daß es den Mann nicht einer unverdienten Vergessenheit überlassen soll. Es ist wahr, wie es in dem oben angeführten Denkmal heißt: „Vermuthlich soll wieder ein Franzose oder ein Italiener kommen und uns Hutten's Werke wie die Schriften unsers unsterblichen Leibniz sammeln!“ Dann werden sie, will's Gott, schon gekauft werden.

„Es ist dies eine Anfrage an die Weisen und Guten der Nation! Halten sie's der Mühe nicht werth, meinen Wunsch, Hutten's Werke ganz herauszugeben, zu begünstigen, nun, so mag es unterbleiben, und der Himmel vergeb' es mir, daß ich nicht, indeß ich meine Zeit damit zubrachte, etwas gethan habe, wofür man mir lieber etliche Gulden bezahlt und mich vielleicht mit großem Beifall gerühmt hätte! Sollt' ich aber auf irgend eine Art zur Fortsetzung unterstützt werden, so ersuch' ich den Biedermann, der sich für mich und meinen Hutten interessiren will, sich schriftlich deshalb an mich zu wenden. Sein Vorschlag könnte leicht in einem Journal stehen, das ich nicht zu sehen bekäme. Sollte sich bis zu Ende des jetzigen Jahrs Niemand finden, so will ich es sodann in den Zeitungen anzeigen.

Wagenseil,
Gelehrter zu Kaufbeuern.“

Was ist hiernach zu sagen? Wird eine zweite Aufmunterung bewirken, was die erste nicht bewirkt hat? Vielleicht; und der für Hutten gutgesinnte Herausgeber würde sich sodann gewiß bestreben, auch durch die dem Werk nöthigen Erläuterungen ihm allen den Eingang und Nutzen zu verschaffen, ohne welche dergleichen Schriften doch nur alte Reliquien bleiben. Vielleicht bekommen wir wenigstens die schönsten Arbeiten Hutten's, seine Gespräche; und so hätten wir mit diesen und den Briefen schon viel. Bis endlich, vielleicht unversehens, ein Hutten selbst sich seines tapfern, biedern Vorfahren annimmt und die Kleinigkeit daran wendet, die Werke desselben dem Staube der Vergessenheit zu entreißen. Γενέσθω![1])

---

[1]) Wagenseil's Bitte blieb unerhört. Erst E. H. J. Münch lieferte 1821—1827 eine leider unkritische Sammlung von Hutten's Schriften. Auf das Glänzendste hat Böcking in seiner musterhaften, prächtig ausgestatteten Ausgabe die Ehrenschuld des deutschen Volkes an Hutten abgetragen, dessen würdiger Lebensbeschreiber David Strauß wurde. — D.

15.

Das Land der Seelen.[1])

Ein Fragment.

---

[1]) Ueber dieses und die drei folgenden Stücke äußert Herder in dem Vorwort zur sechsten und letzten Sammlung der Zerstreuten Blätter: „Die ferneren Aufsätze dieser Sammlung mögen von und für sich selbst reden. Einige von ihnen sind Fortleitungen der Gedanken eines Todten [Lessing], mit dem ich noch oft zu sprechen gedenke. Mir scheint es eine Menschenpflicht, hingeworfene Gedanken aufzunehmen, fortzusetzen, zu prüfen. Die Fragen eines Gestorbenen müssen nicht mit ihm gestorben sein; dazu ist Schrift und Buchdruckerei, dazu sind wir da." Die Aufsätze entstanden wol bald nach den „Gesprächen über die Seelenwandrung" (oben S. 3ff.). — D.

Es ist wol keine Gegend, wohin unsere Untersuchung, Phantasie und Neugier einen kühneren Flug wagt, als das Land jenseit des Grabes. Um den Staub des Begrabenen ist Alles so still; kein Laut, keine Stimme kommt jenseit her, auch wenn es das Herz Dessen, der seine Geliebten dahinsandte, so sehnlich wünscht. Die Psyche, die sich dem Leichnam des Verstorbenen entwindet, der junge Phönix, der aus der Asche hervorgeht, sind unserm sterblichen Auge unsichtbar. Die Vernunft, die nur aus Erfahrungen und nach der Analogie schließt, weiß an Data und Aehnlichkeiten dieses Lebens (etwa die einzige Entwickelung der Raupe zum Schmetterling[1]) so wenig sichere Schlüsse über den künftigen Zustand der Erdebewohner zu heften, daß sie sich begnügen muß, aus allgemeinen Grundsätzen, die hie und da wirklich zu viel beweisen oder, noch kräftiger, aus der ganzen Gestalt unsrer Natur, aus der moralischen, hier ziemlich unbefriedigten oder unvollendeten Anlage des Menschen fortzuschließen. Zuletzt also, wenn sie keinen andern Wegweiser annehmen will, läßt sie Ahnungen und Wünsche für Hoffnungen gelten, die dem Gemüth des Verlangenden und dem moralischen Zweck dieses Lebens gnug sind, selten aber die Phantasie, die sich ihr Gemälde mit allen Farben ausmalen möchte, befriedigt. Es ist daher kein Volk der Erde, das sich nicht nach seinen Wünschen und Lieblingsbegriffen dies Gemälde ausgemalt hätte; und da die Dichter dem geheimen Verlangen menschlicher Herzen gerne schmeicheln, so haben dichterische Völker auch den ganzen Schatz ihrer hier unerreichten Wünsche ins weite freie Land jenseit des Grabes verlegt und nach Herzens Lust und Liebe daselbst entwickelt. Wir wollen einige dieser Meinungen und Dichtungen verschiedner Völker durchgehen und am Ende daraus einige Schlüsse ziehen.

---

[1]) Hier ist wol ein ausgenommen zu ergänzen. — D.

Ich lasse das Volk ganz dahingestellt, dem eine Offenbarung, d. i. außerordentliche Facta der Vorsehung nebst Entwicklung derselben von ihren gottbegeisterten Weisen, seine Begriffe und Hoffnungen lenkte; die Untersuchung des Ganges dieser Lehre bei den Ebräern wird eines andern Orts sein. Hier bleiben wir bei Völkern, die im Nebel ihrer Sinne, unter den Wolken des engen Horizonts, der sie einschloß, umhergingen, und fragen, was sie dachten, wie weit sie's brachten.

I. Einige morgenländische Völker.

Die Morgenländer, die ihre Todten begruben, scheinen der Idee des Grabes treu geblieben zu sein. Das Grab war ihnen Wohnung der Todten, das bleibende Haus ihrer Ruhe; und sie bildeten dies Gemälde um so mehr aus, da sie die Ungewißheit und Flüchtigkeit dieses Lebens, das Unzuverlässige der Wohnungen, die wir jetzt bewohnen, ihrer Sprache und Denkart nach stark schilderten und innig fühlten. Einer von den Königen Korasan's sah, in Saadi's Dichtung, den langverstorbnen Sultan Mahmud im Traum. Sein ganzer Körper war Asche, nur seine Augen blickten unversehrt hell im Sarge umher. Er fragte die Weisen um des Traums Deutung und einer von ihnen sagte: „Er blickt auf Dich aus seinem Grabe und spricht Dir zu:

„„Einst hab' ich diesen Palast auch bewohnt,
Auf Deinem goldnen Thron hab' ich wie Du gethront.
Wie Viele vor mir schon, die dort geglänzet haben,
Sind auch wie ich zu Staube Staub begraben!
Wir sind vergessen, nur Nuschirvan lebt,
Deß Namen keine Zeit begräbt.
Folg ihm und tritt in seine Spur!
Was man der Menschheit that durch edle, große Gaben,
Das bleibt im Tode nur."" [1])

Da die Araber die Gräber als Wohnungen ihrer Freunde und Vorfahren betrachteten, ehrten sie solche sehr, wässerten, kühlten und bepflanzten sie mit Bäumen. Ihr Glaube war, daß sich auch die Asche der Todten an dieser Kühlung labe; daher in ihren Ge-

---

[1]) Vgl. Herder's Werke, VI. 117 („Das offne Auge des Todten"). — D.

dichten es ein oft wiederkommender Wunsch ist, daß Morgenwolken sie mit reichlichem Regen bethauen mögen. [1])

„Kommt, besuchet den Maan und sprecht zu seinem Grabe:
„Morgenwolken thauen auf Dich mit Regen auf Regen!
Höre, Du Grab des Maan, Du erste Grube der Erde,
Des Freigebigen Bett, der Meer und Länder beglückte,
Höre, Du Grab des Maan, die Milde schließest Du in Dich
Todt; denn lebte sie, Du schlössest, Grube, sie nicht ein,
Die weitherzige Brust, die keinem Freunde sich zuschloß.
Doch sie lebet, sie lebt im Ruhm dankbarer Genossen,
Wie der wässernde Strom reichblühende Auen zurückläßt.““

Wie sie hier das Grab ansprechen, reden sie oft den Todten selbst an und glauben, seine dumpfe murmelnde Stimme, die sie das Echo der Gräber nannten, zu hören. Diese Stimme der Gräber war eine gemeine Meinung, und die Dichter haben sich ihrer vielfach bedient. So spricht z. B. der Geliebte zu seiner Geliebten:

„Wenn im Grabe wir liegen, und nun sich unsere Stimmen
Dumpf begegnen, wie sich Schatte mit Schatte bespricht,
Laila, bin ich auch Staub; mein Staub wird wallen und hüpfend
Echo werden dem Laut, der Deine Stimme mir bringt.“

In einer andern Elegie auf den Tod eines Freundes spricht dieser seinen verlassenen Gehilfen aus seinem Grabe Muth zu.

Elegie auf Saïd.

Euch beneid' ich anjetzt, des Staubes stille Bewohner,
Glückliche Todten! es wohnt Saïd nun unter Euch auch!
Mir entrissen, und jetzt, da unter Mengen der Feinde
Saïd allein mir half, Saïd statt Aller mir war!
Wehrlos steh' ich, wie dem die Spitze des Schwertes geraubt ist
Und ein gieriger Dolch rächend die Seite durchstößt. — —

---

[1]) Diese und die folgenden Gedichte sind aus Guil. Jones' „Poeseos Asiaticae commentariorum libri sex. Recudi curarit J. G. Eichhorn.“ Lipsiae 1777 genommen. Vgl. Herder's Werke, VI. S. 7 ff. — D.

Wir besuchten den Sterbenden; ach, mit Speise des Schmerzes,
Mit durchsäuertem Gram sättigte sterbend er uns!
Stumm verließen wir ihn; die Saat des heißen Verlangens
Streut' er in unsere Brust; wässert, o Thränen, die Saat!
Lasset sein Erb' uns theilen — ein reiches Erbe des Freundes!
Seinen herrlichen Ruhm, Freunde, den ließ er uns nach.
Aus der Stille der Gruft spricht er, ein mächtiger Redner!
Jetzt, im Staube verstummt, spricht er am Lautesten uns.

Ein andres, späteres Grabgedicht, das sich auf die Idee bezieht, „der Mensch gehe in seinen Ursprung zurück, in den Schooß der Mutter, aus dem er kam", ist das Lob einer stillen, verschwiegnen Tugend und gewiß auch eine Perle des Lobes:

Die zurückgenommene Perle. [1])

Hin bist Du, Rosami, Du edle Perle! Der Himmel
Schuf zum Schmucke der Welt Dich aus dem reinesten Thau;
Aber sie kannte Dich nicht in Deinem Glanze; der Himmel
Legt mit Neide Dich jetzt sanft in die Muschel zurück.

Es ist bekannt, daß Mohammed die Auferstehung der Todten, das Gericht, Belohnung und Strafe jenseit des Grabes in seinem Koran sehr eingeschärft und als einen Hauptartikel zu glauben verordnet hat. Züge davon fand er in der Tradition seines Volks, die ganze Einfassung nahm er von Juden und Christen; nur daß er sie nach den Lieblingsbegriffen seiner Nation und etwa nach den Affecten seines eignen Herzens modificirte. Wenn ein Leichnam ins Grab gelegt wird, spricht seine Secte, wird er von einem Engel aufgehoben und von zwei andern über sein Leben gefragt. Besteht er wohl, so lassen sie ihn bis zur Zeit der Erweckung in Friede ruhn, und ein kühler Wind aus dem Paradiese kommt täglich, seine Asche zu kühlen. Besteht er übel, so leidet er die Schmerzen des Grabes: mit eisernem Stabe werden ihm die Glieder zerschlagen, und seine Sünden in Gestalt der Würme nagen seinen Leichnam. Nach einer andern Tradition bleibt die Seele des Menschen eine Zeit lang am Grabe schweben, mit der Freiheit, hinzugehen, wohin es ihr gefällt. (Ohne Zweifel war dies die alte Meinung, die Mohammed vorfand und aufnahm. Jene grausere Vorstellung war

[1]) Vgl. Herder's Werke, VI. S. 124 („Die Perle"). — D.

rabbinisch. Er soll die Seelen der Vorfahren fleißig bei den Gräbern gegrüßt haben; denn der alte Gebrauch, die Gräber der Anverwandten zu besuchen, ließ sich nicht gern stören.) Oder sie gingen in eine Art mittlern Zustandes und kosteten, wenn sie gut gewesen, zuerst als schöne grüne Vögel von den Früchten des Paradieses; dahingegen die Seelen der Bösen in eine Grube geworfen wurden. Nur wenige Heilige und Gerechte steigen sogleich ins Paradies, wo Mohammed sie auf seiner berühmten Nachtreise in den Himmel zur Rechten und Linken der Seele Adam's sahe.

Nach der Auferstehung und dem Gericht hatten die Araber, wie andre Völker, die Brücke al Sirat zu durchgehen, auf der man ins Paradies gelangte. Sie ist fein wie ein Haar und schärfer als die Schneide des Schwerts; unter ihr und auf beiden Seiten ist Abgrund. Die Frommen gehen leicht wie die Luft hinüber, die Bösen stürzen hinunter; und wer sich z. B. eines unversöhnten Feindes, eines nicht erstatteten Unrechts bewußt ist, muß an der Brücke warten, bis sein Feind kommt, und sich mit ihm versöhnen oder Mittel der Erstattung suchen, eh er hinüber kann. Die geglaubte Dichtung scheint bei den Morgenländern nicht ohne moralischen Nutzen gewesen zu sein, da sie, sowie auch die Dichtung von der großen Wage des Weltgerichts, vorzüglich auf Friedfertigkeit, Billigkeit, Wiedererstattung drang — die nothwendigsten Tugenden zum geselligen Leben der Menschen. Als Mohammed sterben wollte, ließ er Alle zusammen rufen und fragte: ob Jemand sich über ihn zu beschweren habe? Es fand sich Einer, und ihm geschah Erstattung.

Das Mohammedanische Paradies endlich ist so bekannt, daß es unnütz wäre, seine Schilderung zu wiederholen. Ein Tropfen Wassers aus dem Paradiese erweckt die Todten; das Eintauchen in den Fluß des Lebens nimmt alle Flecken weg und wäscht weißer als Perlen. Der Baum der Glückseligkeit schattet über einem dauernden Freudenmahl und giebt Jedem Früchte nach der Lust seines Herzens. Die Mädchen des Paradieses mit großen schwarzen Augen erschienen bekanntermaßen oft der Einbildung der Streiter für Mohammed in den ersten Zeiten des Eifers der neuen Religion. Sie winkten ihnen hinüber, trockneten ihre Wunden und kühlten ihre Stirn — kurz, sie waren mit an dem Heldenmuth Ursach, der in jenen Zeiten so viel Länder erobert hat, weil Jeder, der für den einen Gott und für seinen Propheten Mohammed stritt, gerad' ins Paradies zu gehen gewiß war. Die Dichter nutzten diese Phantasie auf andere Weise und kleideten ihre Freude und Liebe in Bilder des Paradieses. Fast kein Liebesgedicht der Morgenländer, insonderheit der Perser, giebt es, wo die Geliebte nicht bald eine

Quelle des Lebens, bald eine Rose und Cypresse im heiligen Garten wird, voll ewig blühender Reize, voll unverwelklicher Schönheit. Die Moralisten endlich zogen daraus treffliche Sprüche, z. B. „das Gebet führe auf den Weg zum Paradiese, Fasten und Mäßigkeit öffne die Pforte, die Gutthätigkeit führe hinein". Offenbar ist's, daß das Klima der Morgenländer, ihr Hang zur Ruhe und sinnlichen Liebe, ihr Gefallen an Schatten, Quellen und schönen Gegenden, vielleicht auch ihre Opiumträume dazu beigetragen, mehrere dergleichen aus der Tradition benachbarter Völker empfangene Ideen vom Paradiese so zu bilden und zu gebrauchen.

II. Celten.

Von den Arabern gehen wir des Contrasts wegen zu den — Celten. Jene setzten das Reich der Verstorbenen in den frühesten Zeiten unter die Erde, diese in die Wolken und haben es, z. B. in Ossian's Gedichten, schön ausgebildet. Proben mögen auch hier reden und uns das Todtenreich der Galen in den luftigen Wolken des Himmels selbst zeigen. Ossian's Sterbelied, womit er sich zu seinen Vätern hinübersingt, fange an. Er hat die Thaten seiner Jugend gesungen und fährt fort: [1])

„So waren meine Thaten, Sohn Alpin's,
Als stark war meiner Jugend Arm;
So waren Toscar's Thaten,
Des krieggebornen Konloch-Sohns.

„Aber Toscar ist auf seiner fliegenden Wolke,
Und ich in Lutha jetzt allein.
Meine Stimme gleicht dem letzten Hauche des Windes,
Wenn er den Wald verläßt.

„Doch Ossian bleibt nicht lange mehr allein,
Er sieht die Wolke schon, zu empfangen seinen Geist;
Er sieht den Nebel, der sein Kleid wird sein,
Wenn er auf Hügeln erscheint.

„Die Söhne der kleinen Menschen *) schauen dann hinauf,
Bewundernd die Gestalt der Führer alter Tage;

*) Das künftige schwache Geschlecht der Nachkommen. — H.

[1]) Im Gedichte „Berrathon". — D.

Sie kriechen in ihre Höhlen hinein
Und schaun zum Himmel erschreckt.
Dann werden meine Schritte in Wolken sein,
Und Dunkelheit wird rollen um mich her.

„Sohn Alpin's, leite, leite
Den alten Barden zu seinem Hain!
Die Wind' erheben sich,
Die dunkle Woge des Sees ertönt.
Beugt dort nicht ein Baum von Mora sich nieder,
Und seine Aeste sind entlaubt?
Er beugt sich, Sohn Alpin's, im rauschenden Windeshauch;
Meine Harfe hängt am dürren Ast,
Und traurig ist der Klang aus ihren Saiten.

„Harfe, rühret Dich der Wind?
Oder ist's vorübergehend ein Geist?
Es ist Malvinens Hand!*)
Bringe die Harfe mir, Du Sohn Alpin's!
Ein anderer Gesang soll steigen auf,
Mein Geist soll scheiden in dem Gesang,
Meine Väter sollen ihn hören in ihrer luftigen Hall'!
Ihr dämmernd Antlitz wird sich niederneigen,
Von ihren Wolken werden sie freudig schaun,
Und ihre Hand empfangen ihren Sohn."

Der Sterbegesang fängt an.

„Die alte Eiche neigt sich über den Strom,
Mit allem ihrem Moose seufzet sie.
Das welke Farrenkraut rauscht näher mir
Und mischt sich, wie es webt, mit Ossian's Haar.

„Rühre die Harf' und erhebe Gesang!
Seid nah mit allen Euren Schwingen, Ihr Winde!
Traget hinweg den traurigen Schall
Zu Fingal's luftiger Halle!
Zu Fingal's Halle traget ihn empor,
Daß der noch höre die Stimme seines Sohns,
Die Stimme Deß, der einst den Mächtigen pries!

---

*) Der verstorbenen Gattin seines Sohns. — H.

„Der Nordhauch öffnet Deine Thor', o König;
Auf Wolken seh' ich sitzen Dich,
Dämmrig glänzend
In Deinem Waffenschmuck.

„Zwar ist Deine Gestalt des Tapfern Schrecke nicht mehr;
Sie gleicht der Wasserwolke,
Wenn wir die Sterne hinter ihr schaun
Mit ihren weinenden Augen.

„Dein Schild ist gleich dem bejahrten Mond,
Dein Schwert ein Dunst, mit Feuer halb durchglüht;
Dämmrig schwach ist jetzt der Führer,
Der vorschritt einst im Glanz.

„Aber auf Winden der Wüste ist Dein Tritt,
Und Sterne dunkeln in Deiner Hand.
Du nimmst die Sonn' in Deinem Zorn
Und birgst sie in die Wolken.
Die Söhne der kleinen Männer sind erschreckt,
Und tausend Regengüsse steigen nieder.

„Und trittst Du wieder in Deiner Mild' hervor,
So spielt das Morgenlüftchen vor Dir her;
Die Sonne lacht in ihren blauen Feldern;
Der graue Strom schleicht fort in seinem Thal;
Die Büsche schütteln ihre grünen Häupter;
Die Rehe springen der Wüste zu.

„Welch Murmeln auf der Heide dort?
Die stürmigen Winde haben sich gelegt;
Ich höre Fingal's Stimme!
Lang war sie ferne meinem Ohr.

„„Komm, Ossian, komm!" spricht er;
„Fingal hat empfangen seinen Ruhm.
Wir schwanden weg gleich flüchtigen Flammen,
Doch ruhmvoll schieden wir.
Sind unsrer Schlachten Gefilde dunkel gleich und schweigend,
Vier graue Steine sind unser Ruhm.
Die Stimme Ossian's sang,
Die Harfe klang in Selma."

„Komm, Ossian, komm!“ spricht er;
„Mit Deinen Vätern fleuch in Wolken auch Du!“

„Und kommen will ich, Du König der Männer!
Das Leben Ossian's sinkt.
Ich schwind' hinweg auf Cona;
In Selma sieht man meinen Schritt nicht mehr.
An Mora's Steine schlafen werd' ich nun:
Die Winde, rauschend in mein graues Haar,
Erwecken mich nicht mehr.

„Geh hin auf Deinen Schwingen, o Wind!
Du störest nicht des Barden Ruh'.
Die Nacht ist lang, doch schwer sind seine Augen;
Geh hin, Du rauschender Hauch!

„Aber warum so traurig, Fingal's Sohn?
Warum wölkt Deine Seele sich ein?
Die Führer anderer Zeiten schieden auch,
Sie gingen hinweg mit ihrem Ruhm.
Die Söhne künftiger Jahre werden scheiden,
Ein ander Geschlecht kommt auf.

„Das Volk ist gleich den Wogen des Meers,
Dem Laube des waldigen Morven's gleich;
Es schwindet im rauschenden Windeshauch,
Und andere Blätter erheben ihr grünes Haupt.

„War Deine Schönheit dauernd, Ryno?
Bestand des streitgebornen Oscar's Kraft?*)
Fingal selber ging hinweg;
Der Väter Halle vergaß auch seinen Tritt.
Und solltest Du rückbleiben, alter Barde,
Und Helden sanken hin?

„Aber es bleibt mein Ruhm!
Er wächst wie die Eich' auf Morven;
Sie hebt ihr breites Haupt dem Sturm
Und jauchzt im Laufe des Windes.“

---

*) Seine verstorbenen Söhne. — H.

So war das Abscheiden Ossian's, des Sohnes und Sängers der Helden; anders scheidet Malvina, die Gattin seines in der Schlacht gebliebenen Sohns. Der Sänger hebt an, indem er sich im schönen Thal Lutha gleichsam seine Grabstätte aussucht und von Malvinens Tode noch nichts weiß.[1])

„Wend', o wende Dich, blauer Strom,
Um Lutha's enge Ebene winde Dich,
Daß die grünen Wälder von Bergen sich über sie hinneigen,
Und nur die Sonn' am Mittag sie beglänzt!

„Die Distel auf ihrem Fels
Schüttelt dem Wind' ihr Haar;
Die Blume hängt ihr schweres Haupt,
Webend dem Lüftchen zu,

„Als spräche sie dem Lüftchen: „Was weckst Du mich?
Von Tropfen des Himmels bin ich schwer.
Nah ist meines Welkens Zeit,
Nahe der Hauch, zu entblättern mich.

„„Morgen wird der Wanderer kommen,
Er, der in meiner Schöne mich sah:
Sein Auge durchsucht das Feld,
Mich findet es nicht mehr."

„So werden sie suchen auch einst die Stimme von Cona,
Die verhallt ist im Gefild'.
Der Jäger kommt am Morgen früh;
Die Stimme meiner Harfe schweigt.
„Wo ist der Sohn des streitgebornen Fingal's?" spricht er,
Und seine Wange thränt.
Dann komm, o Du Malvina,
Mit allem Deinem Wohllaut komm!
Leg Ossian in die Ebene Lutha's hin,
Sein Grab laß steigen im lieblichen Gefild'!

„Malvina! wo bist, wo bist Du mit Deinem Gesang,
Mit Deiner Tritte sanftem Laut?
Sohn Alpin's, bist Du nah?
Wo ist die Tochter Toscar's?

---

1) Der Anfang des angeführten Gedichtes. — D.

„„Ich ging vorbei, Sohn Fingal's, bei Torlutha's moosiger Wand;
Der Rauch der Halle war nicht mehr.
Schweigen war im Haine des Hügels,
Die Stimme der Jagden schwieg.

„„Ich sah die Töchter des Bogens und fragte nach Malvina,
Doch sie antworteten nicht.
Sie wandten ihr Antlitz weg,
Ein dünner Nebel bedeckte ihre Schöne.
Sie waren wie Sterne zu Nacht auf einem Regenhügel,
Wenn jeder schwach durch seine Wolke blickt."

„Sanft*) sei Deine Ruhe, lieblicher Strahl!
Bald bist Du untergegangen auf unsern Hügeln.
Die Schritte Deines Scheidens waren schön,
Wie der Mond auf blauen zitternden Wogen sinkt.

„Aber uns hast Du gelassen in Dunkelheit,
Erste der Mädchen in Lutha.
Wir sitzen auf dem Felsen; es kommt kein Laut,
Kein Licht ist dort als das Feu'r des Meteors.
Bald bist Du untergegangen, o Malvina,
Tochter des edlen Toscar.

„Doch Du gehst auf wie der Strahl des Ost's,
In Mitte der Geister Deiner Freunde auf,
Dort, wo sie sitzen in ihren stürmigen Hallen,
In den Kammern des Donnerlauts.

„Eine Wolke hängt auf Cona dort:
Ihre blauen, krausen Seiten stehen hoch,
Die Winde mit ihren Schwingen sind unter ihr;
In ihr ist Fingal's Wohnung.
Da sitzt der Held im Dunkel,
Den luft'gen Speer in seiner Hand;
Sein Schild, mit Wolken halb bedeckt,
Ist gleich dem dunkeln Mond,
Wenn eine Hälfte noch in Wogen schwebt
Und die andre kränklich blickt aufs Feld.

---

*) Hier redet Ossian wieder. — H.

„Seine Freund' auf Wolken, rings um den König her,
Sie hören Ullin's Gesang;
Halb unsichtbar die Harfe, rührt er sie
Und erhebt die schwache Stimme.
Die kleinern Helden mit tausend Meteoren
Erleuchten die luftige Hall'.

„Malvina steigt in ihrer Mitt' hinauf,
Die Wange hold beschämt.
Sie sieht die unbekannten Antlitz' ihrer Väter
Und kehrt hinweg den nassen Blick.
„Bist Du so bald gekommen," ist Fingal's Wort;
„Tochter des edlen Toscar?
Trauer wohnt nun in den Hallen von Lutha,
Traurig ist mein bejahrter Sohn.

„„Ich höre das Lüftchen von Cona,
Das sonst mit Deiner schweren Locke spielte.
Es kommt zur Halle, doch Du bist nicht da;
Es rauschet traurig unter den Waffen Deiner Väter.
Geh hin, o Lüftchen, mit Deiner rauschenden Schwinge
Und seufze auf Malvinens Grab!
Es hebt sich unter jenem Felsen dort
An Lutha's blauem Strom.
Die Mädchen sind hinweg an ihren Ort,
Und Du allein, o Lüftchen, trauerst da."

„Aber wer kommt dort aus dem dunkeln West,
Gestützt auf eine Wolke?
Ein Lächeln ist auf seinem grauen Antlitz,
Seine Nebellocken fliegen im Wind' empor;
Er beugt sich vor auf seinem luft'gen Speer;
Dein Vater ist's, Malvina.
„Warum," spricht er, „erscheinest Du so bald
Auf unsern Wolken, Lutha's lieblich Licht?
Doch Du warst traurig, meine Tochter;
Denn Deine Freunde waren hinweg.
Die Söhne der kleinen Männer waren in der Halle,
Von Helden war Niemand als Ossian"" u. s. w.

Doch gnug! so gern ich auch noch vom Todtenlied Oscar's und der Comala eine Probe gäbe. Man sieht, die einsamen Bewohner der neblichten stürmigen Berge und Thale des alten Galenlandes wußten ihren Vorfahren kein andres Elysium zu geben als den Wolkenhimmel, der sie umgab. Da sie ihre Väter liebten und gleichsam ohne sie nicht sein konnten, so mußten diese, auch abgeschieden, um sie oder über ihnen sein. Da sie kein andres Vergnügen als Kampf, Liebe und die Wehmuth des Gesanges kannten, so mußten ihre Väter auch auf den Wolken, wo sie mit ihren luftigen Waffen selbst nicht mehr streiten konnten, sich wenigstens an den Thaten ihrer Söhne erfreun, diesen hie und da, insonderheit vorm Unglück und dem Tode, in Träumen erscheinen und sich auch in ihrem Nebel an des abgeschiednen Ullin's luftiger Harfe noch die Stunden kürzen. Zwar wird in den Werken der caledonischen Barden auch an eine Insel des Friedens F l a t h i n n i s gedacht, wo die Sonne schläft und die tapfersten Helden nahe und mit ihr in Spielen sich ergetzen, indeß die schlechtern Menschen an die Enden derselben verbannt seien. In Ossian's Gedichten aber erinnere ich mich keiner Spur dieses Elysiums seiner abgeschiednen Väter, ob es gleich natürlich scheint zu denken, daß, wo der schöne Jüngling des Himmels, die Sonne, seine Ruhestätte und sein Land hat, er's auch mit den Edeln und Guten theile. Uns in unsrer christlich-deutschen Denkart ist vielleicht nichts fremder als die luftige Halle Fingal's; setzt man sich aber in die Einsamkeit weniger, von der Natur abgeschlossener, sich einander treuer und rüstiger Stämme, so kann man sich den Glauben dieser Dichtung leicht erklären. In der Einsamkeit wird die Seele gleichsam horchender; ein Gemüth voll zarter Leidenschaft, das nur wenig Ideen hat und an diesen desto fester hangt, kann also bald dahin kommen, die Gestalt seines Geliebten im Schatten, im Nebel, in der Wolke zu sehn und seine Stimme im vorbeigehenden Lüftchen zu hören. Da nun die Naturscenen des Landes, das diese Geschlechter bewohnten, so abwechselnd, sonderbar und kühn sind, daß die kälteste Einbildungskraft neuerer pure pute gelehrter Reisenden selbst durch sie hie und da erwärmt wurde, so konnten Sitten und Neigungen, wie die sind, die Ossian im Leben seiner Freunde schildert, auch nach ihrem Tode dem Ueberbleibenden leicht ein so einfaches, ihn nah angrenzendes Reich der Geister gewähren. Der Leib lag unter vier grauen Steinen, der Lebensruhm des Hingegangnen schwebte auf der Harfe der Wehmuth und wohnte tief im Herzen der Nachgelassenen. Der Seele blieb nichts als, da man sie selbst als Hauch dachte, die Region des Hauchs der Winde, wo sie im Andenken an ihre verlebten

Thaten den Thaten ihrer nachgelassenen, allmählich auch emporsteigenden Nachkommenschaft zusah. „Hier liegen sie", sagt der alte Annir,[1])

„Hier ruhn im Dunkel die Kinder meiner Jugend;
Der Stein ist Nuro's Gruft,
Der Baum schallt über Argon's Grabe.
Hört Ihr meine Stimme, meine Söhne,
In Eurem engen Hause?
Oder sprechet Ihr in diesem rauschenden Laube,
Wenn der Wind der Wüste sich erhebt?"

Ein aufsteigender Nebel scheint gleichsam ein aufsteigender Helden- und Riesengeist, und die mancherlei Gestalten der schwarzen, goldgerändeten, vom Winde hie und dahin getriebnen Wolke konnten dem Auge der Phantasie bald den Anblick verschaffen, den sie zu finden geneigt war.

Wir kommen zum eigentlichen Lande der Seelen.

III. Land der Seelen.

Den meisten Völkern, die wir Wilde nennen, ist das Reich der Seelen ihr Elysium jenseit des Grabes. Eine schön gezierte Cabane, fröhlicher Tanz auf einer immer grünenden Aue und eine angenehme Fortsetzung der Geschäfte, an die sie im Leben gewöhnt waren, ist daselbst ihr Vergnügen; ein Vergnügen, das sie mit den Freuden dieser Erde in keine Vergleichung stellen. Lafiteau erzählt ein Märchen von einem jungen Amerikaner, der, über den Tod seiner einzigen geliebten Schwester untröstlich, den Entschluß faßte, sie im Lande der Geister selbst aufzusuchen. Ein Zauberer wies ihm den Weg dahin und gab ihm ein Behältniß, worin er die Seele der Verstorbenen einschließen könnte. Nach unsäglicher Gefahr und Mühe langte er an. Der König der Seelen nahm ihn in Schutz gegen die Proserpina dieses Reichs, der die weibliche Seele eigentlich zugehörte. Er bekam sie im Tanz zu sehen, wollte sie umarmen, und sie verschwand vor ihm wie dem Aeneas seine Kreusa; noch weniger wollte sie zurück ins Land der Lebendigen. Endlich gewann er Mittel, sie in sein Behältniß einzuschließen. Freudig wanderte er zurück. Die angenehme Stunde kam, da er

[1]) Im Gedicht „Inis-Thona". — D.

durch Hilfe des Zauberers die erbeutete Seele mit ihrem Körper vereinigen wollte; vor Ungeduld der Liebe öffnete er seinen Schatz zu früh, und die wieder befreite Seele entfloh auf ewig. Sei dies Märchen Traum oder Betrug des Zauberers oder wahrscheinlich Beides, so zeigt's die Meinung dieser Völker von ihrem Reich der Seelen. Der junge Held wird ein zweiter Orpheus, der seine geliebte Eurydice sucht, findet, gewinnt und auf immer verliert.

Da dies Reich der Seelen beinah allgemein auf der Erde von den heidnischen Völkern geglaubt ward, so fällt mir aus einem Winkel Europa's eine Geschichte bei, die wenigstens ihrer Seltenheit wegen hier einen Platz verdient. Es ist bekannt, daß die alten heidnischen Völker an der Ostsee, Preußen, Letten, Kuren, Esthen u. s. w., wie andre Völker, ein Reich der Seelen glaubten; daher sie den Körper des Verstorbnen wohl ankleideten, ihm die zur Reise nöthigen oder sonst seine besten Geräthe mitgaben und nach dem Todtenmahl, das sie der Seele des Verstorbenen zugerichtet hatten, sie mit eignen Cerimonien in ihren neuen Aufenthalt wiesen. In einigen Strichen dieser Länder haben sich Meinungen, Sagen, abergläubische Gebräuche dieser alten Zeit noch unter dem Landvolk erhalten, die desto geheimer und heiliger fortgeerbt werden, eben weil man sie nicht äußern darf, und weil sie so innig an der Sprache und Liebe ihrer Vorfahren haften. Im Jahr 1763 also hatte ein vierzehnjähriges Bauermädchen in Livland einen Traum, der sie in das Land der Seelen zu ihren abgeschiednen Vorfahren versetzte; es war ihr daselbst so wohl, sie genoß ein so neues Vergnügen, daß sie sehnlich wünschte, immer da zu bleiben. Eine der verstorbnen Seelen gab ihr den Rath, sich vom Umgange der Menschen weg in einen Wald zu begeben, da ohne Speise und Trank an einen Baum gelehnt zu warten, so werde sie ohne Tod zu ihrem Wunsche gelangen, mit den abgeschiednen Seelen sprechen, umgehen und sich vergnügen können bis an den jüngsten Tag. Das erwachte Mädchen, ganz dieses Traumes voll, setzte ihn in der Einsamkeit, weil sie das Vieh hütete, fort, bis man sie nach lebhaften Aeußerungen darüber einschloß, da sie dann natürlich — bei der ersten Gelegenheit entwischte. Nach drei Wochen fand man sie in der Tiefe eines Waldes mit niedergelassenen Händen und tiefgesenktem Haupt unter einem Baum stehend und an ihn gelehnt. Ihre Augen waren verschlossen, ihr Gesicht todtenfarb, aber munter. Man brachte sie zurück und zwang sie (sie that's sehr ungern und nur aus Furcht grausamer Strafe) zur Speise. Sie nahm zwar gern ihre vorige Stellung an, fing aber aus Furcht oder in Hoffnung, wieder zu entwischen, mit der Zeit an zu sprechen, bis sie

bei der ersten Gelegenheit weiterhin in eine andre Gegend des Waldes entkam, wo man sie endlich zwei Meilen vom Hause ihrer Mutter in eben der Stellung fand, matt, ausgetrocknet. Als man sie angriff, verschied sie in den Armen ihres Bruders und ging also wirklich ins Reich der Seelen über.

Beides, der lebhafte Traum sowol als die Wirkungen desselben, lassen sich ohne dämonische Dazwischenkunft erklären. Je mehr ein Glaube dieser Art (die einzige überbliebne Nationalglückseligkeit eines unterdrückten Volks), der an Sprache, Sitten und Sagen der Väter haftet, verboten wird, desto wärmer wird er im Stillen fortgepflanzt. Die Ideen der Jugend heften sich daran; die Einsamkeit, zumal unter freiem Himmel, in Auen und Hainen, brütet sie aus, und in den Jahren, wo die Natur erwacht, wo sie bei gehemmtem oder aufwallendem Blut sich im Himmel oder auf der Erde Gegenstände sucht, an welche sie ihre düsteren oder blumichten Empfindungen hefte, sind Träume der Art, wachend und schlafend, bis zur Täuschung lebhaft. Es wären hievon sonderbare Beispiele des Enthusiasmus anzuführen; wir begnügen uns aber, von dieser gedrückten einsamen Creatur einen Schluß auf Zeiten zu machen, wo die Ideen vom Seelenreich mit allem Ansehen der Vaterwürde und mit jeder Wärme des Enthusiasmus in Gesängen und Thaten eingeprägt wurden. Allerdings konnten sie da die lebhaften Bilder gewähren, die wir bei Ossian von der Versammlung der Väter, bei den Arabern vom Paradiese und bei den nördlichen Deutschen von der Walhalla finden.

Ohne Zweifel ist dies geglaubte Reich der Seelen mit eine Ursache, warum die Wilden auch außer dem Kriege mit solcher Gleichmuth dem Tode entgegengehen. Wenn der todte Körper angekleidet ist und mit bemaltem Gesicht, die Waffen neben ihm, in seiner Hütte sitzt, wird von den Lebenden, die im Kreise umhersitzen, sein Lob gepriesen und von Jedem das Bekenntniß des Seelenreichs erneuert; wovon ich aus einer interessanten Reisebeschreibung*) theils eine Rede an einen verstorbnen Krieger, theils die Geschichte und Klage einer Mutter über ihr verstorbnes Kind hersetzen will. Die Natur des herzlichen Affects voll Einfalt und Würde ist mehr werth als die Kunst mancher Fictionen und erzwungenen Leichengedichte.

---

*) „Neue Sammlung von Reisebeschreibungen", Th. 1.; „Carver's Reisen [durch die innern Gegenden von Nordamerika in den Jahren 1766, 1767 und 1768]". Hamburg 1780. — H. [Schiller schöpfte daraus zu derselben Zeit, da dieser Aufsatz gedruckt wurde, sein Gedicht „Nadowessiers Todtenlied". — D.]

Anrede an einen verstorbenen Krieger.

„Du sitzest noch unter uns, Bruder; Dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies? Warum schweigen jetzt diese Lippen, von denen wir erst kurzens so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren als das Reh auf jenen Gebirgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinaufklettern und den härtesten Bogen spannen konnten? Ach! jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansahen, ist jetzt wieder ebenso unbeseelt, als es vor dreihundert Wintern war. Wir wollen jedoch Dich nicht betrauern, als wenn Du für uns auf immer verloren wärest, oder als wenn Dein Name nie wieder gehört werden sollte; Deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Geister bei den Seelen Deiner Landsleute, die vor Dir dahin gegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben, um Deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden Dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir bei Deinen Lebzeiten für Dich hatten, kommen wir jetzt, um Dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit Dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern Deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß Dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit sein werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen."

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob seines abgeschiednen Freundes.

„Als ich mich bei den Nadowessiern aufhielt," fährt der Reisende fort, „so verloren die Bewohner eines benachbarten Zeltes ihren vierjährigen Sohn. Sie wurden über diesen Verlust so gerührt, daß der Vater durch seinen Kummer und den Verlust von Blut sich den Tod zuzog. Sobald die Frau, die vorhin schon untröstlich war, ihren Mann sterben sah, so hörte sie auf einmal auf zu weinen und ward völlig heiter und gelassen.

„Mir kam die schleunige Veränderung so sonderbar vor, daß ich nicht umhin konnte, sie darum zu befragen. Sie sagte mir, der Gedanke, daß ihr Kind seiner großen Jugend wegen im Lande der Geister sich seinen Unterhalt nicht würde verschaffen können, hätte

ihren Mann und sie sehr beunruhigt; aber da ihr Mann ebendahin gegangen wäre, der sein Kind zärtlich liebte und die Jagd sehr gut verstünde, so hätte sie aufgehört zu trauern; denn jetzt wäre sie überzeugt, ihr Kind sei glücklich, und sie wünsche jetzt nichts mehr, als bei ihnen zu sein.

„Sie ging nachher jeden Abend an den Baum, auf welchem ihr Mann und Sohn lagen, und schnitt eine Locke von ihrem Haar ab, welches sie auf die Erde streute, und betrauerte in einem schwermüthigen Liede ihr Schicksal. Ihre Lieblingsmaterie war, die Thaten herzurechnen, die ihr Sohn verrichtet haben würde, wenn er länger gelebt hätte; und so lange sie sich mit diesen Gedanken beschäftigte, schien ihr ganzer Schmerz aufzuhören."

Klage einer Mutter um ihren Sohn.

„„Wärest Du bei uns geblieben, mein lieber Sohn, wie sehr würde der Bogen Deine Hand geziert haben, und wie tödtlich würden Deine Pfeile den Feinden unsers Stammes geworden sein! Du würdest oft ihr Blut getrunken und ihr Fleisch gegessen haben,*) und zahlreiche Sclaven wären die Belohnung Deiner Arbeit geworden. Mit starkem Arme würdest Du den verwundeten Büffel niedergerissen oder den wüthenden Bär bekämpft haben. Du hättest das fliegende Elennthier eingeholt und auf dem Gipfel der Gebirge dem schnellsten Rehe Trotz geboten. Was für Thaten würdest Du nicht verrichtet haben, wenn Du das Alter der Kraft erreicht hättest und von Deinem Vater in allen indischen Vollkommenheiten wärest unterrichtet worden!"

„In ähnlichen Ausdrücken beklagte diese ungebildete Indierin den Verlust ihres Sohnes, und oft brachte sie den größten Theil der Nacht bei diesem rührenden Geschäfte zu."**)

*) Es ist dies der Ausdruck des Kriegs auch bei Nationen, die die Worte im eigentlichen Verstande gar nicht vollstrecken. Sie haben ihn beibehalten aus alten Zeiten. — H.

**) Diese Abhandlung sollte über mehrere Völker fortgesetzt werden, daher ihr erster Titel „Hades und Elysium" hieß. Auch die Walhalla unsrer Vorfahren gehört zum Lande der Seelen, nicht minder ihre Hela u. s. w. Da aber über diese Gegenstände viel geschrieben ist und wahrscheinlich noch geschrieben werden wird, so überspringen wir sie und eilen zum östlichen Theil der Erde, wo man ausgezeichnet ganz etwas Anders als ein Elysium oder eine Walhalla oder ein Land der Seelen glaubte. Der Wink eines sehr scharfsinnigen Mannes führt uns dahin; jene Abhandlung mag indeß Fragment bleiben. — H.

16.

Palingenesie.

Vom Wiederkommen menschlicher Seelen.

Mit einigen erläuternden Belegen.

1.

„Warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?

2.

„Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

3.

„Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

4.

„Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

5.

„Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet?

6.

„Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner

vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

7.

„Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

8.

So Lessing.*) Und ich setze sogleich, um den Ton nicht zu überstimmen, eine Stelle hinzu, die er in einer strengeren Gemüthsfassung schrieb: **)

„Daß man die Menschen ebenso von der Begierde, ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, abhalten solle, als man ihnen abräth, zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sei."

9.

„So viel", meint er, „fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gedient sei; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben voraus zu wissen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserm Schicksal in jenem Leben zu wissen, ebenso verdächtig, ebenso lächerlich zu machen?

10.

„Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und

*) Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts". Berlin 1780. §. 94 [— 100; vgl. uns. Ausg. Th. XVIII. S. 218]. — H. [Die erste Hälfte dieses Aufsatzes hatte Lessing schon in seinen „Beiträgen zur Geschichte und Literatur" als Aeußerung eines Mannes bekannt gemacht, von dessen Lauterkeit seiner Absichten er überzeugt sei. — D.]

**) Lessing's Leben und Nachlaß, Th. 2. S. 243 f. [in unserer Ausgabe Th. XVII. S. 254]. In einem seiner Briefe sagt er, daß er die kleine Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts nicht apodiktisch, sondern gymnastisch geschrieben habe [Die Stelle ist uns unbekannt; sie wäre sonst ein neuer urkundlicher Beweis, daß diese Schrift von Lessing, nicht von Thaer herstammt, der sie sich sonderbarerweise zuschrieb. — D.], worauf auch das Motto derselben aus Augustin deutet: Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. Zu Untersuchung dieses Wahren und Falschen oder des Gewissen und Ungewissen Anlaß zu geben, war also des Verfassers eigentliche Absicht. — H.

welchen (wie ich am Oedipus zeigen kann) durch schickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorzubeugen wußten, sind groß; aber noch weit größer sind die, welche aus der andern entspringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht ebenso ruhig abwarten als einen künftigen Tag?"

11.

Mit einem Philosophen, der über jede Hypothese von nähern Umständen unsers künftigen Zustandes so ruhig urtheilt, darf man auch über seine Hypothese vom öftern Wiederkommen der Menschen in dieses Leben ruhig sprechen oder, wie man jetzt sagen will, vernunften.[1]

12.

Alt ist die Hypothese gewiß, nicht etwa nur als Speculation, sondern viel früher noch als Wahn sinnlicher Menschen.

13.

Alle Völker nämlich bildeten sich ihren künftigen Zustand nach ihrem jetzigen; wie konnten sie auch anders? Eine Nomadenfamilie, die in diesem Leben enge zusammenhing, sich fest an die Namen, Geschlechtsregister und Traditionen ihrer Väter anschloß, auf das Ansehen derselben ihr eigen Glück und ihre Erwartungen baute, mit ihnen endlich gemeinschaftlich in eine Gruft ging, dachte sich den Zustand nach dem Tode als eine Versammlung der Väter. So ward ein Schattenreich unter dem Grabe oder ein Paradies jenseit des Grabes, wie der Scheol und Garten Eden der Ebräer, mit veränderten Umständen auch der Hades und das Elysium der Griechen beweisen.

---

[1]) Wieland schreibt in den Noten zu seinem „Koxkox", in welchem er sich des Wortes vernunften bedient: „Auch dieses ungewohnten Ohren possierlich genug klingende Wort, wiewol von zwei verdienstvollen Männern der eine [von Rochow] es erfunden und der andere [Campe] empfohlen hat, ist vielleicht nur bei solchen Gelegenheiten wie hier brauchbar und dürfte wol schwerlich die Stelle des fremden, aber bisher unentbehrlichen Wortes raisonniren im ernsthaften Stil schicklich einnehmen können" (vgl. uns. Ausg. von Wieland's Werken, Th. XXXI. S. 34). Kant brauchte dafür vernünfteln. Für deraisonniren schlug Campe beiwegvernunften vor, dem Wieland, wie er launig bemerkt, es nicht mißgönnen wollte, wenn es, gegen sein Vermuthen, Glück machte. Vgl. Campe's Verdeutschungswörterbuch unter Raisonniren. — D

14.

Einsame Völkerstämme, wie Ossian's Galen, die zwischen nebelreichen Gebirgen im Andenken des kriegerischen Ruhms ihrer Väter und selbst in fortdauerndem Kriegsgetümmel lebten, setzten ihre Heldenväter in die Wolken, damit sie auch nach dem Tode noch die Tapferkeit ihrer Söhne ansehen und ihren eignen unvergessenen Ruhm in Gesängen hören möchten.

15.

Kriegerische Völker, die aus fernen Ländern gekommen waren oder in ferne Länder streiften, hatten eine Walhalla ihres alten Vaterlandes, in welche sich unter ihrem ersten Anführer die im Streit fallenden Krieger fortdauernd versammeln und alle Ergetzungen finden, die sie hier im Leben geliebt hatten. Ihre Uebungen und Kämpfe setzen sie dort beseligt fort.

16.

So alle andre Nationen, die in einer engen gesellschaftlichen Verbindung leben. Der Schatte dieser Verbindung, wie es auch der Name sagt, folgt jeder so treu ins Schattenreich nach, daß man hinter dem Grabe die sicherste Karte von den Neigungen und Phantasien, auch wol vom Grade der Cultur und dem eigensten Charakter der Nation aufnehmen könnte. Jede legte ihr Ideal der Glückseligkeit, das sie auf Erden nicht oder nur theilweise fand, in ein Elysium hin; jede, die zu moralischen Begriffen gelangt war, belohnte und strafte jenseit des Grabes nach Ereignissen und in der Lebensweise, die ihr diesseit des Grabes eigen gewesen war. Der Schatte nahm seine Empfindungen und Beschäftigungen mit und trieb sie dort weiter.

17.

Wie aber die Völker, die sich so enge verbunden nicht fühlten? die wenigstens keinen Drang hatten, ihren Gesellschaftskreis, ihre Sippschaft, ihren Ruhm, ihre Verrichtungen in jene Welt hinüberzunehmen? Möge man es Fühllosigkeit oder erworbene Gleichgiltigkeit nennen und die Ursachen davon im Klima oder in der natürlichen Organisation oder endlich in frühen Begebenheiten und in der Lebensweise der Nation finden, gnug, die

Seelenwanderung war das Nächste, worauf diese leichter organisirten Völker kommen konnten.

18.

Sie sahen lebendige Wesen um sich, die ihnen so bedeutend schienen, wol auch so lieb waren wie die Menschen: Lebendige, deren jedes in seiner Organisation einen Charakter ausdrückte, wie der Mensch in der seinigen; die völlig denselben Lebensgang der Entstehung, des Wachsthums durch Nahrung und Beschäftigungen, der Fortpflanzung und eines allmählichen Ablebens zu durchwandeln haben als sie selbst; ja, die sie vielleicht in ihrem freien Element der Luft, des Wassers, der Wälder für glücklicher hielten, als sie sich bei mühsamer Arbeit, in ihrer oft kummervollen Höhle halten mochten. Wie nahe lag ihnen also der Wahn: „Im Tode wirst Du jener leichte Vogel, jene schwimmende Ente, oder wenn Du es zu werden stark gnug bist, jener vortreffliche, gefürchtete Bär." Dies war nicht Speculation, sondern sinnlicher Wahn, den ihnen der Umgang mit Thieren, eine zwischen ihnen und sich bemerkte Aehnlichkeit, überhaupt aber das Mitgefühl mit denselben kunstlos eingab.

19.

Bei allen Völkern, welche die Seelenwanderung glaubten, bemerkt man ausgezeichnet dies Mitgefühl mit Thieren, ja sogar eine Hochachtung gegen einige derselben weit über den Menschen hinaus. Wie hoch steht die Kuh, der Elephant in der Denkart eines Hindu's! dies oder jenes Jagdthier in der Vorstellungsweise eines Jagdvolkes! Von ihrem Reh nimmt Sakontala fast einen zärtlicheren Abschied als von ihren Gespielen. *)

20.

Was diesen Lieblingswahn sehr vermehren mußte, war die Fabel- und Märchenweisheit dieser Völker. In der Fabel sprechen am Angenehmsten Thiere; ihre Charaktere, ihre verschiedenen Haushaltungen und Lebensweisen legen sich in ihr glaubwürdig zu Tage; man spricht mit ihnen, man lernt von

*) S. hierüber und über mehrere Data dieser Abhandlung die ihr beigefügten Belege [unten S. 418 ff.]. — H.

ihnen. Die alte Fabelweisheit der Hindus ist bekannt; in dem Hitopades des Wischnu-Sarma*) liegt ein reiches Feld vor Augen. Auch den andern roheren Völkern fehlte es an Märchen nicht, die von dieser Sympathie mit dem gesammten Thierreich ausgingen und zur Seelenwandrung unmittelbar führten.

21.

Die Kunst der Zauberer, Schamanen, vollendete Alles. Wenn sie die entflogene Seele nicht zurückbringen konnten (und auch hierüber gab es Märchen), so wußten sie sie doch aufzusuchen und in jenem Thier, in diesem Vogel zu befragen. Der allgemeine Glaube dieser Naturvölker, daß der schnelle Gedanke wandern und erscheinen könne, daß in Träumen und angestrengten Ekstasen die Seele wirklich aus dem Körper gehe und Alles das verrichte, was der Begeisterte sich vorstellt, dieser Glaube machte die Seelenwanderung beinahe selbst zur geglaubten Erfahrung.

22.

Und doch war sie nur ein Wahn, obgleich sehr natürlich gegeben.

Der Satz also,**) „daß, da die Seelenwanderung gewiß das älteste aller philosophischen Systeme sei, schon dies ein gutes Vorurtheil dafür wirken müsse; denn die erste und älteste Meinung in speculativen Dingen sei immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel," dieser Satz dürfte nach dem, was gezeigt ist, Einschränkung leiden. Eh die Lehre von der Seelenwanderung Speculation oder System ward, war sie Volksglaube, eine Meinung sinnlicher Menschen, auf ihrer Stufe der Cultur ihnen ebenso natürlich als andern leidenschaftlicheren Völkern ihre Versammlung der Väter, ihr Land der Seelen, ihr Hades, Elysium, Orcus.

23.

Als die Bramenkaste der Hindus diese Lehre ausbildete und mit tausend Göttermärchen verknüpfte, bildete sie an

*) Herausgegeben von Wilkins. Bath 1787. — H.

**) Lessing's Leben und Nachlaß, Th. 2. S. 77 [in unserer Ausgabe Th. XVIII. S. 363]. — H.

ihr nichts als, wenn ich so sagen darf, die Organisation ihres Volkes, seinen Wahn und Glauben, seine Ansicht der Welt aus. Leidenschaftlos und doch äußerst zart im Gefühl, von gährendem Wein, von Thierspeisen und aller Völlerei gesondert, an Waschen und Reinigung gewohnt, in einem milden Klima fast unter freiem Himmel hausend, fühlen sich die Menschen vom Druck der Luft minder beschwert und nicht im Kampf, sondern in einem sanften Zusammenfluß der Elemente. Die Lebensseele ist ihnen also ein subtiles Element, das alle Dinge durchdringt und in dieser und jener leicht zusammengesetzten, leicht trennbaren Form nur auf eine Zeit, nach ihrer jetzigen Lage, nach ihren jetzigen Werkzeugen wirkt. Diese sind ihr bildsame Gefäße, in welche sie ausgegossen ist; ohne Mühe kann sie in ein anderes Gefäß gegossen werden und dieses beseelen. Ein Strom leichter Verwandlungen ist ihre Welt; ihre erhaltende Gottheit selbst hat sich oft verwandelt. Es sei nur Täuschung, meinen sie, daß die Dinge so hart und schroff abgetrennt seien, wie wir sie uns denken; ihre Philosophie sowol als ihre Moral geht darauf hinaus, diese schroffen Abtheilungen zu mildern, den Wahn des Verschiedenseins zu verbannen und einen Zustand sich eigen zu machen, da uns Alles gleich ist, indem uns nichts afficirt. Eine Organisation dieser Art macht die Seelenwanderung zu einem angenehmen Traum. Das beseelende Oel des Lebens fließt hin und her; die Seele kommt und geht. Wie der Leib in seine Elemente aufgelöst wird, so geht auch sie in ihr Element und mittelst des ewigen Stroms in andre Formen über.

24.

Man begreift leicht, was für Annehmlichkeiten dieser Traum in einem Klima mit sich führe, das einem sanften Volk seine ruhige Passivität sehr begünstigt. Er ist ihm ein Opium, das gleichgiltig macht; selbst die strengsten Büßer können bei ihren Ertödtungen der Sinne, bei ihrer Concentration aufs innerste Gemüth, als den leidenschaftlosen Mittelpunkt des Daseins, ein Vergnügen empfinden oder empfunden haben, das uns, die wir mitten im Krampf physischer und moralischer Weltblähungen leben, ganz unbekannt ist.

25.

Aber was soll dies Opium uns? Die Verfassung des Geister-

reichs, die Gestaltungen des Menschengeschlechts erklärt diese Meinung auch analogisch nicht. Denn wenn die Elemente, die unsern Körper ausmachen, den Gesetzen ihres Systems gehorchen, so ist eben die Frage: was denn das ordnende Gesetz des Geisterreichs sei. Nach welchen Regeln wechseln die Dinge ihre Form? Nach welchem Gesetz fließen die Seelen auf und nieder?

26.

Soll dies ein moralisches Gesetz sein, so ist der Glaube der Seelenwanderung eher beunruhigend als erklärend. Warum büßt dieser Unglückliche, ohne daß er weiß, warum er büße? Der leidenschaftlosen Seele der Welt ist an seiner Büßung, an Rache und Gnugthuung nicht gelegen.

27.

Und wie hart büßt er, moralisch betrachtet! Er, der nicht mehr Mensch ist, soll für das büßen, was er als Mensch that, in einem Zustande, der ihm alle Fähigkeit abschneidet, moralisch, d. i. bessernd und versöhnend zu handeln.

28.

Und wie leicht büßt er doch, ohne Moralität betrachtet! Der ehemalige Tiger im Menschengeschlecht ist jetzt ein wirklicher Tiger ohne Pflicht und Gewissen, die ihn einst zuweilen doch quälten. Jetzt schießt er los und zerfleischt mit Durst, Hunger und Appetit, aus innerem, nun erst ganz gestilltem Triebe. Das wünschte, das wollte ja der menschliche Tiger! Statt gestraft zu sein, ist er belohnt; er ist, was er sein wollte und einst in der Menschengestalt sehr unvollkommen war.

29.

Hinweg also mit der Seelenwanderung als einer Büßungshypothese!*) Nur für Kinder, für sinnliche Menschen, und auch

---

*) Es bedarf keines Beweises, daß Lessing sie in diesem Bramen- und Pfaffensinn nicht anpreisen wollte. Gewiß hätte er sie feiner ausgesponnen und rationalisirt. — H.

für diese ist sie verderblich, da sie, bei einigem Guten, das Uebelste bewirkt, was an Menschen bewirkt werden kann, nämlich sie unter Thiercerimonien und Aberglauben, unter dem Joch eitler Furcht, in einem fortwährenden Kreisgange weniger Ideen gefangen zu halten und auf Jahrhunderte zu lähmen. Das munterste Roß, das sein Leben hindurch mit verdeckten Augen den Mühlengang durchkreisen muß, verliert zuletzt, wo nicht ganz seine Besinnung, so gewiß seine edlere Art.

30.

Pythagoras, der bei Errichtung seiner philosophischen Gesellschaft die Seelenwanderung (wir wissen nicht, mit welchen Modificationen) als einen alten ägyptischen Glauben mit aufnahm, hatte dabei seine Ursache. Die griechischen Fabeln vom Hades und Elysium ketteten die Menschen an die abgestorbnen Sagen ihrer Urväter aus den sogenannten Heldenzeiten fest an; seinem Plan waren diese entgegen. Wenn er einen Bund der Edeln und Guten zur Menschenaufklärung und Menschenglückseligkeit stiften wollte, so mußte man aus diesem engen Ideenkreise alter Familiensagen heraus. Der Mensch mußte sich als Mensch betrachten, unter sich das Thier, über sich die Gottheit. Durch diese Hypothese ward er von der Furcht des Hades entbunden; er hörte auf, ein Knecht alter Vorurtheile zu sein, und sollte gegen seine Nebenmenschen das werden, was Menschen gegen Thiere sind, ein Gott; sonst ginge er nach seinem Tode wieder zu den Thieren. Wie mehreres Andre gab Pythagoras diese Lehre als Glauben weiter; ein philosophisches System ist meines Wissens diese Lehre in Griechenland nie worden.

31.

Wie könnte sie es auch werden, da ihr alle Basis fehlt? Niemand weiß, wer er einst war, und ob er schon war. Er soll's nach diesem Glauben auch nicht wissen dürfen. Niemand weiß, wohin er gehe, und was aus ihm werde. Die Hypothese bekennt also selbst, daß sie Wissenschaft zu sein nicht begehre.

32.

„Man duldet aber, wo keine Wissenschaft stattfindet, so manche

Hypothese.“ Man duldet sie, weil sie erläutert, weil sie zu etwas Gewisserem führet. Was erläuterte, wozu führte diese?

33.

Erläuterte sie etwa das Unglück der Elenden, der Gebrechlichen, der Unterdrückten? Nichts weniger. Vielmehr erbittert sie gegen das Schicksal, das also rächt und straft. Sünden der Eltern an Kindern, Vergehungen eines vorigen Lebens, die uns die Anwendung und den Genuß des gegenwärtigen rauben! Dazu unbewußt rauben, ohne daß ein vernünftiger, bessernder Zweck erreicht werde! Ueberhaupt ist der Begriff einer rächenden Gottheit, die da rächt, ohne zu bessern, ein Unbegriff, ein häßlicher und verächtlicher Gedanke.

34.

Und sehen wir nicht, daß eben Personen, welche die Vorsehung vernachlässigt, ja gar verwahrlost zu haben scheint, oft am Glücklichsten gedeihen? andre, die sie reich ausstattete, mißrathen?

35.

Eine Hypothese also, die uns das Leben zum blinden Kinderspiel oder zur Fallbrücke macht, die uns veranlaßt, wider die Vorsehung entweder als unbillig Verworfene schmerzhaft zu murren oder sie wie verzogne Lieblinge bübisch zu äffen und zu mißbrauchen; eine Hypothese, die uns zum Neide, zum Stolz, zu Trübsinn, Trägheit und Mißtrauen verführt und uns den klaren Anblick der Dinge, wie sie sind und werden, hinwegnimmt — eine solche Dichtung ist kein glücklicher Traum.

36.

Warum wollt Ihr, daß der Tiger, die Hyäne der Abscheulichkeiten wegen, die sie (sogenannte Menschen) an Menschen begehen, erst in einem künftigen Leben leiden und ihre Verruchtheit, der keine Hölle weit und tief gnug ist, durch eine Rache büßen sollen, die keinem von ihren Beleidigten und Unterdrückten das Mindeste hilft? Euch thut er das Unrecht; bindet Ihr den Tiger und macht ihn zum Menschen! So rächt Ihr Euch aufs Edelste und bewirkt selbst eine glückliche Metempsychose. Wie? Ihr wolltet Euch ruhig

die Leber fressen lassen, damit Euern Geier in seinem künftigen Zustande das Schicksal röste und brate? Schämt Euch einer niedrigen Trägheit, die sich mit kindischem Wahn tröstet! Palingenesirt Euch selbst an Euern leidenden und leidbringenden Theilen, so darf Euch das Schicksal nicht palingenesiren!

37.

„Allerdings geht die Vorsehung einen unmerklichen Gang, und dieser Unmerklichkeit wegen wollen wir an ihrem Fortschritt nicht verzweifeln; nicht verzweifeln an ihr, selbst wenn ihre Schritte uns scheinen sollten zurückzugehen. Die kürzeste Linie ist nicht immer die gerade. Aber wenn sie, die Vorsehung, auf ihrem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun hat, wenn das große, langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt wird, deren jedes sein Einzelnes dahin liefert,"*) so lasset uns nicht vergessen, daß diese kleineren, schnelleren Räder kein Andrer als wir sind. Auf uns hat die Vorsehung gerechnet. Das größte Gute wie das größte Uebel geschah den Menschen durch Menschen. Sie machten es, daß die Vorsehung so viel Seiten- und Rückschritte thun mußte; sie förderten oder hemmten den Gang des großen Rades. In diesem Leben ist also den Menschen Palingenesie, Metempsychose unentbehrlich, oder sie ist überhaupt mißlich.

38.

Denn was förderte den Fortgang des Ganzen im Menschengeschlecht? und was hielt ihn zurück? Einzelne große und gute Menschen förderten ihn, die eine neue Geburt der Gedanken und Bestrebungen ans Licht brachten. Sie erschienen wie Genien und zwangen Andre weiter. Was hemmte hierauf den Fortgang und machte, daß jede neue Bildung immer nur ruckweise geschah? Die Trägheit andrer Menschen. Man hinderte, wie man konnte, und lähmte den Gang der Vorsehung; oder man hing sich jenen aufweckenden, neu beseelenden Genien als Ballast an, krüppelte ihnen nach und brachte ihr Bestes so tief hinunter, daß mit Umsturz des alten ein neu Gebäude wiederum von Grund

*) Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts", §. 91. 92. — H. [Unsere Ausg. Th. XVIII. S. 217. Die Stelle ist nicht wörtlich aus Lessing genommen. — D.]

aus errichtet werden mußte. Lasset uns die Fehler der Menschen nicht zum Gange der Vorsehung machen und auf gewaltsame, auf wiederkommend-zerstörende Perioden nicht als auf wesentliche Bedingungen unsers Fortstrebens rechnen! Kometen schießen zur Sonne in langen Hyperbeln und wieder hinweg; Welten, die ihren ruhigen Gang haben, gehen nicht ruckweise, sondern in der bestimmtesten Bahn um die ewige Sonne der aufhellenden, erwärmenden Wahrheit.

39.

Jetzt also oder vielleicht niemals!

Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt;
Strenua nos exercet inertia; navibus atque
Quadrigis petimus bene vivere: quod petis, hic est!
Est Ulubris, animus si te non deficit aequus.*)

40.

Aber so sind wir Menschen. Wir dichten uns Hoffnungen der Wiederkehr, wir theilen unser Geschlecht nach Stufen der Cultur, nach Zeiten, Regionen und versäumen oft dabei zu bemerken, daß der Beruf des Menschen, seine Lebenslection je und allenthalben dieselbe und zwar eine leicht zu fassende Lection sei, wenn nur die Menschen selbst sich solche nicht leidenschaftlich verwirrten, gewaltsam erschwerten, thöricht verlängten. Alle Zeitalter haben diese Lebenslection gewußt, alle Nationen konnten sie wissen; wir selbst könnten sie von Jugend auf gewußt und würden sodann unser Leben seinem schönsten Theil nach nicht verloren haben.

41.

Gewiß und wahrlich! Um, was zur Glückseligkeit des

*) Nach Wieland's Uebersetzung:

„Wofern Vernunft und Klugheit, nicht ein Ort
Die Sorgen von uns nimmt, so ändern Jene,
Die über Meer der Langeweil' entlaufen,
Die Luft, nicht ihren Sinn!
Wie sauer lassen wir uns werden, nichts
Zu thun! Man jagt mit Vieren und zu Schiffe
Dem Glücklichleben nach; was Du erjagen willst,
Ist hier, ist selbst zu Ulubrä, wenn nur
Dein eigen Herz Dich nicht im Stiche läßt."

Horaz' Briefe, B. I. Br. 11. — H.

Menschengeschlechts im Einzelnen und Ganzen gehört, zu kennen, dürfen wir nicht mehrmal auf unsrer Erde gewesen sein; und haben wir's einmal zu lernen versäumt, dürften wir's wahrscheinlich mehrmal versäumen. Die Glückseligkeit des Ganzen besteht nur in der Glückseligkeit aller Glieder, der Fortgang der Aufklärung im Ganzen wird nur durch Zunahme aufgeklärter Einzelnen befördert. Was die Vorsehung dabei für einen Gang nehme, überlassen wir ihr; wir sind einmal da und sollen ihr helfen. Bedarf sie unser öfter, so wird es ihr an Gelegenheit dazu nicht fehlen; nur wir können auf diese nicht rechnen.

42.

So sind wir Menschen! Selbst Grundsätze und Handlungsweisen theilen wir nach Zeitaltern ab, wie nach Classen die Schüler; und zum Ueberblick der Geschichte sind Abtheilungen der Art, wie Farben auf der Landkarte zum Ueberblick der Länder, allerdings bequem. Im Innern aber läßt sich das Menschengeschlecht nicht also abtheilen. Jederzeit hat eine Classe Menschen aus Furcht und Hoffnung, der Strafe und Belohnung wegen gehandelt; in den meisten Fällen des Lebens, wo nur die Klugheit gebietet, handeln wir noch also, und wehe dem Schwachen, der sich jeden Augenblick mit dem obersten Grundsatz der Moral verwirren und martern will, wenn es blos auf Wirkung und Folge ankommt, mithin Klugheit allein entscheidet!

43.

Zu allen Zeiten aber hat es auch gute Menschen gegeben, die viel Gutes um des Guten selbst willen thaten. Es giebt solche auf allen Stufen der Cultur, unter allen Nationen; unter denen, die wir Wilde nennen, vielleicht mehr als unter Völkern, die blos zu feineren Vergnügungen der Sinne, der Einbildungskraft, der äußern Ehre und des Vernünftelns aufgeklärt sind. Jeder von jenen Guten und Edeln hatte seinen Lohn in sich, sein Gutes ging auf Andre über.

44.

Wünschen wir also in ein Zeitalter wiederzukommen, wo man blos weise und nicht auch klug sein darf, so hoffen wir wahrscheinlich auf eine utopische Zeit; denn immer wird dem Menschen

ein Gewicht nöthig bleiben, das ihn an der Erde hält, damit er nicht in die Lüfte fliege. So lange wir Sinne, Phantasie, Gefühl für Ehre und Schande, Triebe der Sympathie u. s. w. behalten, wird auch ihr Anbau nöthig sein. Auch unter dem Auge der Vernunft und dem Gesetz der Güte werden uns die Winde des Lebens, Furcht und Hoffnung, nimmer verlassen, wenn sie gleich nicht als Stürme unser Schiff treiben.[1] In allen Zeitaltern war das Menschengeschlecht ein Baum, der Blätter, Blüthen und Früchte zugleich trug; zu jeder Zeit gab es dem Charakter nach große und gute Menschen.

45.

Und auf Charakter, dünkt mich, komme es bei unsrer Existenz am Meisten an, nicht auf vermehrte Kenntnisse und Wissenschaften. Diese sind feiner geschliffene Werkzeuge, mit denen viel Gutes, aber auch viel Unnützes und Schädliches geschehen kann; es kommt auf die Hand an, die sie führt. Ob ich z. B. eine moralische Wahrheit symbolisch oder in einer allgemeinen Formel erkenne, ist zum Lebensgebrauch gleich viel; gnug, wenn ich sie lebendig erkenne und befolge.

46.

Wir bilden uns ein, daß unsre Vorfahren, wenn sie wiederkämen, unsre Zeiten bewundern würden. Verwundern würden sie sich allerdings, unsre Zeiten vielleicht auch bewundern. Den Fortgang des menschlichen Geistes nämlich in einzelnen und allgemeinen Wissenschaften, das Wachsthum der Erfahrung durch zusammenhangende Zeitalter, durch auf einander angewandte Künste, den erweiterten Wirkungskreis der menschlichen Vernunft, die ungleich größere Anzahl aufgeklärter Köpfe nach dem, was wir Aufklärung nennen: dies Alles würden sie mit Verwunderung anstaunen und vielleicht lange nicht begreifen.

47.

Ob sie aber, was den Charakter der Menschheit, ihre innere Kraft, Würde und Glückseligkeit betrifft, auch einen so ungeheuern Zuwachs finden würden, ließe sich bezweifeln. Wenigstens würden sich in der angenommenen höheren Gleichung

[1] Vgl. Herder's Werke, VII. S. 81 („Die Schifffahrt"). — D.

unsrer Zeiten diese Vortrefflichen wahrscheinlich nicht häufiger finden, als sie nach dem, was von andern Zeiten erfordert werden kann, je und immer gewesen.

48.

Offenbar sind wir auch mit unsern Erfindungen und Operationen Werkzeuge in einer höheren Hand, die augenscheinlich unser gesammtes Geschlecht umfaßt und (wie wir ihr zutrauen können) sein Bestes zum Zweck hat; ob aber dabei jedes ihrer Werkzeuge dieses Bessere und Beste zum Zweck habe, ist eine andre Frage, die von der Erfahrung laut verneint wird. Mit unserer aus dem Fortgange der Cultur erwachsnen größeren Macht haben wir, sofern es auf uns ankam, unendlich viel Böses gegen das Menschengeschlecht verübt, das wir noch allenthalben auf der Erde entweder zu büßen oder zu vergüten haben. Es muß also eine große Palingenesie der Gesinnungen unsers Geschlechts vorgehen, daß unser Reich der Macht und Klugheit auch ein Reich der Vernunft, Billigkeit und Güte werde. Die Alten vom edelsten Charakter würden sich dieses einseitigen Fortganges schwerlich erfreuen und vielleicht mit bewundernder Verachtung sagen: „Weh Euch, Ihr starken Schwächlinge, Ihr seid mächtige, aber abscheuliche Dämonen!"

49.

Unleugbar ist's indeß, das Menschengeschlecht, durch Raum und Zeit und Noth und an einander geknüpfte Erfahrungen verbunden, drängt und treibt sich weiter. Das innere Zeughaus der Naturkräfte kennen wir nicht, wissen also auch nicht, woher die Vorsehung die Geister nimmt, die sie zu Fortleitung und Entwicklung dieses allgemeinen Knotens menschlicher Dinge bestimmt hat. Nimmt sie solche aus ältern Zeiten, so sende sie uns keine Cäsars, Attilas, Tigelline, sondern große und gute Menschen.

50.

Und auch er komme uns bald zurück, der die Erziehung des Menschengeschlechts als einen schönen Traum vortrug, er, den wir sehr vermissen, und an dessen Statt wir dem Hades hundert luftige Schatten gern zusenden möchten!

51.

Zwar auf viel neue Kenntnisse, deren sich seitdem unser Vaterland zu rühmen hätte, können wir ihn nicht einladen, und die, deren es sich rühmt, dürften ihm nicht sonderlich neu scheinen. Aber lehren sollte er uns —

52.

Nicht, wie es in jener Welt stehe; diese Kenntniß muß und mag Jeder sich selbst erwerben, sondern — Aber, mich dünkt, ich höre seine Stimme: „Zu Euch komme ich nicht wieder. Stellt Eure Bibliotheken, wie Ihr wollt; schreibt Komödien, Dramaturgien, Briefe — ich komme nicht wieder!"

53.

Und würde er nicht zu mir sprechen, was nach Franklin jener Amerikaner zum Missionar sagte: „Unhöflicher! ich erzählte Dir ein Märchen, und Du nennst es Unwahrheit?" Nicht Unwahrheit, Lieber, sondern nur Märchen, wie Du es selbst gegeben. Auch mir wäre es lieb, wenn sich Dein Traum aufs Beste realisirte, und ich viele Solons und Pythagoras, Platons und Antonine, Sarpis und Fénélons um mich erblickte, die menschlichen Bären, Lüchse und Füchse dagegen, ihrer charakteristischen Gestalt wiedergegeben, jeden in seinem natürlichen Elysium wüßte. Ueber ein Märchen läßt sich überhaupt viel sagen, obwol für und wider nichts erweisen; es kann gut und schlecht angewandt werden, mag's Jeder glauben, wer will. Glauben und Aberglauben tadelt man nicht in guter Gesellschaft. Doch er rede selbst!

54.

*) „Der Verfasser hat sich in dieser Schrift auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt. Aber ..... er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müsse. Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wol stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

---

*) „Die Erziehung des Menschengeschlechts", Vorrede [Lessing's Werke, Th. XVIII. S. 197]. — H.

55.

„Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

„Ich meine diesen. Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?

56.

*) „Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwol Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist. —

„Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft; aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!"

57.

Werde sie also unter Schwärmern Mode, nur unter guten Schwärmern. Baue die Vorsehung durch wiederkommende oder durch neu ankommende Seelen ihr großes Gebäude, wenn beiderlei Arbeiter nur rüstig und gut arbeiten. Im Geist und Charakter erkennen sich doch alle Gute aus allen Zeiten: Güte und Wahrheit ist nur eine; diese bleibt und kommt immer wieder.

*) Erziehung des Menschengeschlechts, §. 85. 90 [a. a. O. S. 216 f.]. — H.

Erläuternde Belege

der Denkart, die zum Glauben einer Metempsychose geneigt macht.

---

1. Mitgefühl mit der ganzen belebten Schöpfung.

Als Sakontala*) den heiligen Wald verlassen soll, in welchem sie ihre Kindheit und erste Jugend durchlebt hatte, ist dieses die Abschiedsscene:

Kanna
(Pflegvater der Sakontala, ein Bramin).

Hört, Ihr Bäume dieses heiligen Hains! Ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen, hört und verkündet's, daß Sakontala zum Palast ihres Ehgemahls geht: sie, die auch dürstend nicht trank, bis Ihr gewässert waret; sie, die aus Liebe zu Euch nicht eines Eurer frischen Blättchen brach, so gern sie ihr Haar damit geschmückt hätte; deren größte Freude die Jahreszeit war, wenn Ihr mit Blüthen prangt!

Chor der unsichtbaren Waldnymphen.

Heil begleite sie auf ihrem Wege! Mögen beglückende Lüfte, ihr zum Genuß, den wohlriechenden Staub köstlicher Blüthen umherstreun! Teiche klaren Wassers, grün von Lotosblättern, sie

*) „Sakontala, oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel von Kalidas, übersetzt von Georg Forster." Mainz und Leipzig 1791. — H. [Vgl. Herder's Werke, VI. S. 203—228. — D.]

erquicken, wo sie wandelt, und belaubte Zweige sie vor dem sengenden Sonnenstrahl decken!

Eine Gespielin.

War das die Stimme des Kokila,*) der unsrer Sakontala eine beglückte Reise wünscht? Oder sangen die Nymphen, die Befreundeten der frommen Bewohner dieses Hains, dem harmonischen Vogel nach und machten seinen Gruß zum ihrigen?

Die Pflegemutter.

Tochter, die Waldgöttinnen, die ihre verwandten Einsiedler lieben, haben Dir Glück gewünscht; ihnen gebührt Dein ehrfurchtsvoller Dank!

(Sakontala geht umher und neigt sich gegen die Nymphen.)

Sakontala
(beiseite, zur Priyamwada, einer ihrer Gespielen).

Entzückt mich gleich der Gedanke, meinen Gatten bald wiederzusehn, so wollen mich doch alle Kräfte verlassen, meine Priyamwada, da ich jetzt von diesem Hain, dem Zufluchtsorte meiner Jugend, scheiden soll.

Priyamwada.

Du klagst nicht allein. Sieh, der Hain selbst trauert, nun die Stunde des Abschieds herannaht! Die Gazelle frißt nicht länger vom gesammelten Kussagrase; die Pfauhenne tanzt nicht mehr auf der Wiese; die Pflanzen im Walde lassen ihre bleichen Blätter zur Erde sinken, ihre Kraft und ihre Schöne sind dahin!

Sakontala.

Ehrwürdiger Vater, erlaube mir, diese Madhawistaude anzusprechen, deren rothe Blumen den Hain in Gluth setzen.

Kanna.

Mein Kind, ich kenne Deine Liebe für dieses Gewächs.

*) Der Nachtigall. — H. [Nach Forster ein schwarzer Vogel, der ähnlich, aber viel lauter als die Nachtigall singt. — D.]

Sakontala
(umfaßt die Pflanze).

O strahlendste der schlängelnden Pflanzen, empfange meine Umarmung! Erwidre sie mit Deinen biegsamen Zweigen! Von diesem Tage an, groß, wie die Entfernung ist, die mich von Dir trennt, bin ich Dein immerdar. — Geliebter Vater, sieh diese Pflanze an wie mein andres Ich!

Kanna.

Meine Theuerste! Deine Liebenswürdigkeit hat Dir einen Gatten erworben, der Dir gleich ist. Lange hat mein Herz um Deinetwillen diesen Wunsch vor allen andern genährt. Jetzt, da meine Sorge um Deine Heirath ein Ende hat, will ich Deine Lieblingspflanze mit dem Bräutigam Amra*) vermählen, der in ihrer Nähe Wohlgerüche verbreitet. — Ziehe weiter, mein Kind! — — —

Sakontala.

Mein Vater, Du siehst die Antelopenkuh, die dort wegen der Bürde, womit sie trächtig ist, so langsam sich fortbewegt. Wenn sie dieser Bürde los sein wird, sende mir, ich bitte Dich, eine gütige Botschaft mit der Nachricht ihres Wohlseins! Vergiß es nicht!

Kanna.

Liebe, ich vergess' es nicht.

Sakontala
(geht voran und hält dann inne).

Ah! Was ist's, das den Saum meines Kleides ergreift und mich zurückhält?

Kanna.

Es ist das junge Rehkalb, Dein angenommener Pflegling, auf dessen Lippen, wenn die scharfen Spitzen des Kussagrases sie verwundet hatten, Du so oft mit eigner Hand das heilende Sesamöl legtest, den Du so oft mit einer Handvoll Syamakakörner füttertest. Er will die Fußtapfen seiner Beschützerin nicht verlassen.

---

*) Ein blühender Baum. — H.

Sakontala.

Was weinest Du, zärtliches Geschöpf, für mich, die unsern gemeinschaftlichen Wohnort verlassen muß? Wie ich Dein pflegte, da Du Deine Mutter bald nach Deiner Geburt verlorest, so wird mein Pflegevater, wenn wir scheiden, Dich hüten mit sorgsamer Wartung. Kehre zurück, armes Geschöpf, zurück! wir müssen scheiden.

Und nicht den Indiern, ihnen nicht auf der Bühne allein ist dieses Mitgefühl mit Thieren und Pflanzen eigen; selbst rohe Völker, die in und mit der Natur leben, können ihm nicht entsagen. Der Mongole lebt und spricht mit seinem Pferde; mehrere tatarische Völker bitten die Thiere um Verzeihung, die sie auf der Jagd oder sonst tödten. Georgi*) führt ein finnisches Jagdlied an den Bären an, das Lob und Ehrfurcht ausdrückt; und die Kamtschadalen (Itelmenen, gewiß kein feingesittetes Volk) haben eben diese Achtung oder Furcht vor Thieren, als wären sie, ihnen gleich, verständige Wesen. Alle, glauben sie, gehen gleich ihnen in die Unterwelt über, und suchen sich ihrer daher auch für diese Unterwelt zu versichern.**) Von der Ente Aanguisch, einem singenden Seevogel, der sich in großen Schaaren auf ihren Gewässern versammelt und die Accorde c, e, g und c, f, a in Chören anstimmt, haben sie die Musik erlernt; nach seinem Ton machen sie Aanguischlieder. So z. B. klagt der Liebende über seine gestorbene Braut, die er jetzt in einen solchen Singevogel verwandelt glaubt:

„Auf dem blanken See bist Du gefallen,
Bist nunmehr zur Aanguisch-Ente worden;
O, daß ich gesehn Dich hätte fallen!
Auf den Wellen hätt' ich Dich ergriffen,
Schnell ergriffen und Dich nicht verfehlet.
Denn wo fänd' ich Deinesgleichen Eine?
Hätt' ich Habichtsflügel, in die Wolken
Folgt' ich Dir und holte Dich hernieder!

„Mit ihr ist mein Leben mir verloren;
Voll von Traurigkeit, mit Schmerz beschweret,
Zieh' ich in den Wald. Ich will den Bäumen
Ihre Rinde nehmen mir zur Speise;

---

*) Beschreibung der Nationen des russischen Reichs. Finnen. — H.

**) Steller's „Beschreibung von Kamtschatka", Frankfurt und Leipzig 1774. — H.

Dann, erwachend mit dem frühsten Morgen,
Eil' ich an den See. Ich will die Ente
Aanguisch jagen; rings umher die Augen
Will ich forschend drehn, ob meine Liebe
Sich mir zeig', ob ich sie wiederfinde!"[1])

Einbildungen dieser Art sind nicht Philosophie, sondern ein sinnlicher Wahn sinnlicher Menschen. Die Thiere, wie alles Lebendige, stehen von ihnen nicht so weit ab, wie wir uns über sie erhoben dünken.

2. Wenn sich aus solchen Eindrücken ein gewisses Symbol vom Ganzen der Schöpfung bildet, schließt es die Metempsychose beinahe schon in sich. Jedes Lebendige nämlich ist seinem Charakter nach ein bedeutender Buchstabe der Schöpfung; die Buchstaben werden versetzt, und es entspringen neue Wörter, neue Gestalten.

Mir sind zwei indische Gemälde durch ein Geschenk zugekommen, die um so merkwürdiger scheinen, da mir weder aus dem Borgianischen Museum noch aus Büchern etwas Aehnliches bekannt ist. Das eine stellt einen bedächtig schreitenden Elephanten, das andre ein Roß im schnellsten Lauf vor; beide ganze Gestalten aber sind aus Thieren zusammengesetzt, alle mit lebendigen Farben, äußerst genau und charakteristisch, in den verschiedensten Stellungen, und zwar jedes dahin geordnet, wo es als Theil des Ganzen eine lebendige Eigenschaft desselben ausdrückt. Der vorsichtig aufgehabne Fuß des Elephanten ist ein zusammengekrümmmter Affe in der vorsichtigsten Stellung; der vortretende sowie die nachtretenden Füße werden von Thieren geformt, die Weiche, Stärke, Klugheit bezeichnen. So beim Elephanten und dem Roß, bis auf den Rüssel, den Schweif, den Zaum, durch alle Bestandtheile des Geschöpfs, daß zur Bezeichnung eines Gliedes oft die verschiedensten Thiergestalten mitwirkend sich zusammenfügen. Was nun auch die Bedeutung dieser Figuren im Ganzen sein möge (sei's ruhige Weisheit im Gegensatz der schnellsten Macht oder zwei Ideen, die die Mythologie des Volks näher angiebt), welche sonderbare Denkart, auf diese Weise symbolisch zu componiren und jeden kleinsten Theil des Symbols mit überdachter Genauigkeit charakteristisch auszu-

[1]) Als ein „tatarisches Lied" in Herder's „Volksliedern", I. 19 (Werke, V. S. 48) bezeichnet. — D.

führen![1] Einem Volk, das so zu imaginiren geneigt ist, dem sind zwischen Geschöpf und Geschöpf, so eigen jedes in seiner Art sein mag, keine Mauern und Bollwerke gebaut: leicht schlüpft die Seele eines Lebendigen in das andre über; wechselnd verrichten sie ihre Functionen; wechselnd ruhen sie oder tragen die Last der Schöpfung.

3. Diese symbolische Gestalt der Schöpfung, gleichsam eine immerwährend fortgespielte Fabel, hat für sinnliche Menschen viel Anschauung und in dieser einen reichen allegorischen Sinn. Jeder Gestalt nämlich bleibt, so lange sie spielt, ihr unzerstörbarer Charakter; die Rollen aber wechseln, sobald die Schale zerbrochen wird, leicht. Bei der größten Wirklichkeit also ist unsre Welt Maja, eine Welt der Täuschung. Die Lebensseele, die in die Organisation eines Thiers floß, kann in der großen Ordnung der Dinge auch einen Menschen organisiren, und wenn es die Ordnung der Dinge fordert, umgekehrt. Sie verändert blos ihren Aufenthalt, spielt allenthalben ihre Rolle, hat ihre Functionen; nur in der feinern Organisation des Menschen übt sie feinere Kräfte, Vernunft, Ueberlegung, Gedächtniß, und aus ihrer Zusammenwirkung die edelste Kraft, Gewissen.*) Alles ist, wie einst Brama erschien, ein ewig bebrütetes Ei. Gedanken und Bewegung theilten jenes, Gedanken und Bewegung wirken fort nach einem festgestellten Richtmaß. Bewußtsein und fünf Sinne sind dieses Richtmaß, der Grenzkreis aller Wandlungen, aller Gestalten.**)

Einem sinnlichen Auge nämlich kann die große Analogie der Dinge, eine unübersehbar reiche Natur, die sich immer doch in wenige und dieselben Sinne, Organe und einen ähnlichen Gliederbau, blos nach Elementen verändert, einschließt, nicht verborgen bleiben. Es war also die bequemste Philosophie, zu denken, daß der Lebensgeist, der sich in der Weltmaschine zwar charakteristisch reich, aber auch ebenso beschränkt an Sinnen und Organen gegossen hat, wieder in sich zurückkehre und neue Sinnen und Organe bilde. „Gott, welcher die Erde in voller Blüthe, reich an befruchtenden Samen sah, rief den Verstand

*) S. die Philosophie des Goutams in Dow's „Abhandlungen zur Geschichte von Hindostan". Leipzig 1773. — H.

**) S. die Gesetze des Menu, Sohns des Brama, K. 1. — H.

[1]) Vgl. Herder's Werke, XIV. S. 547. — D.

hervor, den er mit mannichfaltigen Organen und Gestalten begabte, um daraus eine Verschiedenheit der Thiere auf Erden zu bilden. Die Thiere begabte er mit fünf Sinnen, dem Menschen gab er die Ueberlegung und erhob ihn über die Thiere des Feldes. Männlich und weiblich wurden die Geschöpfe geschaffen, damit sie ihr Geschlecht fortpflanzen möchten. Der Verstand aber, ein Theil der großen Seele des Ganzen, ward allen Geschöpfen eingeflößt, um sie auf eine ihnen bestimmte Art zu beleben. Nach dem Tode belebt er andre Körper oder kehrt wie ein Tropfe in das unbegrenzte Meer zurück, dem er entfloß."*)

4. Es war also auch nur Philosophie des sinnlichen Auges, zu glauben, daß, wie die Theile des Körpers in ihre Elemente zurückgehen, auch die belebende Seele in den großen Hauch, die Seele der Welt, zurückkehre. Bei den Thieren hinderte nichts, dies zu glauben; sie hatten, wie in der Fabel, jedes in seiner Organisation ihre Rollen gespielt und ausgespielt. Aber beim Menschen? Der Mensch, mit Ueberlegung und Gewissen begabt, er, auf eine so hohe Stufe gestellt und doch auf dieser hohen Stufe oft so niedrig geartet, ein Plagegeist, ein böser Dämon der Schöpfung — hier fing das Räthsel an, das uns jene sinnliche Philosophie nicht hat auflösen mögen.

„Brimha sprach: Die Seelen der Menschen sind von den Seelen andrer Thiere verschieden; denn sie sind mit Vernunft und einem Bewußtsein des Rechts und Unrechts begabt. Hängt ein Mensch dieser Vernunft und diesem Bewußtsein des Rechts und Unrechts an, so wird seine vom Körper getrennte Seele, im göttlichen Wesen verschlungen, nie mehr das Fleisch beleben. Aber die Seelen Derer, die Böses thun, werden im Tode von den Elementen nicht befreit, vielmehr, mit einem feinern Körper von Feuer, Luft, Aether bekleidet, werden sie in der Hölle gestraft werden, und wenn daselbst die Zeit ihres Grams vorüber ist, so beleben sie andre Körper, bis sie zu ihrem Stande der Reinigung gelangen und gereinigt endlich auch in Gott verschlungen werden."**) Offenbar sollte in dieser Anwendung der Glaube der Metempsychose die Menschen schrecken, daß sie ihren erhabenen, mächtigen Stand nicht mißbrauchten: eine schöne Absicht, aber in dieser Einkleidung nur an sinnlichen, folgsamen, zartfühlenden Menschen

*) Dow, S. 27 f. — H.
**) Dow, S. 28 f. — H.

erreichbar. Der Freche wird es darauf ankommen lassen und der Frechste die Veränderung der Veränderung wegen wünschen.

5. Nicht also eigentlich der Glaube der Seelenwanderung hat jene erhabne Moral geboren, die in den Lehren der Bramanen alle Hochachtung verdient,*) sondern vielmehr der wahre und große Grundsatz, *Eins in Allem, Alles zu Einem.* Alle sind wir von *einem* Welt- und Lebensgeist auf kurze Zeit beseelt, Alle sollen wir diese kurze Zeit, Jeder nach seinen Kräften, mit Ueberlegung und Gewissen aufs Würdigste gebrauchen: nur Vernunft soll uns leiten, nicht Wahn und Abscheu. Wie es Krankheiten gegeben hat, da Menschen sich bei Leibesleben in Thiere verwandelt zu sein wähnten, so könnte es in unsrer Zeit ausgelassener Begierden und sinnlicher Schwäche leicht einen fröhlichen Wahnsinn geben, der die Wolfswuth (Lykanthropie) oder andre Verwandlungen bei Leibesleben trotzig spielte. Wahn regiere die Menschen nicht, sondern Wahrheit!

---

*) Der *Bhagavat-Gita*, oder Gespräche zwischen *Krischna* und *Arjun*, ist davon voll (by Charles Wilkins, London 1785, groß 4.) und verdient mit verständigen Anmerkungen eine Uebersetzung. — H. [Vgl. oben S. 195 ff; Th. XIV. S. 545 ff., wo auch der neuesten Uebersetzung *Boxberger's* gedacht ist. — D.]

17.

Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft.

1.

Der Gedanke, „daß man die Menschen ebenso von der Begierde, ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, abhalten solle, als man ihnen abräth zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sei", hat in der Zusammenstellung beider Sätze etwas so Treffendes, daß es wohl der Mühe werth ist, zu untersuchen, wie weit diese Aehnlichkeit reiche. Und so wollen wir den Urheber desselben aushören. *)

2.

„So viel", sagt er, „fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gedient sei, und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben vorauszuwissen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserm Schicksal in jenem Leben zu wissen, ebenso verdächtig, ebenso lächerlich zu machen?

„Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen (wie ich am Oedipus zeigen kann), durch schickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorzubeugen wußten, sind groß; aber noch weit größer sind die, welche aus der andern entspringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht ebenso ruhig abwarten als einen künftigen Tag?

„Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst

---

*) Lessing's Leben und Nachlaß. Th. 2. S. 243 f. [in unserer Ausgabe Th. XVII. S. 254.] — H. [Vgl. oben S. 402 f. — D.]

lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben."

3.

Die Religionen wollen wir zuerst beiseite setzen. Mir ist keine bekannt, die es sich zum Zweck nähme, uns die Wissenschaft des zukünftigen Zustandes, zumal seiner äußern Beschaffenheit nach, demonstrativ zu geben; als Religion will und giebt sie nur Hoffnung, Zuversicht, Glauben. Eher hat es eine gewisse Philosophie gegeben, die sich anmaßte, aus der Natur unsrer Seele sogar Verrichtungen ihres künftigen Daseins zu demonstriren. Doch wir wollen uns durchaus keine Seitenblicke erlauben.

4.

Also zuerst: Warum ist's nicht gut, sein künftiges Schicksal in diesem Leben voraus zu wissen? Wenn es der Rathschluß, die Fügung, das Werk der höchsten Weisheit und Güte selbst ist, warum nicht? Diese zu wissen, so bald und ganz als möglich, sollte man glauben, kann nie schaden.

5.

Und müßte vielmehr viel helfen. Mit diesem Schluß der Vorsehung hätten wir ja die Reisekarte unsers Lebens vor uns und sähen, wohin eine unsichtbare Macht das Schiff steure, wohin es jetzt und dann und im Ganzen die Winde führen. Oder hätte die himmlische Weisheit nur mit unsrer Thorheit ein Spiel? Fände sie es nothwendig, uns als Kinder durchs ganze Leben hindurch mit dem Leben selbst zu täuschen, und lockte uns Alle wie Lehrlinge der Loge mit Geheimnissen, die gar nicht da sind? Der Lehrling legte vielleicht sogleich seine Schürze nieder, wenn er im ersten Grad wüßte, was er im letzten erfahren wird, nämlich, daß nichts zu erfahren sei. Lasset uns vom großen Sinn und Geiste der Welt nicht so verächtlich denken! Eine fortwährende, ewige Täuschung oder geflissentliche Verblendung ist sehr verächtlich und sinnlos.

6.

Also müssen wir unser künftiges Schicksal nicht wissen sol-

len, weil wir's nicht wissen können, weil dasselbe in seinem ganzen Umfange zu übersehen, unsern Kräften durchaus unangemessen ist und solche weit übersteigt. Mich dünkt, darin liegt offenbar die Ursache.

7.

Was gehörte nämlich dazu, sein künftiges Schicksal also zu wissen, daß diese Wissenschaft ihren Namen verdiente, mithin uns als solche nützlich sein könnte? Ungeheuer viel. Ich müßte mein ganzes Dasein als den Grund meines Schicksals bis auf seine tiefsten Urgründe, alle meine Vorfahren hinauf kennen, um mir das Räthsel zu erklären: warum und wie ich mit solchen Kräften und Schwachheiten, Anlagen und Lücken, Trieben und Fehlern da bin? Ich müßte das ganze Universum von Umständen wissen, die auf jene gewirkt haben, die auf mich wirken und wie ein Briareus[1]) mit Millionen Armen, Fingern, Füßen und Fäden mein Schicksal bestimmen, lenken und leiten werden. Habe ich zu dieser Wissenschaft Kräfte? habe ich zu Erlangung derselben in meinem kurzen Leben Zeit? Ist dies überhaupt dazu eingerichtet? Auf keine Weise. Nicht die Wissenschaft des Zukünftigen und die Speculation über dasselbe ist die Lection meines Lebens, sondern der Gebrauch des Gegenwärtigen. Dazu habe ich Mittel und Kräfte.

8.

Also weiß ich mein zukünftiges Schicksal nicht, weil ich es durchaus nicht wissen kann, weil mir, es in seinen Gründen und in seinem Umfange zu kennen, Organe, Mittel, Kräfte fehlen. Hätte ich die, warum sollte ich bis in die tiefste Ewigkeit hinein das Meisterwerk der ewigen Weisheit und Güte ohne allen meinen Schaden, ja gewiß zu meinem höchsten Vortheil, nicht wissen dürfen?

9.

Nur nenne man das keine Wissenschaft, wenn ich Resultate ohne Gründe, Folgen ohne Ursache, den Ausgang ohne Veranlassungen höre! Meistens mit einem solchen Quid pro quo ha-

[1]) Des „hundertarmigen" Briareus gedenkt schon die Ilias (I. 402—404) — D.

ben sich die Märchen beschäftigt, die uns abschrecken sollten, von der Zukunft ja nichts erfahren zu wollen. Märchen für Kinder! Freilich, wenn mir ein Orakelspruch sagt, daß ich in der Steppe der Tataren sterben werde, ohne mich zu unterrichten, wie ich die tatarische Steppe vermeiden könne, so hat es mir nicht viel gesagt; es hat mich verwirrt, statt mich zu belehren. Es war aber auch nicht Wissenschaft der Zukunft, die mir das Orakel hiemit gab, sondern ein abgebrochenes Endresultat, ein Räthsel. Wer mir das Product einer langen mathematischen Berechnung ohne Gründe und Glieder derselben vorlegt, hat mir damit noch keine Wissenschaft des Satzes selbst gegeben.

10.

Nicht das hat die Astrologie verächtlich und lächerlich gemacht, daß sie sich mit der Wissenschaft der Zukunft beschäftigte, sondern daß sie sich mit ihr grundlos beschäftigte, daß sie Wissenschaft derselben in Combinationen suchte, wo sie nicht zu finden war. Ein Gleiches ist's mit der Chiromantie, Metoposcopie, mit Auspicien und Auguralkünsten. Man suchte Vorbedeutungen, wo keine sein konnten, und hinterging die Gemüther durch eine falsche Wissenschaft, die man für eine wahre hielt oder ausgab.

11.

Müßte aber, weil diese falsch war, jede Voraussicht in die Zukunft unwahr, verwegen, schädlich und deshalb verbannenswürdig sein? Gewiß nicht. Die Zukunft ist eine Tochter der Gegenwart, wie diese der Vorzeit. Zwei Sätze liegen vor uns, um den dritten zu folgern. Wer jene beiden recht versteht, recht anschaut und sodann aus ihnen richtig folgert, hat keinen übeln Gebrauch von seiner Vernunft gemacht, die eben ja die Fähigkeit ist, den Zusammenhang der Dinge einzusehen und, wie Eins im Andern steckt, Eins durchs Andre wird, zu schließen oder zu errathen.*)

---

*) Die deutsche Sprache mit allen ihren Schwestern hat ein sehr schickliches Wort, unsern Sinn für die Zukunft zu bezeichnen: ahnen. Anda hieß im Gothischen ein Geist, ein wehender Hauch (s. Ihre's, Wachter's, Scherz' Glossarien), und es möge nun sein, daß der Geist der Zukunft auf uns, oder unser Geist auf die Zukunft hinaus wirke, in beiden Fällen ist der Ausdruck angemessen und treffend. Wahrscheinlich sagte man zuerst als ein Impersonal: mir ahnt's, gleichsam eine halb leidende Wirkung zu bezeichnen, wie man sagt: mich verdrießt es, mich

12.

Und was ist Wissenschaft des Schicksals, sofern dies in unserm Gesichtskreise liegt, als Einsicht in die Consequenz der Dinge, d. i. was der Sache selbst und älteren Erfahrungen nach jede Begebenheit mit sich bringe und hinter sich führe. Die Vernunft kann sich an nichts Wichtigerm nützlicher üben als an diesem Verbinden und Trennen der Begebenheiten mit ihren Wirkungen und Folgen. Eine Fertigkeit hierin macht den praktischen Verstand, ein tieferer durchdringender Blick macht jene höhere Klugheit ausgezeichneter Menschen, die, vom gemeinen Haufen oft verkannt und verspottet, desto ernster sich durch die That selbst in der unabwendbaren Folgezeit rächt. Thiere erwarten den folgenden wie den heutigen Tag sinnlos; der leidenschaftliche Pöbel hängt schwer am jetzigen Augenblick und stößt in seinem Wahn den morgenden Tag mit Gewalt zurück, blos weil er den eisernen Fuß desselben auf seinem Nacken noch nicht fühlt. Der Weise erwartet zwar ruhig den kommenden Tag, nicht aber ohne gewonnene Vorsicht, wie dieser Tag etwa sein möchte.

13.

Hierin besteht die ganze Haushaltung unsers Lebens. Wie Tages- und Jahreszeiten ketten sich unsre Lebenszeiten, ja, sie erwachsen aus einander, bauen auf einander, jede findet ihren Grund in der andern. Daher so viele Lehren der Alten von dieser Voraussicht in die Zukunft als einer Erzieherin und Fortleiterin durchs Menschenleben, jedoch mit der weisen Beschrän-

---

schaudert u. s. w. Aus diesem Ausdruck: meinem Geist, meinem Herzen ahnt Gutes oder Böses, entstand die spätere active Formel: mein Geist ahnt die Zukunft. Beide Ausdrücke zeigen etwas Großes, Schweres, Dunkles an, das vor uns liegt und wir mit einem hellen Blick nicht zu durchdringen, zu umfassen vermögen. Um so mächtiger aber wirkt auf uns diese verworrene, viel umfassende Erkenntniß. Dem Ahnen steht ein Wort von ganz anderm Sinn zur Seite, ahnden, d. i. zürnend verweisen, rächen und strafen. Es ist nicht zu leugnen, daß das letzte das erste beinahe verdrängt hat, und daß Manche es fast für Ziererei halten, statt Ahndung Ahnung zu gebrauchen; indessen ist dieses (Ahnung, ahnen) in den meisten Dialekten uraltersher und in der gemeinen Sprache das wahre. Warum sollte man nicht also bei so verschiednem Sinn auch die Worte bestimmt unterscheiden, wie man es gegen ein verwirrendes Quid pro quo in mehreren Fällen gethan hat? Auch das für und vor war bei den Alten nicht unterschieden; man hat sich aber, weil es die Logik der Sprache fordert, über ihren Unterschied einverstanden; warum sollte man es nicht auch bei den Wörtern ahnen (die Zukunft dunkel vorausempfinden) und ahnden (rächend strafen) thun dürfen? — H. [Wir dürfen dagegen jetzt auf Grimm's Wörterbuch verweisen. — D.]

kung, nie zu viel, nie zu früh, nie etwas wissen zu wollen, was für uns nicht gehört.

14.

Und hiemit treffen wir auf das Pünktchen der Wage. Thöricht ist's, sich um das zu bekümmern, was wir nicht wissen können; träge und verdrossen wäre es, sich um das nicht bekümmern zu wollen, was uns von der Zukunft zu wissen noth ist, was sich von ihr mit der Gegenwart aus der Vergangenheit uns gleichsam aufdringt, was wir uns selbst nur mühsam verhehlen. Unser innerer Sinn, sagten die Griechen, spricht mit den Göttern und ist Weissager der Zukunft. Recht und bescheiden auch von künftigen Dingen zu urtheilen, hielten sie für die schönste Gabe der Himmlischen, die sterblichen Menschen zu Theil werden könne, und stellten beide Abweichungen, den zu kühnen Vorblick sowol als den zu trägen Gang der Menschen auf ihrem Wege, in das gehörige Licht. *)

15.

Sehr belehrend hierüber ist das Theater der Griechen, eine Schule der Weisheit über die Wissenschaft und Dunkelheit des Schicksals. Mächtig ist die Schickung und unentweichlich, eine heilige Nothwendigkeit, der man gehorchen muß, die auch dem obersten Gott gebietet. Ganz unschuldig aber leidet unter ihr Niemand. Wo auf Jemanden eine Schuld ruht, da wüthet er gegen das Schicksal und, indem er ihm entgehn will, reißt verblendet er es zu sich hernieder. Sowol der zu weit sehen will als der sich verhärtet, das, was vor ihm liegt, nicht sehen zu wollen, ist sein und der Götter Feind. Sie warnen, ehe sie strafen. Jeder trägt in sich geschrieben seine Bestimmung. So sprach, dies zeigte das griechische Theater.

16.

Und so ist es. Wir tragen die Nemesis in uns. Jeder weiß, was er aus seinem vorigen Leben für Schuld und Vernach-

---

*) *Θεός ἐστι τοῖς χρηστοῖς ἀεί*
'Ο νοῦς ἄρ', ὡς ἔοικε, τοῖς σοφωτάτοις. —
Τοὺς θεοὺς ἔχων τις ἂν
Φίλους ἀρίστην μαντικὴν ἔχοι δόμοις u. A. — H.

lässigung auf sich geladen, was er zu büßen, zu vergüten, einzuholen, zu tilgen, oft nur mit seinem Untergange zu tilgen habe. Die Last der Zukunft liegt unabwendbar auf ihm. Ein Grieche z. B. würde es für eine vom Schicksal selbst gesandte Verblendung gehalten haben, wenn ein Zeitalter die Fehler, die Laster, die Gräuel nicht sieht und sehen will, die auf einer Verfassung, auf einem Geschlecht, auf einem Zustande von Sitten und Charakteren als eine der Zukunft zu verrechnende Schuldenlast drückend liegen. Der Schuldherr kommt, er kommt gewiß, ein unerbittlicher Forderer und strenger Vergelter. Auch, glaube ich, müsse eine Zeit erscheinen, da diese Gesetze des politisch-moralischen Rechts und Unrechts dem Menschenverstande so licht und klar vorliegen als die Gesetze des physischen Drucks und Gegendrucks oder der natürlichen Schwere. Es muß eine Zeit kommen, da es eine Wissenschaft der Zukunft wie der Vergangenheit giebt, da kraft dieser Wissenschaft die edelsten Menschen so gut für die Nachwelt als für sich rechnen; denn Eins wird durch das Andre gestraft und belohnt. Aus der Astrologie und Chiromantie wird sich diese Wissenschaft der Zukunft nicht herschreiben, sie hat schon ihren Namen: Physiokratie im reinsten, höchsten Verstande, Ethomantie der Menschheit, die große Nemesis der Zeiten,*) die in den Busen blickt und das Rad wendet.[1])

17.

Die Anwendung dieser Sätze auf unser Schicksal nach dem Tode ist leicht und treffend. Auch hier giebt es einen Theil der Zukunft, um welchen Niemand sich bekümmern darf und soll, weil er durchaus seine Fassungskraft übersteigt und außer seinem Gesichtskreise liegt: ich meine die physische Welt, die unsern Zustand nach dem Tode ausmacht oder bereitet. Es giebt aber auch eine andere Wissenschaft der Zukunft, der Niemand entfliehen darf und soll: es ist die Gerechtigkeit, die ernste und dankbare Wiedervergeltung, die uns am Ende der Laufbahn erwartet, und die, wir wollen oder nicht, uns fortbegleitet.

---

*) Physiokratie heißt Kenntniß der Gesetze der Natur und ihrer Haushaltung; Ethomantie heißt Voraussehen der Zukunft aus Sitten und Handlungen; Nemesis die Göttin, die allen Uebermuth bemerkt und ihn ahndet. — H.

[1]) Vgl. Herder's Werke, VII. S. 305 ff. — D.

18.

Wer im Mindesten auf die Veranstaltungen gemerkt hat, mit denen die Natur in diesem Leben ein werdendes Geschöpf ins Leben fördert und es darin empfängt, würde sich für den ärgsten Thoren halten, wenn er auf die Veranstaltungen der Natur zum Empfang in ein anderes Leben nur rathen wollte. Hätte ein Mensch die Naturgesetze der Erzeugung, Geburt und Fortpflanzung der Wesen von der Pflanze an bis zum Menschen hinauf nicht vor sich und sollte sie a priori errathen: welches Gesetz würde er errathen? Würde ihm der von der Natur genommene Gang nicht vielmehr unglaublich scheinen? Und doch ist in der physischen Natur dies der merkbarste aller Triebe, auf den Alles angelegt ist, dem Alles dient; denn eben er ist's, der das Kreisrad der Schöpfung im Gange erhält und die Welt vor dem Tode bewahrt. Ins Reich der inneren Kräfte, ins eigentliche Dispensatorium des Lebens zu dringen ist keinem Sterblichen gelungen; es wird ihm auch nie gelingen, da die Schranken unsrer Organe uns deutlich vorstehn. Wie thöricht-verloren wäre also jeder Gedanke, der die Geburt der Seelen in eine andre Welt auch nur traumweise beschreiben wollte! Die scharfsinnigsten Köpfe, die sich hiemit abgaben, auf wie kindische Einbildungen sind sie gerathen! Der uns ungefragt hieher gebracht und für das Werden in diese Welt einen so unerwarteten Plan ersonnen hat, wird uns auch in eine andre Welt hinüber zu fördern wissen, wenn er unser bedarf. Was wissen wir? Das uns empfangende Medium kann bereit sein, sobald sich unser Auge schließt, und die Kräfte der Natur sind sich allenthalben allgnugsam. Wir dürfen für sie nicht messen und zählen.

19.

Aber wie wir hinübergehen? Die Nemesis in unserm Herzen, die mit uns geht, sie stellt die Frage. Denn wenn Bewußtsein nicht mit uns ginge, so lohnte es der Frage gar nicht; wir hätten sodann das Schicksal des zersplitterten Steins, der verwehten Asche. Wenn also vom zukünftigen Leben geredet werden soll, müssen wir's als Fortleitung und Resultat, als die umgekehrte Blattseite dieses Lebens betrachten; und so kann es wol nicht gleichgiltig sein, was wir hier in unser Buch schrieben, welchen lebensschwangern Keim der Zukunft wir mit uns nehmen. In einem Augenblick zu einer entgegengesetzten Natur verändert zu werden, kann Niemand erwarten.

20.

Also nehmen wir, wenn sich der Faden fortspinnt, uns, wie wir sind, hinüber, und der Einschlag der Zukunft geschieht in und nach dem Gewebe, das wir mit uns brachten.

21.

Mithin schuldlos und heiter von dannen zu gehn, keinen Ankläger und Rächer im Busen mit sich zu tragen, müßte jedes Vernünftigen Wunsch und Bestreben sein, gesetzt sogar, daß er sich mit seinem Bestreben täuschte. Er ist nicht getäuscht; er hat den höchsten Wunsch erreicht, der in seiner Laufbahn zu erreichen war: er steht mit heiterm Blick und Zurückblick als Sieger ruhig am Ziele.

22.

Glaube eines zukünftigen Lebens ist also der Menschheit nothwendig, ja, ich möchte sagen, natürlich. Nothwendig, damit sie nicht unter sich sinke und in Verzweiflung oder in Gräueln, die selbst die ärgste Verzweiflung sind, ärger als ein Thier werde. Wir haben in unsrer Zeit den schauderhaften Anblick erlebt, da Menschen im Taumel wüthender Leidenschaften zu dem brutalen Evangelium die Zuflucht nahmen, daß, aus dem Nichts gekommen, sie jetzt, mit Blut und Schande bedeckt, ins Nichts zurückeilten. Nach allen Ungerechtigkeiten und Qualen, die sie ihren Mitbürgern zugefügt hatten, ließen sie ihnen nichts als einen schändlichen Leichnam. Bei diesen Auftritten hat, dünkt mich, selbst der Ungläubige einsehen gelernt, wie nothwendig dem Menschengeschlecht Glaube an eine fortgehende Zukunft sei, selbst sogar den Fall gesetzt, daß diese nicht vorhanden wäre.

23.

Und daß sie nicht vorhanden sei, ist dem Menschen nicht nur unerweislich, sondern fast undenkbar. Es ist ihm natürlich, sich fortzudenken in seinen Wirkungen und Kräften. Die Vorstellung, daß Alles an ihm wie sein Körper von Würmern zernagt oder ins Wüste versplittert werde, ist ein Ungedanke, der uns die ganze Schöpfung zu einem unzusammenhangenden Traum macht, indem er ihr die schönste Haltung, die auf Gesetzen der

Geisterwelt, in fortdenkenden, gütig wirkenden Wesen beruht, raubt. Dies lebendige Fortwirken ist dem Menschen ein so natürlicher Glaube, daß auch die rohesten Völker an ihm als an einem Naturglauben hingen und ihn sich, jedes auf seine Weise, zu seiner Selbstbefriedigung ausbildeten und ausschmückten. Ein freches System der Vernichtung im Tode ist nur für Wüstlinge, Räuber und Mörder, die aufs Eigentlichste in den Tag hinein leben, eine erwünschte Predigt.

24.

Ich weiß wohl, daß das Bekümmern um die Ewigkeit hie und da viel Schaden gebracht hat; warum aber ward es schädlich? Weil es außer der Regel geschah, die uns Vernunft und die Sache selbst vorzeichnen. Die Gerechtigkeit, die große Consequenz der Dinge auch im letzten Augenblick ist diese Regel; wer sie wegdrängt oder ihr Richtmaß menschlicher Handlungen krümmt, kann und wird die beste Sache am Frechsten mißbrauchen.

25.

Wenn man einerseits in bildlichen Träumereien jenseit des Grabes sich verlor und darüber den Gebrauch dieses Lebens vergaß, durch welchen man sich doch allein den Gebrauch einer Folgezukunft verschaffen konnte, so zerbrach man offenbar der großen Consequenz Richtmaß. Man setzte den Kegel auf den Kopf und wollte ernten, statt daß man säen sollte, um einst zu ernten. Nicht Wissenschaft war dies, sondern hohle Träumerei und ein thörichtes Vorausnehmen der Zukunft.

26.

Wenn anderseits der Glaube eines zukünftigen Lebens sogar schändlich gemißbraucht ward, indem man die unerbittliche Gerechtigkeit zu bestechen suchte, dem Verbrecher am Rande seines Lebens Schenkungen abdrang oder andre elende Versöhnungsmittel anpries, den Unglücklichen hingegen unter der unverschuldeten Last dieses Lebens erliegen ließ mit dem Trost: „Dort leidest Du nicht mehr! dulde nur noch etwas unter der Hyäne Zähnen! es ist bald vorüber! Aber die Hyäne geht Dir auch dort vor: sie hat geschenkt!“ so erschrickt jeder Rechtschaffene vor solcher schändlichen Anwendung. Was überhaupt bliebe heilig, wenn Vernunft und

Moral einmal verletzt sind und man ihre Regel selbst im letzten entscheidenden Augenblick zu verkehren sich nicht erblödet?

27.

Gegen die Religion selbst lasset uns dieser schändlichen Mißbräuche wegen keinen Groll hegen; sie verdammt solche als Mißbräuche und stellt die Gerechtigkeit selbst ans Grab hin als Glauben.

28.

Glaube muß die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode allein bleiben; demonstrirte Wissenschaft kann sie nie werden. Glaube ist ihr Maß, mit welchem sie auch am Froheften, am Unschädlichsten wirkt. Hat es nicht Thoren gegeben, die, weil sie über den hoffenden Glauben hinausschritten und eine philosophisch demonstrirte Gewißheit dieser Lehre zu haben vorgaben, die Bürde dieses Lebens selbst abwarfen und sich damit dem Genuß dessen, was sie sich hier erst standhaft erwerben sollten, selbst entnahmen? Glaube ist's, was für das Volk gehört, und im ruhigen sowol als wirksamen Genuß des Lebens, ja im letzten Augenblick sollen wir alle Volk sein und uns nicht mit Grübeleien plagen. Haben wir zu überlegen nicht Zeit gnug gehabt? Wollten wir, junge Catonen, das Büchlein in der Hand, erst in der letzten Stunde anfangen zu überlegen?[1] Lebe Jeder, wie er soll! Im Tode überlasse er sich zutrauend der Vorsehung, die ihn hieher gebracht und so manche Anstalt auf ihn vorbereitet hatte; sie wird diese auch dort getroffen haben und ihn sicheren Schrittes leiten. Dem mit Schwären überdeckten Verbrecher aber reiche man keine falschen Pflaster; wo möglich, gehe er vor den Augen der ganzen Welt als ein Verbrecher hinüber! Sein innerstes Bewußtsein in diesem Augenblick zum Kuppler zu machen, ist Hochverrath gegen die Menschheit.

29.

Ohne Religion kann die Menschheit nicht sein. Schon das Unendliche, das uns vor- und rückwärts umgiebt, das wir mit

---

[1] Anspielung auf Cato von Utica, der, ehe er sich selbst den Tod gab, Plato's Phädo las. — D.

Gedanken so wenig als mit unsern Händen umfassen können, und in welchem wir doch allenthalben Gesetze und eine Organisation wahrnehmen, die uns in das süßeste Erstaunen setzt — schon dies Unendliche, Weise, Gütige gebeut uns Religion, d. i. Verehrung, Scheu, Dank und Zutrauen zu dem großen Unnennbaren, der diese Organisationen bildete, diese Gesetze feststellte. Die Regel des Rechts in unsrer Brust schließt uns noch fester an ihn; denn sie ist seine, sie ist des moralischen Weltalls Regel. Der Gedanke endlich, daß wir ganz, wie wir sind, ihm angehören, ewig angehören, und daß, was er uns jetzt sein ließ, wahrscheinlich nur ein Unterpfand dessen sei, was wir, fortgehend unter seiner Führung, sein können und sein werden, dieser zutrauende Glaube macht uns von seiner Huld gleichsam unabtrennlich. Lieber also glauben als wissen! Da wir sehen, daß und warum wir eine Unendlichkeit, die vor uns liegt, nicht übersehen können, so wollen wir rechtschaffen strebend, mit Liebe zutrauend fortgehen und glauben.

30.

Der christlichen Religion endlich, wie ihr Stifter sie lehrte, sollte hiebei gar kein Vorwurf gemacht werden; sie beschäftigt sich am Wenigsten mit Träumereien und Bekümmernissen über den Zustand nach dem Tode. Vielmehr stellt sie uns hier auf Erden einen großen Bau vor Augen, an welchem alle Zeitalter hindurch gearbeitet werden soll, bis Der wiederkommt, der den Lohn austheilt. Wer an diesem moralischen Bau der Menschheit thätigen Antheil nimmt, hat etwas Anders zu thun als über die Ewigkeit träumen.

18.

Ueber Wissen, Ahnen, Wünschen, Hoffen und Glauben.

Noch einige Worte über Wissen, Ahnen, Wünschen, Hoffen und Glauben der Zukunft.

1. Wissenschaft der Zukunft schließt einen klar übersehenen Zusammenhang von Ursachen und Folgen, von Wirkungen und Erfolgen in sich; sie ist also, auch in einem von Menschen übersehbaren Kreise, nur Wenigen gegeben. Diese Wenigen genießen sie, prahlen selten damit, sind aber durch sie auch im Unfall froh und handeln sehr behutsam, sehr sicher. Eine solche Wissenschaft sollte man hervorzutreten nicht abschrecken, sondern auf alle Weise aufmuntern. Sollen über allgemeine Begebenheiten der Natur allein die Raben schreien? Warum soll nicht auch der weissagende Schwan des Apoll's seine Stimme erheben und ein Lied singen von dem, was sein wird, weil das Jetzige so ist und das Vorige so war? Entweder ist alle unser Studium der Geschichte, Statistik und Philosophie nichts, oder es giebt eine solche Wissenschaft der nächsten und einer fernern Zukunft, so weit sie uns angeht. Mag der große Haufe sie verachten, mögen leidenschaftliche Menschen über sie wegspringen, Genien über sie hinfliegen: für denkende, ruhige Seelen ist sie wenigstens ein Witterungskalender, eine Philosophie der wandelbaren Naturerscheinungen, der Meteore. Aus ältern, mittleren und neueren Zeiten ließe sich eine schöne Anzahl Prophezeihungen dieser Art sammeln, die den Geist wecken und sein Urtheil über die Gegenwart schärfen. Wir wollen nicht mit dem Dichter wünschen:

„Ueber das Schicksal
Ihrer Zukunft sei durchaus der Menschen Gemüth blind,
Daß den Fürchtenden doch noch Hoffnung bleibe"; *)

---

*) Sit caeca futuri
Mens hominum fati: liceat sperare timenti.
Lucan., II. 14. 15. — H.

denn die Hoffnung, die aus Gründen erwächst, ist allein eine sichere Hoffnung. Daß aber die bodenlose Erwartung sowie die ungegründete Furcht aus den Gemüthern der Menschen verscheucht werde, gereicht zu ihrem größten Vortheil. So lange sie den Zusammenhang der Dinge, leges et foedera rerum,[1]) kennen lernen zu wollen nicht geneigt sind, schaltet durch ihre eigne Schuld das Schicksal mit ihnen wie mit Thieren. Nur Gründe muß eine solche Wissenschaft vorlegen, keine Orakelsprüche und Räthsel, damit Jeder die Gründe untersuche und die daher gezogenen Schlüsse prüfe.

2. Ahnung der Zukunft ist ein dunkles Gefühl, und je dunkler es ist, oft um so mächtiger, so stärker. Zuweilen ist's eine Krankheit; alsdann wird der Arzt so wenig als der Philosoph, Freund und Beichtvater dies Symptom eines kranken Gemüths verachten; vielmehr wird Jeder in seiner Art den lehrreichen Wink solcher Ahnung, als eines Selbstbekenntnisses, zur Heilung des Kranken gebrauchen; sie werden darin wie in einem Traumbuch, wenn nicht die Zukunft, so die verhüllte Gegenwart und Vergangenheit des Leidenden lesen. Sonst aber ist's eines Jeden Pflicht, Ahnungen, die ihm aufstoßen oder die ihn stille begleiten, anzuhalten, zu befragen und wo möglich in helle Gedanken zu verwandeln. Oefter, als man denkt, ist dieses möglich, indem meistens nur unsre Schläfrigkeit daran Schuld ist, daß wir träumend ahnen, statt wachend voraus zu sehn, ja an dem dunkeln Vorempfinden sogar ein Vergnügen finden. Thiere leitet der Trieb, und auch den Menschen leitet er da, wo er nur Thier sein darf. Wo er als Mensch handeln soll, wird sich die warnende oder aufmunternde Ahnung ihm in eine hellere Stimme verwandeln, sobald er sein eignes Gemüth zu fragen weiß. Statt caeca futuri könnten wir sagen: hominum mens plena futuri: es schlafen in uns weissagende Kräfte und Geister.

3. Wünsche, sagt man, fliegen in die Luft, oft gar in den Mond; wenn sie indeß reife Früchte unsrer Erfahrungen sind, warum sollten sie nicht auch auf unsrer Erde zuweilen ein ihnen gedeihliches gutes Land finden? Ein bescheidenes Gemüth wünscht wenig; seiner eignen Ruhe wegen beschneidet es der fernhin flatternden Phantasie die Flügel und mag nicht gern außer sich selbst wohnen. Die Wünsche aber, die es in dieser ruhigen

[1]) Lucan., II. 2. — D.

Einsamkeit erwärmend ausbrütet, werden um so gewissere, erfreulichere Boten der Zukunft. Alle wissen wir: „Eine Schwalbe führt den Sommer nicht herbei"; aber es kommen mehrere Schwalben, die Nachtigall kommt. O, kein Wunsch, keine Schaar von Wünschen verständiger, edler Gemüther war je ganz verloren! Sie laden die Zukunft ein, sie zwingen sie sanft herbei, sie wallen ihr fröhlich entgegen. Es giebt gewisse edlere Seelen, die nur wünschen sollten; der Dämon der Zukunft steht unsichtbar da, ihre Wünsche in sein Buch einzuzeichnen und zu seiner Zeit zu gewähren. Was schadet's, daß sie selbst sodann ihres erfüllten Wunsches nicht mitgenießen? Sie genossen ihn wünschend, ihre schöne Seele ist im Buch des Genius mit eingezeichnet.

4. Hoffnungen sind meistens reich ausstaffirte Bräute der Zukunft, die Braut selbst aber legt gern ihren entbehrlichen Schmuck ab und ist im leichteren Hausgewande munter geschäftig. Es ist unleugbar, daß wir mittelst süßer Hoffnungen das Leben hindurch gelockt und gewissermaßen getäuscht werden; denn selten giebt die Wirklichkeit das ganz und rein und lange, was die Malerin Hoffnung sich vorspiegelte. Der Kreis unsrer Ideen fordert dies, und die Natur konnte nicht anders. Hoffend umfassen wir das ganze Bild der Zukunft; Tage, Monate, Jahre trennen es, lösen es rasch oder leise von einander: da entflieht der Zauber. Hoffend bereiteten wir die Speise nur für uns selbst, ganz nach unserm Gaum; es giebt aber auch Andre, die mitessen und mitbereiten nach ihrem Gaum. Hoffend genossen wir auf einmal Jahre, Zeiten, Ewigkeiten, ein ganzes Dasein; die Zukunft führt uns durch diese Scenen langsam hindurch und kann auf einmal nicht Alles geben, damit sie noch etwas zu geben habe. Selbst, glaube ich, das ewige Leben wird nur stufenweise genossen werden, nicht so auf einmal, wie es sich z. B. zu seiner Anfeurung und Erhebung der sterbende Märtyrer dachte. Ihm war diese umfassende Vorstellung nothwendig und gut; man kann sie auch keinen Trug nennen, wenn sie sich, zwar nicht auf einmal, aber doch allmählich realisirt. So mit allen Hoffnungen. Sie geben den vollen Accord an, damit er sich nachher breche und in unerwartet sanfte Gänge der Melodie auflöse. Ich bin also nicht der Meinung jener Philosophen, die die Hoffnung aus der Welt verbannt wissen wollten; der Einrichtung unserer Natur nach ist sie uns eine unentbehrliche Leiterin durchs Leben, und gewiß giebt's Menschen, die sagen können, daß sie nie ganz vergebens gehofft haben; dies müßte eigentlich nur der Thor sagen. Nur lasse man sich's gefallen, daß uns die

Rechnung nicht immer in ganzen Stücken und auf einmal, sondern abschläglich und auch in Münze bezahlt werde. Die Zinsen der Verzögerung kommen dabei gewiß in Anschlag.

5. Glaube endlich ist weder Wissen noch Ahnen, weder ein bloßes Hoffen noch Wünschen: er ist eine stille Zuversicht des Unsichtbaren nach dem Maßstabe des Sichtbaren, nach der Analogie des Gegenwärtigen und Vergangenen ein Ergreifen der Zukunft. Glaube ist ein Resultat unserer Erfahrungen, sie alle gleichsam und den ganzen Lauf der Dinge in eine Formel gebracht und dem Gemüth einverleibt. So bauen wir auf die Natur, trauen ihr nicht zu, daß sie uns betrüge, und handeln in diesem Glauben. So trauen wir unsern Sinnen und der belebten Natur, sofern sie innere Kräfte äußert; so den Zügen des Gesichts, der Rede des Menschen. Niemanden ist dabei untersagt, in einzelnen Fällen zu untersuchen, zu prüfen, zu zweifeln; den ganzen Glauben an die Zuverlässigkeit der in allen ihren Wirkungen wahren, in der ganzen Folge ihrer Wirkungen consequenten Natur hebt dieser Zweifel nicht auf, vielmehr befestigt er ihn und sichert jene Wahrheit, auf die wir ganz truglos gern fortbauen möchten. Niemand also sollte das Wort glauben blind verschwärzen und verleumden, da Glaube die Basis aller unsrer Urtheile, unsers Erkennens, Handelns und Genießens ist; im Namen der Welt sollte man sich freuen, daß es einen sichern, festen Glauben an die Natur und an die Consequenz der Dinge gebe. Auch das geistige Leben eines Menschen gewährt eine solche stille Gewißheit, in der man selbst über das Grab hinaus ruhig hinsieht und die ewigen Kräfte nicht in diesen engen Zeitraum, die ewige Wage des Rechts und Unrechts nicht von der engen Sphäre unsrer Sichtbarkeit umschlossen glaubt.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Herder, Johann Gottfried von, 1744-1803

Herders Werke

Bd.: 15

Berlin [1879]